Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht ausleihbar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Zwölfter Band.

Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut.

1847.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

19 Rara
K. W. 3658
2 2

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

35. g 2584

4962 213,01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MEYER'S UNIVERSUM

oder

die schönsten Ansichten der Erde

INDISCHER TEMPEL ZU KUMBUM.

IN MONATLICHEN LIEFERUNGEN

jede geziert

mit

drei bis vier Stahlstichen

von

berühmtesten Künstler

FÜNFZEHNTER BAND

die Lieferungen 133 bis 144 enthaltend

von

H. Meyer

und

des Bibliographischen Instituts

VERLAG VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

An meine Freunde.

Als ich im Jahre 1842, von schwerer Krankheit genesen, nach langer Abwesenheit wieder unter Euch trat und Euer „Willkommen!“ mir entgegen jubelte, da versprach ich Euch: **„Der letzte Jahrgang meines Lebens soll auch der letzte Jahrgang meines Universums seyn!“** — Neun Monate sind jetzt verflossen, seitdem vom elften Bande das letzte Heft erschienen, und Viele fragen: Ist Meyer gestorben?

Nicht der Tod hat sein Gelübde gelöst und auch nicht Krankheit hat es in Bann geschlagen. Andere Geister legten sein Wort in Fesseln. Unermeßliche Arbeit und nimmer rastende Sorge haben sich getheilt in die Habe seiner Seele, und seine Kraft ist aufgegangen in dem maßlosen Streben nach einem zwar großen, aber doch nur materiellen Wirken. Die Pforten der Berge hat er aufgeschlossen, mit den Gnomen und Erdgeistern hat er Brüderschaft getrunken und die Schätze, die sie hüteten, hat er an den Tag gebracht. Tausende, die seinem Willen gehorchen, durchdringen die Klüfte und Spalten der Erde auf sein Geheiß und des Dampfes und der Menschen Kraft fördert die Beute an's Licht aus mehr als fünfzig Schächten. Erzgruben und Eisenbahnen, Kohlenminen und Eisenwerke sind die Parole, welche den Stundenkreis seines Werktages durchläuft, und die Sorge für seine Arbeiterschaaren weckt ihn jeden Morgen und legt sich jeden Abend mit ihm nieder. So hat Gott ihm den Frevel vergolten, den er getrieben hat mit der Willensfreiheit, welche dem Menschen vergönnt ist, und weil er in seinem innersten Heiligthum eine Fackel angezündet, deren Licht nicht nach den höhern Gütern, sondern nach den Schätzen der Tiefe leuchtet.

Aber der nämliche Wille, welcher den Bann gestrickt hat, hat auch die Kraft behalten, ihn zu zerreißen. Ich bin nicht so in der Leidenschaft für mein gewerbliches Wirken befangen, daß alles Bessere gebrochen und abgethan wäre und alle meine Seelensterne erloschen. Tief zwar, ich bekenne es offenherzig, hat es meinen Geist in das irdische gemeine Daseyn niedergezogen; aber geknickt sind darum seine Schwingen nicht. Von heute an sollen sie ihn auf's Neue zu seiner höhern Bestimmung tragen. Daß es so ist, davon gebe die **Fortsetzung meines Buchs** — des **Universums** — das **erste** Zeichen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich kehre nach diesem ehrlichen Bekenntniß aufrechten Gangs in den Kreis zurück, der mir so lieb von jeher gewesen. — Zunächst komme ich zu Euch, Ihr **alten** Freunde, die Getreuen in Gesinnung und Streben seit geraumer Zeit. Ihr werdet mich wieder bei Euch aufnehmen. Ihr werdet unsern Widersachern nicht den Wahn gönnen, daß eine Trennung unter uns geschehen und unser Band gelöst sey. Gleichheit der Gesinnung hat es geknüpft; Humanität und freie Weltanschauung haben es befestigt; sie sind auch die Bürgen seiner künftigen Dauer.

Sodann gehe ich auf Euch zu, Ihr **jüngern** Freunde, und zu Euch, Ihr **Andern**, deren Glaube unter des Zweifels Last schier gesunken war. Oeffnet mir Eure Reihen und schließt den Kreis von Neuem um den alten Meister. **Das** ist sein Versprechen: Jedes seiner Worte komme aus seinem Herzen, denn nur was aus dem Herzen warm, stark, siegreich wieder zum Herzen dringt, dringt in das Leben. In dem **Einen** aber sey unser Bund unzertrennlich: Unsere **Liebe** umfasse alles **Gute** auf Erden, und unser **Haß** sey gerichtet gegen das **Schlechte** unter allen Formen.

Zum Dritten wende ich mich zu Euch, die Ihr mich bisher nicht gekannt habt, und jetzt zum ersten Male eintretet in meinen Leserkreis: — ich reiche Euch die Hand zum herzlichen Willkommen. Sammelt Euch um mich so lange der Geist aus mir redet, welcher so Viele vor Euch mir befreundet hat. Wenn aber je meine Worte hohltönendes Erz würden und leeres Schellengeläute, dann laßt mich allein stehen und die Erbschaft dieses Buches trete irgend ein Usurpator an, der für das Bessere im Leben und in der Zeit würdiger das Wort zu führen weiß. Kein Götzendienst ist alberner als der der bloßen Gewohnheit, und ein Wollen und Streben ohne Kraft und That hat keinen Anspruch auf Achtung.

Ich war immer der Meinung, das bescheidene Maaß meiner Salbung und meiner Weihe käme von Oben, und ich hätte daran kein Verdienst. — Nach so vielen empfangenen Beweisen der Theilnahme, die mein langes Schweigen auf's Neue hervorgerufen, darf ich die Pflicht der Treue im Berufe nicht verleugnen. Die Geister der Tiefe kann ich zwar nicht missen, und auch die großen Werke meiner Arbeit nicht verlassen; ich werde aber nicht wieder dulden, daß die Pflichten, welche sie mir auferlegen, mich den höheren entfremden.

Meyer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DAS INDUSTRIE-AUSSTELLUNGS-GEBÄUDE IN MÜNCHEN

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXX. Der Ausstellungs-Palast für Industrie und Kunst in München.

Der Mensch ist der Gast Gottes auf der Erde. Sie ist ein herrliches Haus und der Hausherr wohl werth, daß die Gäste ihm mit Ehrfurcht begegnen und Sitte und Anstand nicht verletzen. Wenn aber patzige, rohe Buben hereindrängen, lärmen wie in einer Schenke und den Hausherrn wie einen prellenden Kneipenwirth lästern, da sträubt sich das Gefühl des bescheidenen Gasts und er schämt sich Derer, die, gleich ihm, die Gastfreundschaft ansprechen, aber sie mit ihrer Gemeinheit schänden.

Und Solches geschieht vor unsern Augen. Der Frevel ist frecher und schamloser als je zuvor. Wie die Wogen des Wildbachs, den ein Bergsturz stauete, das Thal von Stunde zu Stunde grimmiger verwüstet, so von Jahr zu Jahr schwellender und unbändiger dringt schmutzige Pöbelfluth in das Gotteshaus und tobt gegen Alles an, was die Größten und Erleuchtetsten unter den Menschen zu allen Zeiten als heilig geachtet haben und hochgepriesen. Arges Volk lästert den hohen Herrn, möchte ihn vor die Thüre setzen und sich selber in dem Thronsessel schaukeln. Der Schemen macht sich zum Gott, die Eintagsfliege Mensch setzt sich auf den Altar und proklamirt die „Selbstanbetung" als eine gar herrliche Frucht des emanzipirten Geistes. — Tollhausphantasien, welche dem gedankenlosen Haufen die Köpfe verrücken und, wie im Herbst der Wirbelwind das dürre Laub, Alles im Kreise drehen, was nicht fest auf dem Boden der Vernunft steht! Wann werden diese Schmäher und Leugner des Weltregierers und seiner ewigen Gesetze, die ihr winziges Ich für so groß ausgeben, zur Erkenntniß ihrer Narrheit kommen? — Zwar mag diese Zeit noch fern seyn; denn die Fluth ist noch im Wachsen — noch tanzen die dürren Blätter ihren Veitstanz: aber kommen wird der Tag gewiß, wo die dümmste Idee eines Kretins und die absurdeste eines Bedlamiten nicht so albern und abgeschmackt erscheinen werden, als die Lehre, welche, angethan

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem Nimbus philosophischer Weisheit, den Menschen zum Götzen macht mit dem Marktschreierrufe: — Das ist der wahre alleinige Gott und neben diesem gibt's keinen andern. —

Seitdem die Geschichte den leidigen Beruf ausübt, die menschlichen Irrthümer und Thorheiten in ihre Tafeln einzugraben, ist kein verächtlicherer Baalsdienst erfunden worden, als diese Adoration des menschlichen Ichs. Nie hat der irrende Gedanke einen tollern Begriff erzeugt, nie hat größerer Unsinn um Jünger und Gläubige geworben. Welche Demüthigung für die hochfahrende und dünkelvolle Gegenwart, wenn man einst ihre Periode mit der Aufschrift bezeichnet: „Zeitalter der Götter mit Fleisch und Bein, in Blouse und schwarzem Frack!" —

Gestattet mir, ihr stolzen Götter des Tags, daß ich euch einen Spiegel vorhalte, eure Riesengestalten darein zu schauen. Tretet hinaus mit mir in die Nacht, unter den Azur des Firmaments mit seinen Milliarden Welten. Dort in dem Sternenring, in dessen milchweißem Schimmer der Glanz von Millionen Sonnen aufgeht, in ihm dreht sich auch unsere Sonne mit ihrer Erde, und dort, wo die Alcyone ihr funkelndes Licht in den Weltraum wirft, da ist die Axe für jenes schimmernde Weltenrad, die Centralsonne nämlich, welche jenem prächtigen Sternengürtel die Bedingungen seines Gesammtlebens und seiner Bewegung verleiht. Jedes Sonnenjahr, — ich meine die Zeit, in welcher unsere Sonne einmal ihre Kreisbahn um die Alcyone vollendet, — faßt 180 Millionen Erdjahre. Sechs tausend der letztern zählt unsere Geschichte, d. h. so lange zählt das Menschengeschlecht seit dem ersten Erinnerungsschein aus seiner Kindheit: und dieses Kinderlallen von sechs Jahrtausenden, das nennt der Mensch bei dem prächtigen Namen: Weltgeschichte. Dreißig tausend solcher, das ganze Menschheitsleben seit der ersten Sage umfassenden Zeiträume machen aber erst ein einziges Sonnenjahr. Wie wird nun dem Sonnenbewohner der ganze Zeitraum unserer Weltgeschichte erscheinen? eine Viertelstunde. Und die Menschheit? eine Ephemere. Und der Mensch? die Vergleichung fehlt mir; kein Maßstab ist so klein, es auszudrücken. Und das Menschenleben? ein Augenschlag.

Und du — Mensch! — willst den alten Herrgott schelten, du Erdengast des Augenblicks willst den Vater der Ewigkeit vor die Thüre werfen und dich selbst zum Herrgott proklamiren? — Wie? kann denn ein Stäubchen, das einen Moment im Sonnenstrahle zuckt, die Sonne aus ihrer Bahn verdrängen? — Erröthest du nicht vor diesem Spiegelbilde, und erschrickst du nicht vor der entsetzlichen Bornirtheit, die es dir möglich gemacht hat, dich zum Anhänger und Gläubigen der absurdesten Lehre zu entehren, welche je ein philosophischer Narr den Menschen aufgeheftet hat? Ein Blick in's Universum, dessen Vorhang dem gesunden Menschenverstande immer aufgezogen erscheint, reicht hin, alle menschliche Hoffart und ihre Ausgeburten unfehlbar zu zerstören. Von allen Gaben Gottes an die Menschen ist die Fähigkeit dieses In-den-Weltraum-Schauens, dieses Berechnens, Fassens

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Begreifens der Weltordnung und der Wirkungen ihrer Gesetze nach Raum und Zeit die allergrößte, und der Spruch eines Weisen des alten Bundes:

„Blicke zum Sternenheer empor, auf daß du anbeten lernest den Herrn und von der Hoffart lassest!"

gilt noch heute wie vor vier tausend Jahren.

Wen aber das liebe Angesicht Gottes am Himmelszelt nicht erfreuen und erwärmen kann, und auch seine Stimme im Sternenchor nicht bekehrt; — kurz, wer von seiner Narrheit nicht lassen will, dem ist freilich anders nicht zu helfen, als durch die Zwangsjacke des ewigen Sittengesetzes, das er vergebens verleugnet. Wer bricht den ungebärdigen Geistern die Gewalt, wenn sie, ihrem Wahne sich hingebend, alles Maß vergessen, alle Schranken überspringen? Wer hängt das Blei an ihre Fittige, wenn sie ihren Flug jenseits der Grenzen der Vernunft, des Rechts und der Wahrheit richten? Eben Das, was sie verspotten. Bei allen Wandlungen in den Anschauungs- und Vorstellungsweisen der Zeit wird sich immer wieder die Erfahrung geltend machen: daß, um so hoffärtiger der Mensch in seinem Wahne ist, um so tiefer er fällt, und je heftiger und frecher er sich auflehnt gegen die Gesetze der sittlichen Welt, je gewisser ist seine Demüthigung. Aller Emancipationsdrang gegen Gottes Gebot endigt in Schmach und Verwirrung. So ist's geschehen in den frühesten Tagen und so wird es seyn in den spätesten Zeiten.

Also nicht Dieses, daß Gefahr drohen könnte den unwandelbaren Grundlagen der sittlichen Welt aus dem Wahnwitz, welcher Gott verleugnet und der Moral und dem Rechte spottet, — darf uns beunruhigen, sondern um der Narren selbst willen soll uns ihre Narrheit bekümmern. So lange das Auflehnen gegen Gott und seine Weltordnung Sache der Schule war, so lange blos der Philosoph die Schellenkappe trug, so lange hatte es wenig zu sagen. Das Betrübende aber ist, daß die Lehre der Negation Dessen, was wir für heilig und unwandelbar achten, arglistig unter das Volk ausgestreut wurde, daß sie die Vorstellungsweise der Massen vergiftet und da Verwüstungen anrichtet, wo ihnen wahre Bildung keinen solchen Damm entgegen setzen kann, wie in den vornehmern Zirkeln der Gesellschaft. — Indem die Apostel und Verbreiter jener Lehre arglistig den Landbewohnern und Arbeiterklassen weiß machen, daß man blos bestrebt sey, sie in den Kreis der höhern Civilisation zu ziehen, ruft man die Waffen des rohen Verstandes und einer ungezügelten Phantasie zur Bekämpfung des Edeln in der Menschennatur auf und stachelt die wilden Gelüste zur Ausrottung der Begriffe von Gott, Recht und Tugend. Die tonangebenden Geister — jene Menschen ohne Gott, ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Ehre, ohne Trost im Herzen — mißbrauchen die Gewalt des schriftlichen Worts, um unter dem Vorwand, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geheimniß der höhern Bildung und Geistesemancipation zu verrathen, die Proletarier und Bauern zu entsittlichen und in den Abgrund der Corruption herabzustürzen, in welchem sie selbst sich wälzen. Man bietet den Massen das Schlechteste an, was die Schlechten der vornehmen Stände brandmarkt: — Sittenlosigkeit, Rechtsverhöhnung und Atheismus. Man sagt ihnen, wenn sie die Laster jenes Auswurfs der Höherstehenden kennen gelernt und sich angeeignet haben, daß sie nun den praktischen Kern vornehmer Bildung besitzen. Von den Gütern ächter Civilisation lassen jene Apostel der Vernichtung keinen Brosamen in das Volk fallen, und wenn es darnach verlangen sollte, so sagen sie ihm, es sey nicht der Mühe werth, darnach zu greifen. Kann es unter diesen Einwirkungen ein Wunder nehmen, daß sich das Streben nach Anarchie in allen Richtungen der Lebensverhältnisse und der tiefe Haß gegen die gesellschaftlichen Gesetze unter den untersten Klassen immer heftiger kund gibt? Der Mensch, der die ewige Wahrheit verspotten gelernt hat, der keinen Gott mehr im Herzen hegt, als sein eigenes schmutziges Ich, dem die Tugend nur noch ein Popanz ist für Kinder und das Eigenthumsrecht eine Fiktion — der kann auch die gesellschaftliche Ordnung überhaupt nur noch als eine nichtswürdige Fessel ansehen, und er muß streben, sie zu zerbrechen. Ist das Menschliche ausgezogen und die Bestialität der Natur allein noch geltend, so wird der Mensch, sobald er sich befreit hat, als Bestie wüthen. Das ist aber volles Wasser auf die Mühle Derer, die am entgegengesetzten Ende stehen und die Völker mündeln, zwingen und knechten, nicht von Gottes Gnaden. Wo das Dämonische die Massen bewegt, da ist despotisches Gelüst und mittelalterliches Gewaltrechtsstreben um Rechtfertigung nie verlegen, und bereitwillig stellt sich die Furcht vor den Gräueln der Anarchie unter den militärischen Gehorsam. Jene Furcht — sie hängt in unserer Zeit als die schwerste Last dem Genius des Fortschritts zur Freiheit und Humanität an den Füßen. —

So leben wir einerseits unter den Symptomen einer schreckenerregenden Verwilderung, deren unheimlicher Geist die Menge mit seinem Hauche vergiftet hat, — eine Erscheinung, die die allertrostloseste ist von allen traurigen der Gegenwart und namentlich in Deutschland Zustände herbeiführt, ähnlich denen, unter welchen Frankreich kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution seufzte, — andererseits unter den wahnwitzigen Bestrebungen einer mit Blindheit geschlagenen Kaste, welche Begriffe, Wesen und Institutionen des Mittelalters auf die Gegenwart zu pfropfen und die Völker auszubeuten trachtet wie Heerden, statt sie zu beglükken. Nur zwischen diesen Extremen waltet ruhiges Schaffen und Leben als erfreuliches Zeichen, daß darum die Menschheit nicht stille stehe auf dem Kulturpfade, weil es Leute gibt, die vom alten Gott der Psalmen die Abdikation fordern, oder die Rechtlosigkeit der Völker behaupten. — Es ist die stille, ruhige Entfaltung der Wissenschaften, die Vermählung derselben mit dem praktischen Leben, welche uns, ohne daß wir es fordern, ja ohne daß wir es uns recht bewußt werden, mit den Elementen für ganz neue Zustände und Wandlungen beschenkt, die dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geschlechte in nächster Zukunft bevorstehen. Schon hat sie durch Eisenbahnen und Dampf dem Menschenleib Flügel verliehen und durch die Elektrotelegraphie der Gedankenmittheilung die Schnelligkeit des Blitzes; — noch ein Jahrzehent und eine Fahrt um die Erde, das weite Völkerhaus, wird ein fashionabler Sommerausflug seyn. Der Geist des Umgestaltens dringt in alle Verhältnisse. Wissenschaft und Kapital vereinigen ihre Kräfte und ziehen ein in die Gewerbe; diese sprengen die alten Formen und wachsen zu Riesen auf, welche, indem sie die Nachfrage nach Arbeitskräften steigern, allmählig für die Arbeiter selbst einen höhern Lohn und der hervorragenden Geschicklichkeit ein besseres und ehrenvollereres Daseyn verschaffen müssen. Was man noch vor wenigen Jahrzehenten für unmöglich hielt — daß nämlich Rang und Geburt aus den höchsten Zirkeln herabsteigen würden in den Kreis der Gewerbe, — ist That geworden vor unsern Augen. Regierende Häupter sind in die Reihen der Gewerbsleute getreten, Fürsten schmieden die Nägel für die Schuhe ihrer Bauern, und große Staatsmänner erröthen nicht, daß man ihren Namen, der unter Friedensschlüssen und Kriegserklärungen glänzt, auch einem Flanellstück einwebt, aus dem die Magd ihren Rock näht. Wer sieht noch eine Demüthigung darin, wenn der Herzog von Meiningen für das Dach des ärmsten Häuslers seines Landes Schiefer brechen läßt, wenn man dem Esel den Huf beschlägt mit herzoglichem Eisen, wenn Metternich für eine neue Schrotmühle ein Patent löst, oder wenn ein Erzherzog des Kaiserhauses die rauhe Hand des Hammerschmieds drückt und den Mann vor allem Volk seinen Collegen nennt? Das gehört zur neuen Ordnung und ist nicht werth, davon zu reden. Es ist indessen nicht das Kleinste unter dem Großen, was die Gegenwart uns vor Augen führt. Denn indem die Großwürdenträger der Völker sich zu den Fabrikanten gesellen, ist der Gewerbfleiß selbst zu Ehren gekommen, und er nimmt mit jedem Jahre allgemeiner, entschiedener und fester die Stellung und Geltung ein, welche ihm zukommen, aber während dem letzten Jahrhundert bei dem Verfall des Zunftwesens gänzlich verloren gegangen waren. Laßt nur erst eure Repräsentanten, ihr Arbeiterschaaren, denjenigen Platz erlangen im Staate, den sie einnehmen wollen und einnehmen werden, — laßt sie nur erst den Kampf mit ihren Gegnern, dem Katheder-dünkel, der Beamtenherrschsucht und den Vertretern des Junkerthums siegreich ausgekämpft haben, dann wird auch dem Proletariat Das werden, was es auf dem Wege der Gewalt und Eigenmacht nie erlangen kann: — ich meine Erfüllung seiner billigen Ansprüche auf ein besseres Daseyn, auf den erweiterten Mitgenuß der menschlichen Güter, auf ein sorgloseres Alter, auf ein größeres Maß von Hülfsmitteln gegen die Noth und die Widerwärtigkeiten des Lebens. Mit dem wilden, raubsüchtigen Gelüste nach „des Nächsten Haus, Hof, Weib, Gut und Allem, was sein ist," das die falschen Freunde der Proletarier aufstacheln, ist denselben nicht geholfen, und noch weniger mit Fourier'schen und und Weitling'schen Phantasien, deren Unpraktisches jeder Vernünftige begreift. Von uns — von den Männern, welche in ihren Arbeiter-Phalanxen nicht blos die Stützen ihres Reichthums und ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Macht sehen, sondern auch einen Quell der Pflicht und des Berufs, Menschenglück mit Menschenarbeit zu verbinden, — von uns, sage ich, hat das Proletariat die Erfüllung seines gerechten Anspruchs auf genügende Geltung im Staate, Gleichheit der Berechtigung und die Befreiung von dem demüthigenden Druck zu erwarten, der auf den Arbeiterklassen mehr oder weniger überall noch lastet. Bereits wird dafür vielseitig angebahnt. Immer mehr Stimmen werden aus dem Kreise der Fabrikanten selbst laut, welche für die Arbeiter ein besseres Loos und menschlichere Fürsorge begehren, und da und dort wird auch das Wort zur guten That. — Allerdings ist an Uebereinstimmung im Prinzip unter den Arbeitsgebern noch nicht zu denken, und noch entfernter liegt die allgemeine Anwendung. Aber sie wird kommen und dann kann auch der Staat nicht länger ein passives Verhalten in einer Frage fortsetzen, welche so tief in sein Leben eingreift. Er hat sich bisher begnügt, das Produkt der Arbeiter, das Erzeugniß zu ehren. Er that's aus wirthschaftlichen Motiven. Das ist der Anfang. Er wird damit endigen, auch den Erzeugern gerecht zu werden, und wo er es nicht freiwillig thut, da wird die Nöthigung nicht ausbleiben.

Ein Ehrentempel der Arbeit ist's, was die erste Seite des neuen Bandes meines Buches schmückt; ein Tempel der neuen Zeit — ihr erster in Deutschland. Als der Herrscher Preußens in seinem ersten Regierungsjahre die Erzeugnisse der deutschen Arbeit zu einer Schaustellung in seiner Hauptstadt sammelte, wies er — (sollte es eine Allegorie seyn?) — den ernsten Kriegsgott hinaus aus seiner alten Wohnung und bot sie dem heitern Genius des Gewerbfleißes an, dem Schützling des Friedens. Das Schauspiel ging vorüber und das Berliner Zeughaus ward seiner Bestimmung zurückgegeben. Anders der Bayernkönig Ludwig. Es ist schicklich, — meinte er — daß, wenn ich Kunst und Gewerbfleiß zu mir einlade, ich sie einziehen lasse in ihr eigenes Haus, wo sie es bequemer haben, als in einer Kaserne.

Die Lage dieses Prachtgebäudes für Ausstellungen ist der Glyptothek gegenüber, und seine Formen versetzen in die beste Zeit der altgriechischen Architektur, deren schönste Denkmäler neu in's Leben zu führen sich Ludwig I. zu einer Hauptaufgabe seiner Kunstunternehmungen gemacht hat.

Wie in der Wallhalla und der Halle des Ruhms die ernste dorische Ordnung ihre schicklichste Anwendung gefunden hat und die jonische in der Glyptothek, so wurde der korinthische Styl für das Ausstellungsgebäude gewählt. Die alte Kunst hat in demselben nur kleine Gebäude aufgeführt und seine Anwendung meist auf den Säulenschmuck von Portiken und Hallen beschränkt. Hier galt es, ein großes, umfassendes Gebäude in der Anordnung des Tempelbaus ganz in diesem Style auszuführen, eine Aufgabe, die schwer war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der erste Blick läßt erkennen, daß dem Meister die Lösung seiner Aufgabe glückte. Es ist ihm gelungen, für die feinen und reichen korinthischen Formen überall jene Kombination zu finden, welche den wohlgefälligen Eindruck hervorbringt, der nur aus der vollkommenen Harmonie entspringt. Massenhaft und mächtig steigt der Unterbau empor, auf dem der breite Oberbau mit seinem schlanken, zierlichen Verhältniß gleichsam zu schweben scheint. Zu ihm führen zwei und zwanzig Stufen in der ganzen Breite der Vorhalle — angemessen dem Bedürfniß der Menschenmassen, welche zu den Zeiten der Ausstellungen sich auf und ab bewegen. Die Umfassungsmauern des Gebäudes sind ohne Fenster; Oberlicht, im Dache angebracht, erhellt die Räume. Die prachtvolle Vorhalle wird nach außen von 8 korinthischen, kannelirten, 42 Fuß hohen und 4½ Fuß dicken Säulen getragen und schirmt den Zugang zu dem Innern, welchen prachtvolle, eherne Flügelthüren verschließen. Der Giebel von 14 Fuß Höhe und 95 Fuß Breite schließt an beiden Ecken mit den bayerischen Löwen und in der Höhe mit einem Phönix ab, dem Sinnbilde ewiger Verjüngung; denn Verjüngung bedingt Leben und Fortschritt in der Kunst wie in den Gewerben. Den innern Giebelraum schmückte Schwanthalers Meißel mit Gruppen von Marmorfiguren aus, welche auf die Bestimmung des Gebäudes Bezug haben.

Durch die geöffneten Pforten von Erz tritt man aus der Vorhalle in das Vestibül. Es ist ohne Schmuck. Rechts und links führen Treppen in die obern Räume des Mittelbaus, welche mit zu den Ausstellungen dienen. Ein Thor leitet aus dem Vestibül in den Hauptsaal. — Nicht die Pracht der Verzierung blendet das Auge; denn dekorirender Flitter wäre hier übel angebracht: es erfreut edle Einfachheit und das Ebenmaß der Verhältnisse. An den Hauptsaal reihen sich zu beiden Seiten die übrigen Räume.

Die Gesammtlänge des Gebäudes ist 224 Fuß bei einer Tiefe von 74 Fuß. Für eigentliche Kunstausstellungen bietet es hinlänglichen Platz dar; für allgemeine Gewerbeausstellungen aber ist es wohl zu beschränkt. Es soll in der Absicht des Königs liegen, für solche einen zweiten, noch viel größern Bau auszuführen, dessen Räume weit genug sind, um die Gewerbserzeugnisse des Vaterlandes in angemessener Menge zur Anschauung zu bringen.

Das Münchener Ausstellungsgebäude wurde 1845 vollendet. Das Material ist Sandstein, bekleidet mit gelblichem, Eichstädter Marmor. Der Baumeister ist Friedrich Ziebland, und er darf stolz auf sein Werk seyn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXI. Woolwich.

Aller Reichthum ist gnomischer Natur. Das Saatkorn selbst muß seine Wurzeln in die Erde senken, und der Baum entnimmt der Finsterniß die Stoffe, aus denen er seine Frucht bereitet. — So kann auch die irdische Macht den unterirdischen Ursprung nicht verleugnen; denn Reichthum ist ihr stärkster Arm und ein armes Volk hat noch nie dauernde Herrschaft auf Erden geübt. Allein giebt jedoch der Reichthum eben so wenig Macht, als er sie erhält, und ein mit Schätzen gesegnetes Volk, das still und behaglich für sich fortvegetiren wollte, würde immer die Beute Anderer werden. Der Reichthum muß den Nationen, die nach ausgedehnter Herrschaft streben, nie mehr seyn wollen, als ein Mittel, ein Diener des Willens, welcher rastlos nach immer weiterem Wirkungskreise trachtet. Eine höhere Rolle spielt er auch nicht in dem einzigen Weltreich, welches die Gegenwart so nennen darf. — Wir sehen England im Besitz unermeßlichen Gutes; aber es genießt es nicht. Es ist in steter Bewegung umher getrieben, stets wogend und stürmend wie ein Luftmeer, immer aufgeregt, immer angespornt, immer gährend, stets im Zustand der Verjüngung, fort und fort weiter strebend nach Höhe und Tiefe; einwirkend, belebend, regenerirend auf alle Völker, die es berührt, oder ihre Auflösung beschleunigend. Trachtend mit beharrlicher Gier nach der Vergrösserung seines unermeßlichen Besitzes, verfolgt es mit nicht minderem Eifer die ihm von Gott angewiesene höhere Bestimmung und ein Freund christlicher Gesittung, der Humanität und der Freiheit, ist es der natürliche Bundesgenosse aller Völker, die gleichartige Bestrebungen in vernünftigen Schranken verfolgen. Festen Fußes steht die große Britannia auf der Mutter Erde, doch ihr Haupt ist aufwärts gerichtet. Sie achtet das Zeitliche hoch, wie die alte Roma; aber sie wirkt für das Ewige so bedeutsam, wie das ältere Hellas. Das wird die Welt ihr danken, wenn ihre irdische Herrlichkeit erblichen ist, und der Arm, der sich jetzt befehlend über das Erdrund ausstreckt, keinem Sonnenstäubchen mehr gebietet. —

Nicht leere, gaukelnde Luftgestalten, wie in des Menschen Traum, sondern Thaten von innen heraus lebendig, Riesengeburten schaffender Thätigkeiten sind es, mit denen das britische Weltreich seine äußere Erscheinung kund thut. In Titanenweise hat es nach der Weltherrschaft gerungen, und titanenmäßig wirkt es immerfort für die Erweiterung und Erhaltung solcher Herrschaft. Wo wir hinblicken, auf die britischen Küsten, oder in das Binnenland, auf die nahen oder auf die fernen Colonien, auf die einsamen Felsen der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

WOOLWICH

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meere, oder auf die Zinnen der Gebirge, überall finden wir dasselbe herkulische Thun und Treiben, überall die Denkmäler hoher Staatsweisheit und großartigen Waltens. Nicht Vesten sind es, durch welche die Briten Sicherheit für die Herrschaft suchen: — der Waffenplätze hat England wenige in seinem Weltreiche; — nur hier und da ist in tausendmeiligen Fernen in den Meeren oder an den Küsten ein Gibraltar aufgerichtet. — Gute Verwaltung, Eröffnung der Hülfsquellen der ihrer Herrschaft untergeordneten Länder durch Werke des öffentlichen Nutzens, durch Erhebung des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels, das sind die stärkeren Bande, mit denen England so viele Nationen an seine Botmäßigkeit fest zu knüpfen weiß. Gehen wir nach beiden Indien, nach Afrika, nach Nordamerika, nach Australien: wer sind die Schöpfer dieser Landstraßen, dieser Eisenbahnen und Kanäle, dieser prächtigen Häfen, dieser bewundernswürdigen Docks und Aquädukte? Wer errichtete diese Banken, diese Fabriken, diese ungeheuern Etablissements für den Ackerbau? Wer setzte diese Prachtgebäude und Paläste, die Zeichen königlichen Reichthums, in den Schooß der fremden Städte, und wer hat diese opulenten Anstalten für Religion, Kunst und Wissenschaft in fernen Zonen so freigebig gegründet? Britischer Gemeinsinn, britisches Geld und britischer Unternehmungsgeist von britischer Staatsweisheit geleitet. Kaum ist irgendwo auf der Erde dem Weltreich ein neuer Länderzuwachs angefallen, so senden auch die großen und reichen Familien Englands ihre Söhne aus, um ihren zeitlichen Vortheil mit der Ehre des Vaterlandes zu verbinden. Aus den einfachen, anspruchslosen Häusern in der Hauptstadt wandern von Jahr zu Jahr unermeßliche Kapitalien an der Hand der Intelligenz und Großsinnigkeit fort, um die kaum gewonnenen Länder mit Bauten und Anstalten zu schmücken, welche Mit- und Nachwelt erfreuen. Solcher Geist ist's, der den Ruhm Britanniens gründete, und aus diesem Geiste sind die mächtigen Männer und die hohen Gestalten erwachsen, die, wie die Chatam, Fox, Bridgewater, Canning ꝛc., an die heroischen Zeitalter erinnern.

Während die britische Nation das Erdrund zu ihrer Heimath zu machen strebt und mit unwiderstehlicher Wanderlust in allen Zonen siedelt, bleibt die kleine Insel, die der Stammsitz der großen Genossenschaft ist, ihr doch über alles theuer. Old-England ist ihre Akropolis, in der sie ihre liebsten Schätze bewahrt; Old-England ist die Burg ihrer Freiheit, der Mittelpunkt und das Herz, welches Leben und Wärme in die fernsten Glieder führt. Vorzugsweise in England sind auch jene furchtbaren Rüstkammern für Angriff und Vertheidigung, welche zu der Eifersucht, dem Haß und dem Neid der fremden Nationen die Furcht gesellen und die britische Suprematie vor jedem wirksamen Einspruch des Auslandes schirmen. Man darf nur die Arsenale von Woolwich, Portsmouth, Deptford, Plymouth, Chatam und Sheerneß gesehen haben, um überzeugt zu seyn, daß die Zeit jedenfalls noch fern ist, wo ein äußerer Feind Englands Macht erschüttern könnte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Woolwich, das 8 englische Meilen unterhalb London an der Themse liegt, bildet mit seinen unermeßlichen Werken gleichsam die Propyläen zum Hafen der Weltstadt. Bis zur Zeit Heinrich's VIII. war es ein Fischerdörfchen. Dieser König errichtete ein Werft zum Bau von Kriegsschiffen und umgab dasselbe mit Schanzen. Aus diesem Anfange sind die jetzigen Anlagen erwachsen.

Das heutige Woolwich hat nicht blos als Marine-Arsenal eine große Wichtigkeit; eine nicht geringere erhält es als Depot für die Artillerie der ganzen britischen Streitmacht. — An diese Bestimmung knüpfen sich mehre Anstalten: z. B. die Artillerie-Cadettenschule für 300 Zöglinge, ein Artillerie-Hospital mit 700 Betten, die Kasernen für die gesammte Artillerie mit Raum für 10,000 Mann; Kanonengießereien, Lafettenbauwerkstätten, Laboratorien für die Anfertigung von Wurfgeschossen, Brandern ꝛc. und für die Signal- und Leuchtfeuer der Flotte und der Landtruppen.

Sämmtliche Anlagen nehmen, den Ufern der Themse entlang, einen Raum von mehr als 15 Millionen Quadratfuß ein; die Gebäude allein bedecken ein Areal von 4000 Fuß Länge und 700 Fuß Tiefe. Fünf Docken für den Bau der größten Kriegsschiffe machen Front gegen den Strom; für die britischen Flotten, welche in den letzten hundert Jahren auf allen Meeren kämpften und siegten, ward hier unablässig gezimmert. Zur Zeit des Continentalkriegs überstieg die Zahl der Arbeiter in Woolwich oft 6000; sie ist jetzt 2000—2500. Alles ist riesenhaft in diesen Anlagen. Die Werkstätten z. B. für die Fertigung der Ankertaue, die Ketten- und Ankerschmieden, die Walzwerke für den Kupfer- und Zinkbeschlag der Schiffe, die Ateliers für Modellbau, und jene, in welchen das Schiffbauholz zugerichtet wird, die Magazine für die Rohstoffe ꝛc. sind Gebäude, welche 600 bis 1000 Fuß Fronte haben. Bei den meisten Arbeiten sieht man die gefesselten Naturkräfte dienstbar; überall hat jener praktische, kunstreiche Geist, der der britischen Nation in Allem, was Arbeit heißt, ein entschiedenes Uebergewicht über alle andern Völker verleiht, sich eine thätige Maschinenwelt für die besonderen Arbeitszwecke geschaffen und hergerichtet, so daß den Menschen nichts weiter übrig bleibt als die Nachhülfe und die Ueberwachung. Das Spinnen des Hanfs für die Taue, das Theeren sogar für die einzelnen Fäden, die Bewegung aller Lasten, das Zertrennen und Fügen, das Glätten und Hobeln, das Schmieden, Biegen und Nieten der Metalle, das Krümmen und Zerkleinern der Hölzer — Alles ist Maschinenwerk, und die gebannte Riesenkraft, welche es verrichtet, folgt gehorsam der Hand des Menschen. Ungeheuere Geschütze, welche bestimmt waren, die Mauern indischer Bergfesten zu zermalmen, sah ich bohren von einem Knaben. Tonnenschwere Bloche von Eichenholz erhalten in einer der hiesigen Werkstätten unter den Messern und Hobeleisen einer Dampfmaschine, fast ohne alles menschliche Zuthun, ihre erforderliche Form in so viel Stunden, als der Schiffszimmermann sonst Tage brauchte, und mit einer Präzision und Nettigkeit, welche die geschickteste Hand nicht übertreffen kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Für den gewöhnlichen Besucher, den sein Cicerone eilig von Raum zu Raum, von Werkstatt zu Werkstatt, von Dock zu Dock drängt, ist es durchaus unmöglich, zu einer ruhigen Auffassung des Ganzen zu gelangen. Er taumelt von einem Erstaunen zum andern, und verliert am Ende den Faden, die Gegenstände an einander zu reihen. Mir ist es selbst so ergangen. Erst als ich zum dritten und vierten Male wieder kam, gewann ich eine klare Vorstellung von dem Zusammenhange aller Theile. Am meisten wird der Beschauer von dem Leben auf den Werften angezogen, deren Bassins, jedes für sich, mit Vorrathshäusern umbaut sind, damit Alles nahe zur Hand sey, was zur Construktion eines Schiffs erforderlich ist. Hart an den Kayen rutschen von Eisenblech gefügte Schuppen auf Rädern und Eisenbahnen hin und her, bald dahin, bald dorthin, wo eben Arbeiter oder Material Schirm und Schatten bedürfen. Dazwischen kreuzt hunderterlei Fuhrwerk, manches gar fremdartig gestaltet, weil jedes für seine Bestimmung zweckmäßig construirt ist. Die Fortbewegung geschah schon damals, als ich Woolwich sah, auf Schienenwegen, — und es liegen zwischen damals und heute dreißig Jahre! Erst zwanzig Jahre später wurde in Deutschland auf der ersten Eisenbahn gefahren.

Der eigentliche Löwe der Woolwicher Sehenswürdigkeiten ist der Artilleriepark und sein Zubehör. Nicht weniger als 26,000 Stück Geschütze, von allen Arten und Kalibern, sah ich (es war bald nach dem Pariser Frieden) dort aufgestellt, oder, lafettenlos, zu Pyramiden aufgeschichtet. Unter einem Schuppen lagen die Kanonen zur Armirung von 200 Batterien. Während ich mich hier umsah, donnerten auf dem Exercierplatz der Artillerie über hundert Feuerschlünde und in der Nähe desselben sah ich Befestigungen aufgeworfen mit Außenwerken und Approchen, um Artilleriecadetten den Angriff und die Vertheidigung von Festungen zu lehren. Auf einem weiten Bassin lagen Kriegsschiffe und Kanonenboote und beschossen Gemäuer in der Ferne. Andere übten sich im Entern, Brander-Anhängen und andern Künsten des Seekriegs. Hohe Stangen mit aufgesteckten Flaggen waren das Ziel der Wurfgeschosse, der Bomben, Granaten und Congreve'schen Raketen.

Das Land freute sich damals des jungen Friedens; aber während der Feste, welche der prunksüchtige Georg IV. seinen Gästen, den Monarchen, gab, die mit ihm den Bund für die Erhaltung ewiger Ruhe geschlossen hatten, während die Corporationen und Magistrate aller Großstädte des Reichs mit einander wetteiferten, die Friedensgeber zu ehren, — sagte ihnen das donnernde Woolwich, daß die Nation wach sey und die Lehre nicht vergessen habe, daß ein Volk, welches sich den Frieden erhalten wolle, auf den Krieg vorbereitet seyn müsse. Und so lange dieser Geist dem Volke inne wohnt, verbunden mit der Festigkeit, Kühnheit, Verfassungsdisciplin, dem stolzen Selbstgefühl und dem Fleiße, der mit dem tausendfältigen Geäder seiner Industrie die Erde umstrickt und immer neues Gut zum alten häuft — so lange wird auch das Schwertrecht des fremden Eroberers in England unbekannt bleiben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXII. Basel.

Hart am Rheinstrom, am Thore Helvetiens, Frankreichs und des deutschen Bundes, in einer gesegneten, schönen Landschaft, liegt das „reiche" Basel, ehedem eine freie Stadt und Vormauer des deutschen Reichs, bis auch dieser Eckstein vom morschen Haus abbröckelte und es, im Anfang des 16. Jahrhunderts, mit seinem Gebiet als Kanton dem Schweizerbunde beitrat. Dieß Verhältniß dauerte bis zum Jahre 1832. Die Landgemeinden, welche bis daher von Basel, der Stadt, in politischer Nichtigkeit erhalten worden, waren endlich zum Gefühl ihrer unwürdigen Lage gekommen, und nach manchen vergeblichen Versuchen, sie friedlich zu ändern, sprengten sie, in einem allgemeinen Aufstande, in jenem Jahre ihre Fesseln und sagten sich aus dem politischen Verbande der Stadt los. Der kurze blutige Kampf, in welchem die Stadt unterlag, endigte in der Trennung des Kantons. — Basel-Stadt und Basel-Land schieden so, daß jedes fortan bei der Tagsatzung für Bundessachen eine halbe Stimme selbstständig repräsentirte. Mit zwei treu gebliebenen Dörfern hat Basel-Stadt etwa 20,000 Seelen. Nicht nach Bevölkerung, sondern nach Areal ist es, nächst San Marino, die kleinste der Republiken auf der Erde.

Die Römer schon hatten ein Castrum auf der Stelle des heutigen Basels zum Schutz der Hauptstadt der Provinz, der prächtigen Augusta Rauracorum. In spätern Zeiten setzte das Christenthum einen bischöflichen Stuhl hin mit reicher Ausstattung, und über die letzten Trümmer des Standorts römischer Legionen stiegen (im 11ten und 12ten Jahrhundert) jene auf unserm Bilde aus der Häusermasse hervortretenden beiden Thürme des Münsters empor. Während der Kreuzzüge gelangte Basel, als nunmehriger Knotenpunkt der Hauptverkehrstraßen Frankreichs, Belgiens, Deutschlands und Italiens, zur Handelswichtigkeit und wachsendem Reichthum. Die Stiftung einer Universität im 15ten Jahrh. aus bürgerlichen Mitteln läßt den großen Sinn erkennen, der damals das Gemeinwesen belebte. Basel ward ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit und der freien Forschung auf allen Feldern der Wissenschaften, ein Sammelplatz der reichsten Geister, der unternehmendsten Köpfe, der berühmtesten Künstler. Erasmus, Froben und Holbein lebten als Zeitgenossen und als Freunde hier. Die Bürgerschaft erstarkte zu einer furchtbaren Kraft und offenbarte ihre Macht in Thaten der Kühnheit und langen Ausdauer. Auf eigne Hand führten die Bürger von Basel einen dreißigjährigen Krieg gegen die adeligen Raubhorden des Oberrheins, des Elsaß und Schwabens, und sie ruheten nicht, bis sie alle bezwungen. Sie zerstörten ihre Schlösser,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rotteten die Geschlechter aus, welche so wenig Anspruch auf Schonung machen konnten, als wilde Bestien, machten ihre Knechte und Hintersassen zu Leibeigenen und sich zu Herren ihrer zunächst liegenden Güter. Nachdem sie so die Macht des Adels gebrochen hatten, brachen sie auch die des Bischofs, und der Emancipation von den Banden der Kirche folgte die von den Banden des Reichs. Ihren Eintritt in den Schweizer-Bund sanktionirte der westphälische Friede. Aber der Abfall vom Reich brachte den Baselern kein Glück. Die reichen, stolzen aristokratischen Geschlechter richteten, als sie keinen äußeren Feind mehr zu bekämpfen hatten, ihr Ziel auf die Herrschaft über ihre Mitbürger und als Folge dieses Strebens wurde Basel zum Sitz einer Oligarchie, unter deren Ruthe das Gemeindeleben verkümmerte. Der Fortschritt mußte aufhören, wo alle wirkenden Kräfte darauf gerichtet waren, das Alte und Bestehende zu wahren und zu erhalten. Gewerbe, Handel, Wissenschaft, Künste, Gesinnung und bürgerliches Bewußtseyn sanken, und der alte Reichthum wurde nur mit Mühe erhalten. Je rascher die Zeit fortschritt, um so gewisser führte der Stillstand zum Rückgang, und dieser bemächtigte sich allmählig aller Verhältnisse so, daß das reiche Basel, was so lange durch Wissenschaftlichkeit und reformatorischen Geist der Welt vorgeleuchtet hatte, einem Sumpf glich, in welchem das Rad der Zeit selbst versunken schien. Daher wurde die Katastrophe von 1832 ein Werk innerer Nothwendigkeit. An sie hat sich kürzlich, und auf friedlichem Wege, eine Reform der Baseler Verfassung gereiht, und es knüpft sich die Hoffnung daran, daß das Gemeinwesen dadurch zu neuem Leben erstarken werde.

Außer der Universität besitzt Basel ein Gymnasium, botanischen Garten, physikalisches Kabinet, Naturalien-Sammlungen, große Bibliotheken und mehre sehr bedeutende Gemälde-Sammlungen. Dazu fügte die neue Zeit eine Realschule, ein Institut für Landwirthschaft und Vereine für wissenschaftliche Forschungen. Für das protestantische Missionswesen ist Basel ein Centralpunkt. Die hiesige Bibelgesellschaft, welche eine eigene Buchdruckerei besitzt, hat mehre Millionen Exemplare der heiligen Schrift verbreitet. — Die Gewerbe beschäftigen große Kapitale. Die bedeutendsten sind die Fabrikation seidener Bänder und baumwollener Zeuche, von feiner Leinwand, von Handschuhen und Liqueuren. Das baseler Kirschenwasser wird in alle Welttheile verfahren. Berühmt waren sonst die Papierfabriken. Durch die Zollverhältnisse sind sie jedoch sehr herabgekommen und viele haben ganz aufgehört. Der Wechsel-Handel ist zwar noch groß und vortheilhaft; doch seine Glanzzeit ist vorüber und die reichen Bankhäuser legen jetzt ihre überflüssigen Fonds in auswärtigen Gewerben an, oder in Staatspapieren. Ein Element neuen Aufblühens wird Basel in der Kürze als Knotenpunkt des schweizerischen, deutschen und französischen Eisenbahnnetzes erlangen. Nach so schwerer selbst verschuldeter Buße — denn Basels staatliche Zustände hatten seit lange schon die rächende Gerechtigkeit herausgefordert —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden ja wohl nun, an der Hand des Rechts, der Freiheit, der Einsicht und der Eintracht Ruhe, Glück und Segen wieder einkehren in ein Gemeinwesen, aus dem sie gewichen. Die Formel zum Besserwerden — die Verfassungsreform — ist gegeben: aber die Formel allein thut es nicht, wenn die That müssig bleibt. Wann der Ackersmann unter dem Schweiß seines Angesichts den Pflug geführt und die Saat der Erde anvertraut hat, dann läßt der Himmel die Sonne scheinen über sie; und erst nach der Zeit der Arbeit kommt die Zeit der Ernte.

DXXIII. Malaga.

Am Busen einer weiten Meerbucht lagert eine dichte Häusermasse mit Kirchen und Klöstern chaotisch durch einander, und an den benachbarten Hügeln rankt altes Mauerwerk hinan zu verfallenen maurischen Kastellen und mittelalterlichen Schlössern. Kahl und öde schauen die Felszinnen der nahen Berge herab auf die Stadt und das blaue Meer und im fernen Hintergrunde wallt das dunkelblaue Gewand der Sierra. Das ist Malaga, die Perle Andalusiens, und noch immer Sitz eines blühenden Verkehrs und großen Reichthums, — eine Königin, wenn auch eine Königin in Trauer.

Die arabischen Dichter nannten die Gegend um Malaga ein Paradies; und auch heutiges Tags ist es keine Fabel. Die Stadt selbst ist seine Pforte; doch verbirgt sie Das, was sie hütet. Jenseits der Häusermassen nämlich, wenn man auf schmalen Maulthierpfaden zwischen Gärten hinabsteigt, öffnet sich plötzlich eine Landschaft, schön wie die schönste der Erde. Ein weites, wohlbewässertes Thal, eingefaßt von bewaldeten Bergen, die es vor den Winden schützen, übersäet mit Dörfern, Villen und Klöstern und auf das sorgfältigste angebaut, prangt mit der üppigsten Pflanzenwelt des Südens. Palmenhaine wechseln mit Orangenwäldchen, und an den Geländen der Berge biegt sich der Oelbaum unter der Doppellast seiner Früchte und des rankenden Weinstocks. Den Erzeug-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MALAGA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nissen dieser Landschaft dankte Malaga von jeher seinen Handel und seinen Wohlstand. 700 Schiffe werden jährlich mit den köstlichen Weinen, mit Rosinen, Feigen und andern getrockneten Südfrüchten, mit Mandeln und Oel beladen, und der Erlös dafür geht in die Millionen.

Malaga ist stolz auf sein Alter. Als auf dem kapitolinischen Hügel noch die Heerden weideten, war Malaga schon ein Sitz der Künste. Sein langes Leben steht ihm auf die Stirn geschrieben. Ueberall sieht man die Merkmale verschwundener Kulturperioden und vorübergegangener Herrschaft. Auf den Substruktionen phönizischer, karthaginensischer und griechischer Bauwerke erheben sich Trümmer aus der Römerzeit und auf diesen wieder die gothischen Kastelle, die maurischen Moscheen und Paläste, die christlichen Kirchen und Klöster. Die schmalen Saumpfade winden sich auf den Straßen hin, welche die Karthager bauten und Hannibal mit seinen Heeren zog, als er die römischen Legionen aus Spanien trieb und auf den Gefilden Italiens mit dem jungen Riesen den Kampf auf Leben und Tod wagte.

Malaga hat eine für seine Größe (es zählt 6000 Häuser) sehr schwache Bevölkerung (35,000 Einwohner), und dieses vermehrt den melancholischen Eindruck, den die äußeren Zeichen des Verfalles schon von weitem hervorbringen. Die Häuser haben platte Dächer, wie in Nordafrika, das nur die schmale Meerenge scheidet. Niedrige Ziegelmauern, im maurischen Styl, umgeben die Dächer, über welche der Mirador hervorragt, ein Thürmchen, oft auch nur eine Breterhütte, oder eine Laube von Lattenwerk. Der Mirador ist dem Hausbewohner sein liebstes Plätzchen. Da pflegt er der Ruhe, da freut er sich der Frische und Kühle des Morgens oder des späten Abends; da knüpft die junge Welt die Fäden zu ihren Romanen an und spinnt sie fort auf der Promenade und in der Messe. Statt der Fenster haben größere Häuser Thüren mit Glasfenstern, welche bis zum Boden der Zimmer herabgehen und zu Balkonen führen. Die schlechteren Wohnungen haben offene Luken ohne Glas, doch mit Fensterläden zum gelegentlichen Verschließen. Nur 3 oder 4 Straßen, wo sich Opulenz und Rang zusammen drängen, sind wirklich schön. Die bei weitem größere Masse der Stadt hingegen ist ein Gewirr schmutziger, enger Gassen, unterbrochen von freien Plätzen, auf welchen Gras wächst und Schutthaufen liegen, oder Pfützen die Luft verpesten. Es gibt Stadttheile, die eine wahre Wüste sind, ein Labyrinth von zerfallenem Mauerwerk und schlechten Hütten und mit einer Bevölkerung, die solchem Aufenthalt angemessen ist. — Man könnte sagen: „Hier wohnt das Elend an der Pforte des Paradieses".

Das Auge des Reisenden dringt indessen selten in diese Höhlen der Armuth und es freut sich des heitern Lebens, das in den Hauptstraßen wohnt, die jene verhüllen. Der Malagese ist von Natur lebhaft, gewandt, fein im Benehmen, redselig und geistvoll, durch den täglichen Verkehr mit den vielen gebildeten Fremden, Deutschen, Franzosen, Engländern und Amerikanern, welche Handels-Etablissements hier besitzen, auch gut unterrichtet, und die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hiesige Damenwelt stand von jeher in dem Rufe, die Fremden unwiderstehlich anzuziehen. Die Frauen sind von mittlerer Statur, üppigem Wuchse, von Gesichtsfarbe silberbrünett, d. h. weiß mit einem schwachen bräunlichen Anfluge, die maurische Mischung verrathend. Um ihre edle, offene Stirn lockt sich ein Haar, schwarz wie die Augen, aus denen ein Feuer blitzt, das die tiefe Leidenschaftlichkeit der Seele verräth. Die spanische Grazie und ein zarter Sinn für die feinen geselligen Formen vollenden das Bild eines Wesens, das schon mit dem 13ten Jahre aufblüht und oft noch als Matrone von 40 Jahren durch seine Reize einen Kreis von Verehrern fesselt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gedichtet am Tage, da die Presse frei geworden,
am 10. März 1848.

Was braußt durch's Volk? was hallt durch's Land?
Was hebt die Brust? was gibt der Hand,
Der lang' schon müden, die Feder wieder
Für's Wort der Kraft, für Freiheitslieder? — —
Der Jubelschrei:
„Die Preß' ist frei!"
Befreit ist's Wort, die Kette der Geister
Zerrissen auf ewig vom großen Meister.

Frisch auf, mein Volk! — reck' **hoch** dich empor!
Tritt stolz aus dem Kreis der Nationen hervor!
Das **Steuer** erfaß'! Die Wege zu bahnen
Der neuen Zeit die Sterne dich mahnen.
Richt' aus in der Welt,
Was dem Meister gefällt; —
Und wahre das Rechte, das Beste, das Große
Die **Freiheit für immer** in deinem Schooße.

Meyer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXIV. Der Vatikan in Rom.

Der Vatikan! — Nicht den gregorianische Blitze schleudernden wollen wir heute betrachten, sondern das Haus, wo Pius wohnt, der Oberpriester, dem Gott den Schlüssel gab, die große Gegenwart zu erschließen, der Herold, welcher sie den Völkern zuerst verkündigte.

Ich möchte auf einer Alpenfirne stehen, dem Schauplatz der Begebenheiten entrückt, um die weit und tief bewegte Zeit ruhig überschauen zu können mit all ihren Gewittern, die auf des Sturmes Flügeln daher gezogen kommen, um sodann das Rundgemälde von dem, was ich gesehen, recht klar meinen Lesern darzustellen. So ist's dem Verfasser dieser Blätter früher oft vergönnt gewesen. Heute nicht so. Selbst und mit Leidenschaft mitten im Strome kämpfend, selbst preisgegeben den Wogen des Verhängnisses, selbst vom Beruf zur Stimmführerschaft der Zeit auf das Gewaltigste erregt, ist an einer ruhigen Ueberschau nicht zu denken, und ich muß mich vielmehr auf die Betrachtung weniger großen Züge und jener mächtigen Strömungen beschränken, welche, tausend Arme und Nebenflüsse in sich aufnehmend, jetzt wirksam sind, die Formen im europäischen Staatsleben zu verändern, zu entfernen, oder neu zu gestalten.

Daß Der kein Lügengeist gewesen ist, der sich durch Pius IX. verkündigen ließ, ist nun auch dem Allerblindesten klar geworden. Jener Jehovah, vor dem her die Wetter dräuend gehen, hinter dem das Gericht erfüllt, was die voranschreitenden Boten gedroht, — jetzt ist Er Allen sichtbar über den Horizont heraufgestiegen. Jubelnd schütteln Völker die Ketten ab, hoffend und vertrauend recken andere die Arme ihm entgegen, — nur der Kleinmuth zagt und nur die Verwegenheit und Verzweiflung suchen noch mit Speer und Schwert das Bild des Schreckens abzutreiben. Thörichtes Bestreben! Dem Weltrichter kann Keiner trotzen, denn Keiner ist stärker als Er. Der Spruchtermin ist gekommen. Er sitzt zu Gericht und sein Urtheil über die hochgehäufte Blutschuld trifft die Schuldigen Schlag auf Schlag. Wie die Throne in Staub zerbröckeln! wie die Könige fliehen! wie Er die mächtigsten, unumschränktesten Gewalten in engen Gewahrsam schließt und sie so geschmeidig macht und willig! Ja! es ist Gott leibhaftig, der da richtet. Keinem Unrecht, sey es noch so fest gewurzelt in der Zeiten Schooß und noch so tief begründet, wird Bestand gelassen, keine Treulosigkeit bleibt ungerächt, keine Lüge findet Glauben mehr, kein Hochmuth und keine Hoffarth, und säßen sie noch so hoch, bleiben ungedemüthigt; die ewigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER VATIKAN IN ROM

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rechte der Völker aber, wären sie auch bis zur Unkenntlichkeit in den Staub getreten, sie werden von ihm empor-gerichtet überall unter dem Jubel der Nationen. — „Hosiannah, der Herr ist mitten unter uns!" hallt's von einem Ende des Welttheils bis zum andern wider. —

In so herkulischer Zeit, wo die ganze sittliche und sociale Welt aus den Fugen geht, um sich neu zu formen, wo sie erregt ist bis in ihre unergründetsten Tiefen, wo die ganze Gesellschaft in großen Wellen schlägt und brandet: — da soll ein Jeder vor Allem nach dem Polarstern suchen, die Weltgegenden zu erkennen, sich zurecht zu finden und einen festen Stand zu gewinnen, damit er Sturmeszug und Wogenströmung richtig zu deuten wisse.

Wer so zu freier Uebersicht gelangt und mit klaren, scharfen Augen begabt ist, dem treten bei aller scheinbaren Verwirrung aus den Bewegungen unserer Zeit stets zwei Hauptgegensätze vor Augen. Ich wage es, sie Recht und Unrecht zu nennen. Ersteres fußt auf die ewigen Naturgesetze, letzteres auf Geschichte und Ueberlieferung; dieses ist mit der Vergangenheit, der Autorität und dem Erhaltungsstreben im Bunde; jenes stützt sich auf die Zukunft, auf den Trieb des Fortschreitens, des Neugestaltens, des Besserwerdens auf Erden; bei dem Einen ist Gehorsam und Unterordnung bedungen; bei dem Andern Freiheit und Gleichheit.

In ruhigen Zeiten, wo die Begebenheiten gewöhnlichen Verlauf haben, werden auch die Wechselwirkungen jener streitenden Potenzen nur mit mäßiger Stärke hervortreten und Aenderungen der gesellschaftlichen Formen, wo sie diese hervorbringen können, werden dann immer auf dem Wege allmähliger Umbildung geschehen. Aber in den Perioden des Sturms, wo der plötzliche Umsturz die Stelle der langsamen Entwickelung, die augenblickliche Vernichtung den Platz der successiven Entfernung einnimmt, da treten auch jene sich bekämpfenden Elemente in der ganzen Schärfe ihres Widerspruchs an den Tag hinaus, Parteiungen bilden sich und sie beginnen mit einander einen Kampf auf Leben und Tod. Diese Parteiungen haben Europa seit der ersten französischen Revolution in 2 Heerlager gespalten, welche die Stichnamen: Conservative und Revolutionaire, Liberale und Servile, Legitimisten und Radikale, Reformer und Stabile, Reaktionäre und Fortschrittsmänner, Aristokraten und Demokraten und noch viele andere auf ihren Bannern tragen. Unduldsam schon ihrer verneinenden Natur wegen, hat jede dieser Parteien ihre Ansichten und Grundsätze als die allein richtigen ausgegeben und die öffentliche Meinung, aus allen Weltgegenden angeblasen, und bald nach der einen, bald nach der andern Seite hinübergerissen, wußte in den ersten dreißig Jahren nicht, auf welcher Seite sie sich feststellen sollte. Erst seit den Julitagen von 1830 hat sich der Sieg nach langem Wechselkampfe für die Streiter der Menschen- und Volksrechte dauernd entschieden. Es war ein Sieg ganz, beständig, vollkommen; aber es war ein Sieg der Idee; ein Sieg im Reiche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Geistes. Gegen sie stemmte sich die positive Gewalt mit aller ihrer Macht. Das gesammte monarchische Europa trat in ein Bündniß zusammen, damit die Gefürchtete nicht in die Außenwelt streife und zum Besitz in derselben gelange. Vorzugsweise ward nun das Schwert der Hirtenstab der Fürsten, die stehenden Heere, die kostbaren Wächter der Throne und ihrer Beamten machten einen permanenten Kriegszustand mitten im Frieden zu einer Nothwendigkeit, und die in Fesseln geschmiedete Presse mußte der in den tiefsten Winkel der Seele verbannten Ueberzeugung jede Aeußerung versagen. So ist es gekommen, daß gerade seitdem der Sieg der Ideen der Freiheit und des Volksrechts entschieden war in der Meinung der europäischen Nationen, die Gewaltherrschaft schroffer als je in den meisten Staaten sich zeigte. — Wie zu einem Rattenkönig so fest und unzertrennlich hatten sich alle Inhaber der Gewalt in einander verschlungen, und in Congressen und in Conferenzen zusammen tretend, regelten sie überall die Einrichtungen zur Erhaltung ihrer Macht, nannten diese Einrichtungen staatliche Ordnung und Ruhe, befestigten sie durch Gesetze und ließen sie durch die Priesterkaste heilig sprechen, oder ihre Unverletzlichkeit verkündigen. Die siegenden Ideen aber — diese wurden in die tiefsten Schächte des Volksgeistes verwiesen, und über ihnen, gleichsam als Todtenmale, bauten die Völkerhirten Kunstwerke der Tyrannei und Capitole der Zwingherrschaft, oder, — und was noch ärger war, als beide, — die Trödelbuden der Treulosigkeit und Arglist in Scheinverfassungen und constitutionellen Windbeuteleien. Zwanzig lange trübe Jahre gingen also über die europäische Erde hin und in vielen Ländern hüllte die Nacht der Despotie, nur zu oft im Bunde mit afterliberalem Volksbetrug, ihre Opfer und ihre Orgien in den schwarzen Mantel. Dichter und immer dichter, fester und immer fester wurde, durch Waffengewalt oder durch Gesetzgebung, durch bureaukratische Kunst oder durch staatliche Bevormundung, durch Vernichtung der bürgerlichen Selbstständigkeit oder durch systematische Fälschung des Volksunterrichts und durch tausend andere Listen und Behelfen der Regierungskunst die Kette um die Völker gezogen. Rettung dünkte Vielen unmöglich; zumal da, wo die Verdummung und Korruption der Massen Schritt zu halten schien mit dem treulosen Beginnen und das System von Jahr zu Jahr an Festigkeit und Bestand gewann. Doch war Alles nur Schein. Tief in der heimlichen Kammer des Volksgeistes wachte die Ueberzeugung von der Größe des wachsenden Unrechts und der Unausbleiblichkeit einer Umkehr, und tröstend stand am umwölkten Gesichtskreis die Verheißung von Weltgericht und Erlösung wie eine Säule des Zodiakallichts. Auch gab es jederzeit unter den Völkern noch Priester dieser Verheißung, welche, unverdrossen und unerschrocken, Wacht hielten auf der Warte der Volksfreiheit, der langen Nacht die Stunden abriefen und den Hoffnungsfunken anfachten, welcher die geknechteten Völker vor dem Versinken in Muthlosigkeit und Gleichgültigkeit bewahrte. —

Also war die Lage der Dinge in den meisten Ländern des kontinentalen Europas, als Etwas geschah, was kein Seher voraus verkündigte, — Etwas, das der Anstoß wurde, welcher den Völkern eine neue Bahn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anwies. Es geschah in Rom, das schon zwei Mal die Welt erobert hatte; einmal mit dem Schwerte, das andere Mal mit dem Kreuze, und nun den dritten Weltzug beginnen sollte mit der Idee der Volksfreiheit und Selbstregierung. Sie wird — ich glaube es — die Erde umkreisen.

An einem Wintermorgen des Jahrs 1846 öffneten sich die Pforten des Vatikans, und die Herolde traten heraus, den Tod Papst Gregors XVI. zu verkündigen. Gregor war alt, sein Hinscheiden lange vorhergesehen. Es wäre ein kleines Ereigniß gewesen in gewöhnlicher Zeit. Was demselben aber den Stempel einer Weltbegebenheit aufdrückte, das war die Lage des Welttheils, Italiens, des Kirchenstaats. In diesem letzteren waren Unzufriedenheit und Verwirrung auf's Höchste gestiegen. Das alte Regierungssystem war ganz verbraucht. Es war Alles aus den Fugen getreten, die Getriebe an der alten Maschine waren ausgelaufen, kein Rad mehr in Umgang. Da zu helfen bedurfte es nicht sowohl eines Regenten, als eines Reformators. Eine einzige Persönlichkeit war im Kardinalskollegium, die dazu taugte. Es war Mastai Ferretti — und das wählende Konklave setzte ihm als Pius IX die dreifache Krone auf.

Italien war damals ein Vulkan, dessen gespannte Dämpfe jeden Augenblick mit zerstörendem Ausbruch drohten. Rom war der Krater dieses Feuerbergs. Es war der Mittelpunkt des wiedererwachten Nationalgefühls, das die schlummernden Kräfte des italischen Volkes geweckt und in die heftigste Gährung gebracht hatte. Die Italiener, die Römer vor allen andern, waren zum Bewußtseyn ihrer unwürdigen Lage gekommen. Die Indignation darüber erfüllte alle Gemüther; der Drang nach einer Aenderung und Verbesserung riß alle Herzen fort. Von den Alpen bis nach Sicilien wühlte in den Geistern das Gefühl der Unterdrückung und der Sehnsucht, aus der Zerrissenheit in die Einheit zu gelangen. Was — rief man sich zu — was rettet das Staatsleben von dem Abgrunde der Gewalt, der Willkür und der faulen Auflösung? Was führt den Formen, welche nur noch die stützenden Bajonette und der Kitt, aus Bürgerblut geknetet, an dem Auseinanderfallen hindern, neues Leben zu? Was anders, als die Ideen von Freiheit, Bürgerthum und Verfassung? Sie, die man bei dem drohenden Schiffbruch als die einzigen Anker erkannte, welchen zu trauen wäre, hatten schon längst Umlauf unter allen Gebildeten und sie fingen jetzt an, in's Volk zu dringen. Dies gab sich kund in Neapel, in Sicilien, in Piemont, in Mailand, in Venedig, in Toskana, im Kirchenstaate; am entschiedensten in Rom. Hier züngelten schon in den ersten Tagen nach Gregors Tod unheimliche Flämmchen aus allen Spalten und Ritzen der dünnen Decke, welche das unterirdische Glutmeer verhüllte. — Bald fuhren Blitze auf. Sie umzuckten das Kapitol. Da, vom Geist des Herrn erfüllt, ergreift sie Pius, er schleudert sie, sie zünden, sie erleuchten die Welt. —

Pius IX. erstes Wort aus dem Vatikan ist das erste Wort des Epos der neuen Geschichte. Es ist das große Wort gewesen: „Das Evangelium ist eins mit der Freiheit." Sein erster Herrscherakt war desselben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würdig; — er hieß Amnestie! Wie ein Blitzstrahl schlug diese Großthat in alle Völker und in alle Herzen. Keiner, der nicht fühlte, wie mit diesem Akt jener alten, schlechten Politik der bodenlosen Selbstsucht und Treulosigkeit der Stab gebrochen war; Niemand, dem nicht damals die Ahnung beikam, es tage eine neue, bessere Zeit. Von Nord und von Mittag, von Aufgang und von Niedergang richteten sich die Blicke der Nationen nach Rom — diesem Rom, das noch einen Augenblick vorher die Mitte gewesen war, von welcher ausging die politische Verderbniß! Alle Hoffnungen und Wünsche und alles Vertrauen der Völker begegneten sich in der Stadt der sieben Hügel, die, eine neue, welterobernde Roma in die Zeit getreten war. Der Mann im Vatikan hatte die Art an den Baum gelegt, man hörte ihre Schläge, man sah seine Wipfel wanken; und die Eisenkrone, die um Europa geschmiedet war, sie war geborsten.

Von dem Anstoß, den Rom gegeben hatte, rollte das auf dem äußersten Gipfel stehende Rad des Weltgeschicks auf die andere Seite hinüber. Seine Bewegung war gleich von Anbeginn so heftig, daß sie in den Verhältnissen aller europäischen Staaten gefühlt wurde und, wo solche morsch waren, sie lockerte und erschütterte. Am mächtigsten war die Wirkung an ihrem Ausgangspunkte. Zustände und Volkscharakter wirkten hier zusammen, um zum Ungemessenen hinzuziehen und aus dem Extrem der absoluten Monarchie in das Extrem der Anarchie überzustürzen. In solcher Lage des Zügels Meister zu bleiben, dazu gehörte göttliche Kraft. Pius hatte sie. Er schrieb „Freiheit als Frucht der Entwickelung" auf sein Programm, und wir haben das Wunder gesehen, — er hat sein Programm gehalten.

Ueber Italiens Grenzen hinaus reichten Pius' Reformpläne inzwischen nicht. Pius selbst hat so wenig daran gedacht, die sociale Revolution in Europa zu machen, als der Hauptmann, der in Guizots Hotel „Feuer" auf das jubelnde Volk kommandirte, daran gedacht hat, die Monarchie in Frankreich zu stürzen und die Republik zu machen. Das hat ein Höherer gethan; **Der** hat's gethan „dessen Zwecken die Gestirne dienstbar sind und alles Geschöpf auf Erden." — Pius warf den Stein. Die Wellenringe, die, vom Vatikan ausgehend, jetzt schon bis an die Gestade der Ostsee schlagen, sind Wirkungen nach ewigen Gesetzen, nicht nach dem Willen des Werfenden.

Wo kein Wasser ist, da sind auch keine Wellen, und wo kein Zündstoff sich gehäuft hat, da facht kein Funke eine Flamme an. — Auch in Deutschland hätten die Funken, die vom Scheiterhaufen des französischen Königsthrons über den Rhein herübergeflogen, keinen Brand gemacht, hätte der morsche Staatsbau nicht allwärts dürres Holz in Menge dargeboten. Die Revolution hätte sich nimmer in 14 kurzen Tagen, an allen Thronen wackelnd, und alle Fürsten zum Geständniß ihrer Schwäche und Wehrlosigkeit nöthigend, von der Saar bis zum Niemen, von den Alpen bis zur Eider fortwälzen können, hätte der Zerstörungsprozeß nicht schon früher unsere Staatseinrichtungen bis in die äußersten Wurzelfasern zerfressen gehabt, wäre nicht schon die Entfremdung des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Volksgeistes von den Regierungen vollendet gewesen, hätten nicht die öffentlichen Zustände in Deutschland längst des Schwerpunkts und Halts entbehrt, hätte nicht seit Jahren schon die ganze Nation das bittere Gefühl von Dem, was sie nicht war, aber seyn sollte und seyn könnte, im Herzen getragen, und aus dem klaren Bewußtseyn ihrer Lage und deren Ursachen den Schluß gezogen, daß so es nimmermehr bleiben dürfe und kein Opfer zu groß zu achten sei, es zu ändern. — Vier und dreißig Friedensjahre hindurch hat Deutschland die Blüthe seiner Söhne der Dressur zu Menschenmaschinen hingegeben, die keinen Willen kennen, als den des Monarchen; achtmalhunderttausend Krieger haben im fünfunddreißigjährigen Frieden an den Thronen und ihren Institutionen Wache gestanden, der Nation hat es über 2000 Millionen Thaler gekostet, und nicht einen einzigen, auch das kleinste Fürstenstühlchen nicht, hat diese Wache vor den dringenden Forderungen des Volks irgendwo mit Erfolg geschützt. Das straft das Sprüchwort Lügen: „Nichts Neues unter der Sonne"; denn Gleiches hat die Weltgeschichte noch nicht aufgezeichnet. Machiavells Klugheit hat in Deutschland völlig Bankrott gemacht, an der Stelle der Staatsweisheit hat die Rathlosigkeit Platz genommen und die unfehlbarsten Rechnungen der Diplomaten sind gänzlich fehlgeschlagen. Das Wunder ist vor unsern Augen geschehen; und doch, wenn wir es näher betrachten, so ist nichts Wunderbares daran, als der Umstand, daß es nicht schon längst sich so begeben! — Frage man sich doch, ob in irgend einem gesitteten, gebildeten, intelligenten und großen Volke der Welt die Quellen der Unzufriedenheit und des Unmuths reichlicher geflossen, als in Deutschland? frage man doch, wo man beständiger und wirksamer darauf hingearbeitet hat, durch Censur und Gedankenfesseln diesen Unmuth von der Oberfläche weg in die innersten edelsten Organe des Volkslebens zu treiben, und sich in die dunklen Herzenskammern zu verbergen? Wurde nicht ein volles Menschenalter hindurch mit uns Hohn und Spuk getrieben, und hat die Nation es mit allen Opfern und allen Gegenbestrebungen irgend wo nur dahin bringen können, daß man entartete, altersschwache, krankhafte, in der Verwesung begriffene Regierungssysteme offen und ehrlich aufgegeben und mit andern vertauscht hätte, die auf der Höhe der Zeit gestanden? Was hat es denn geholfen, daß sich der Verstand der besten Köpfe abmühete, zu beweisen, daß die Last der stehenden Heere, die dem Frieden das Kreuz des Kriegs auf die Schulter laden, in der Stunde der Gefahr keine Sicherheit gewähre? daß eine Genossenschaft selbstständiger Souveränitäten, bei denen das Recht der Selbstständigkeit gesetzlich alle Pflichten gegen die Gemeinschaft überragt, den innern Halt entbehre und die Nation zur Null herabwürdige? Was hat es geholfen, daß man die Gefahr hinstellte, welche für die Sicherheit der Nation dadurch erwuchs, daß Preußen und Oesterreich die im 13ten Artikel der Bundesakte gewährte Volksrepräsentation verweigerten, daß sie fortfuhren, dem absolutistischen System zu huldigen, und eben dadurch dem Geiste der Nation die Schwingen knebelten? Was hat der Aufschrei gegen ein Polizeisystem, welches den Bürger am Gängelbande nahm, und gegen eine Bureaukratie gefruchtet, welche ihn unter permanente

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vormundschaft setzte und geflissentlich darauf ausging, männliche Gesinnung, Selbstgefühl und Gemeingeist im Volke auszutilgen und es dahin zu führen, sich, spießbürgerlich, nur an das Kleinste, Engste und Aermste zu heften? Was hat es geholfen, daß sich der Unwille aller Edlen gegen jene Tribunale wendete, wo Ankläger, Richter und Vollzieher der Urtheile in eigener Sache saßen und wo dieselben Personen die Vollmacht hatten, überall in Deutschland willkürliche Verhaftungen vorzunehmen, die Angeschuldigten ihren natürlichen Richtern zu entziehen und, wenn es an Thatsachen fehlte, auf verborgene und vermuthete Tendenz und Gesinnung zu inquiriren und zu fahnden? Die unverletzliche Gerechtigkeitspflege war Deutschlands letzte Ehre, und sie ward vom verpflichteten Ehrenhüter, dem deutschen Bundestage selbst, ihm entwendet! Ja, wir Alle haben die Zeit durchlebt, wo das deutsche Vaterland, herabgewürdigt, zerrissen und zerfetzt wie ein Bettlermantel und getrennt durch tausend Schlagbäume und acht und dreißig Gesetzbücher, nicht viel mehr war, als eine diplomatische Fiktion, die nur dann noch angerufen wurde, wenn es galt, mißliebige Geister zu ächten, Handwerksburschen das Wandern in freie Länder zu verbieten, das Tragen der deutschen Farben zu verpönen, liberale Blätter zu unterdrücken und Metternich'sche Diktate der Nation als Bundesbeschlüsse zu eröffnen! —

Das ist der rauhe Umriß der Lage Deutschlands, als in den letzten Februartagen der Sturz des Königthums in Frankreich wie eine Granate in das Volk einschlug und den gehäuften Brennstoff entzündete. 14 kurze Tage gehörten dazu, um ein System zu stürzen, für dessen Bestand die Nation ein ganzes Menschenalter lang ihren Wohlstand und ihre edelsten Güter wider Willen zu opfern gezwungen worden war. Wäre es anders gewesen, hätte sich die Nation nicht, wie es geschehen ist, entschlossen erhoben wie ein Mann zu dem einen, erkannten Ziele, wahrlich! sie würde eine verworfene seyn und völliges Verderben verdienen. Aber Nein! Angesichts Gottes und der Welt hat sie die Prüfung ruhmvoll bestanden. Mögen jetzt nach dem Geschehenen die Lockvögel, die Schauspieler und Sophisten, der Nation schmeichelnde Worte vorpredigen; mag man den über Nacht zum Mann erwachsenen Volksgeist mit Bannformeln und Zaubersprüchen beschwören; mögen dienstfertige Knechte des alten Regiments, nachdem sie aus ihrer Betäubung erwacht sind, aus ihren Winkeln mit Löscheimern herbei eilen und auf jede Flamme der Begeisterung ihr Wasser ausgießen, damit wieder alles kahl, seelenlos und abgestanden werde wie sie selber: Nichts wird's ihnen helfen! Das Kind der Volksherrlichkeit ist einmal empfangen und hinaus an den Tag muß es, sollte es auch noch so schwere Wehen kosten. In allen Dingen ist das Aeußerste jedesmal der Wendepunkt zu seinem Gegensatze — und die Kraft und die Einsicht, die jetzt die Oberhand gewonnen haben, werden auch weiter treiben auf der neuen Bahn des Heils, die wir eingeschlagen. Wer wollte daran zweifeln, nachdem so viel Großes und Herrliches schon gewonnen ist? Ueberall ist ja der Fortschritt das Losungswort geworden, überall weichen die Fürsten dem Zwang, die Höflinge, die Charakter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

losen, die Schmeichler, die Halben und Unfähigen aus ihrem Rathe zu stoßen, sich mit den Tüchtigsten im Volke zu umgeben, und die meisten ergreifen die Idee — ihren eigenen Bestand an die Freiheit der Nation zu knüpfen. Gerade das aber zieht sie unaufhaltsam in den Strom der Bewegung.

Daß mehre unserer Fürsten, vor der cyklopischen Kraft sich entsetzend, welche das Volk offenbart hat in diesen Tagen, resignirt haben, ist kein übles Zeichen. Es beweist ihre Hoffnungslosigkeit auf die Rückkehr der alten Zeit. Es wird nicht bei diesen Resignationen bleiben. Andere werden voraussichtlich nachfolgen. Ebenso wird auch das von Preußens Könige gegebene Beispiel der kecken Betheuerung eines gänzlichen Umschlags in der bisher hartnäckig verfolgten Richtung nicht einzeln stehen bleiben. Die Nation aber wird sich über den Werth solcher Betheuerung **nie** mehr täuschen. Wenn auch die nächsten Zuschauer die bühnengewandte Ausführung beklatschten: für die innere Wahrheit der That zeugt sie nichts. Das Faktum aber der freien, darum verpflichtenden Zusage ist viel werth; denn damit hat der König die Brücke hinter sich abgeworfen, eine Rückkehr ist unmöglich gemacht. Der erste Rückschritt würde ihn bestimmt verderben; er wäre Selbstvernichtung. Indem er sich, abschwörend den alten Glauben, als „Spitze" der deutschen Volksfreiheit aufgeworfen hat, wird er von den Kräften, die er bemeistern will, unaufhaltsam vorwärts geschoben, und wie er früher durch sein beharrliches Festhalten an den mittelalterlichen, von der Zeit verlachten Begriffen des Herrscheramts die deutsche Revolution vorbereiten half, so kann seine jetzt angenommene Stellung nur dazu dienen, ihr zu nützen, sie zu fördern, sie zu befestigen. Der König hat sich (war es die Nemesis, die ihn getrieben?) in den Strom gestürzt, der noch raucht vom vergossenen Herzblut seiner Bürger, und die Wogen, die ihn erfaßt haben, wälzen ihn unaufhaltsam einem Ziele zu, das weit ab von dem liegen wird, welches er zu erreichen trachtet. Sein Einsatz — Preußen geht in Deutschland auf! — ist „va banque!" — und „va banque!" muß er fortspielen bis ans Ende. Er wäre gänzlich verloren, wenn seine Ausdauer in entschlossener Verfolgung der jetzt eingeschlagenen Richtung geringer wäre als seine Kühnheit. Er weiß es, er fühlt es, daß neben dem Kapitol der Tarpejische Fels steht. Die Stellung, welche er mit einem ungeheuern Luftsprung einzunehmen trachtete, ist die größte und erhabenste, die je ein Fürst erstreben kann. Aber der Sprung allein thut's nicht. Auch nicht das „Ich bin's!" Der großen, freien, deutschen Nation allein steht es zu, ihre Ehrenchargen zu verleihen. Bevor aber in Deutschland nur der Gedanke aufkommen kann über die Führerwürdigkeit jenes Monarchen zu berathen, muß er durch eine Reihe von Thaten wirklicher Seelengröße und einer ächten, volksthümlichen, auf Gerechtigkeit gestützten Politik beweisen, daß es ihm Ernst ist, seine Präcedentien vergessen zu machen. Sein erster Akt sey die Sühne des größten Verbrechens, welches die preußische Geschichte besudelt: — der König proklamire die Wiederherstellung Polens und gebe Posen an das Piastenreich zurück; dieses Posen, welches die deutsche Nation als ihren Antheil am

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Raube mit Abscheu von sich weist. Er führe seinen Heerbann sofort zur Befreiung des Brudervolks über die Weichsel, und die Welt wird sehen, wie sich in Deutschland die Tage der Kreuzzüge erneuern, und wenige Wochen hinreichen, um die Horden der russischen Henker von der polnischen Erde zu fegen. Wo anders als im polnischen Freiheitskampf könnte das deutsche Unions-Banner seine Weihe auf die würdigste Weise empfangen? — An Polens Befreiung wird sich die von Kurland, der Esthen und Finnen reihen, das kaukasische Heldenvolk wird den Preis seiner unsterblichen Großthaten empfangen, der Abfall der asiatischen Völker wird die Schwäche Rußlands und die Vernichtung des russischen Einflusses auf den Orient vollenden, und das Tyrannenreich, auf seine natürlichen Grenzen zurückgewiesen, hört für immer auf, für Westeuropa etwas Bedrohliches zu haben oder auf den Kulturgang einen schädlichen Einfluß zu üben. Eine sofortige Herstellung Polens ist folglich zugleich der erste unerläßliche Akt der deutschen Nationalpolitik; er tilgt die alte furchtbare Blutschuld, sühnt das Verhängniß, versöhnt das Brudervolk, knüpft es mit festen Banden an uns, macht es zum Wall gegen die Eroberungsgelüste der Moskowiter für alle Zeiten und drückt dem Wollen des deutschen Volksgeistes für immer und vor allen Nationen den Stempel der Größe auf. Ich wiederhole es: Wer sich an die Spitze unserer Nationalfreiheit stellen will, der bedarf einer ganz andern Bluttaufe, als Friedrich Wilhelm IV. sie in den Straßen Berlins empfangen hat. Suche er sie im Geleite der Hunderttausende, welche sein Ruf „für Polens Befreiung!" um ihn schaaren würde, in den sarmatischen Ebenen! Das Tagewerk dort wird kurz seyn; denn Polens Befreiung ist Sturmes Arbeit: — schnell, gewaltig, unwiderstehlich wie das Brechen der Eichen im Forste. Und dann, wenn's geschehen ist, dann möge der König bekränzt zurückkehren, die Ehren des Triumphs empfangen, und — wenn er der große Mann seyn will, — sein Spiel mit der Rolle Washington's als — Bürger beendigen.

Ein utopischer Traum! werden Viele sagen. Näher liegt denn freilich der Versuch, daß die meisten Fürsten trachten werden, den Augenblick zu erlauschen, wo sie sich wieder in den Vollgenuß ihrer Pracht, Macht und Herrlichkeit setzen können. Es müßten ja keine Menschen seyn, wenn ihnen nicht der Gedanke dazu beikäme. Aber daß der in Unmacht niedergeworfene Absolutismus sich Goliathsstärke wünscht, ist noch kein Beweis seiner Erkräftigung. Er kann in Deutschland nie wieder aufkommen, — so wenig, wie eine am Stamm abgebrochene Tanne wieder eine Krone treibt. Die Volkserhebung bedingt einen Wechsel des Systems; nicht bloß einen Wechsel des Kleids, der Formen, der Menschen, der Minister. — Es ist nicht wie 1830, wo man dem trunkenen, vom hambacher Feste heimkehrenden Michel ein Bein unterschlagen konnte. Kein Fürst kann jetzt den Strom dämmen oder ihm widerstehen; er muß sich hineinstürzen und fortreißen lassen; oder — resigniren. Der Heiligenschein ist fort für immer, der matte Aberglaube, der noch die Schwachköpfe umnebelt, schwindet, je höher die Sonne der Freiheit emporsteigt; die starke Gewohnheit des Gehorsams ist gebrochen, der **Volks**wille

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist erwacht, er hat seine Kraft erprobt an den Kräften der fürstlichen Macht, und es ist nicht mehr daran zu denken, daß er sich je einer andern Ordnung wieder fügen werde, als der auf die Freiheit sich stützenden. Das deutsche Parlament, welches durch die freie Wahl der Nation zusammentreten wird, ist berufen, diese Ordnung zu regeln, und sie gegen alle möglichen Reaktionsversuche, die, wenn ihnen der mindeste Spielraum gelassen wird, nicht ausbleiben werden, sicher zu stellen. Das Parlament wird und muß den Fürsten die Mittel zur Macht, dem Volke Unrecht anzuthun, gänzlich und für ewig entziehen; sollten sie dann den Versuch dennoch wagen, so würde es ihren völligen Untergang herbeiführen. Reizt man das Volk, sich noch einmal gegen die Monarchie zu erheben, die durch ihren langen Mißbrauch der Macht den Anspruch auf Schonung sattsam verwirkt hat, dann werden bei seinem ersten Zucken die Throne und Fürstenstühle zusammenbrechen, wie ein morsches Haus bei einem Erdbeben, und ihre Splitter werden verwehen, wie Spreu vor dem Sturme. Nicht anders würde es geschehen und die Stätte der Dynastenherrschaft in Deutschland nicht mehr gefunden werden. Bei dieser neuen Bewegung könnte es jedoch auch kommen, daß alles Bestehende im Staat nach Wesen, Form und Besitz mit Einemmale weggeschafft würde, die aufgelösten Elemente des Volks- und Staatslebens neue Krystallisationen eingehen müßten und dieses ein neues Eigenthumsystem hervorriefe: — ein Umsturz, durch den die Revolution sich in ein Chaos voll Bürgerkampf verwandeln würde, welches der Nation die Früchte ihrer Erhebung und ihrer Opfer auf lange, lange Zeit entziehen möchte. Diese Gefahr ist meiner Meinung nach viel größer, als jene, welche aus dem Fortbestand der Monarchie mit demokratischen Institutionen irgend erwachsen kann. Lasse man daher dem Prinzipe noch Geltung. Die Republik wird doch nicht ausbleiben; aber ein Friedenswerk soll sie seyn, als zeitige Frucht soll man sie pflücken, republikanische Volksreife, folglich auch republikanische Vorbildung müssen vorausgehen. Die Zeit, solche zu erlangen, gibt nur die von der Volkshoheit beschränkte Monarchie, und diese wird abfallen, wie das dürre Blatt vom Baume, ohne daß es eines Windhauchs bedarf, wenn der Herbst gekommen ist und die letzten Säfte vertrocknet sind, welche dem Blatt Leben zuführen. —

Vor einer andern Gefahr wird uns, ich zweifle nicht, der gesunde Sinn und die Mündigkeit der Nation bewahren; vor der Gefahr, meine ich, daß die Rivalität jener Fürsten, welche sich jetzt selbst zur Führerschaft der Nation aufwerfen, Spaltungen hervorbringen und Parteien und Faktionen hervorrufen, ehe noch für die Befestigung der neuen Zustände der erste Grundstein gelegt ist. In Wien und Berlin sehen wir schon gegnerische Bestrebungen zu dieser Führerschaft, und beiden tritt das süd- und westdeutsche Volksbewußtseyn mit seinem Votum für demokratische Monarchie, und mit der festen Erklärung, daß es eine Führerschaft nur als Produkt der freien Wahl und des Willens der Nation anerkennen will, diesen dreien aber die Republik entgegen, deren Partei, genährt und getragen von den großen Begebenheiten, stündlich an Zahl und intensiver Kraft zunimmt. Diese vier Meinungen haben sich bereits scharf gesondert. Sie haben den Kampf eröffnet. Sie reden schon gleichsam mit vier Zungen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vier Sprachen; sie äußern vierfache Richtung und Gesinnung; sie beginnen sogar sich zu verketzern; sie können aber, und das ist das Beste in der Erscheinung, doch nicht von einander lassen und achten das gemeinschaftliche Band — das Hochgefühl für Nationaleinheit — über alles andere. — Bleibt es so: — dann ist der Meinungskrieg für die Nation, vor deren Augen derselbe geführt wird, eine tüchtige Schule, und sie wird um so eher befähigt werden, ein richtiges Urtheil über ihre Angelegenheiten zu fällen. Wenn sich aber die Parteien von der heftigen Leidenschaft beherrschen lassen, die Intrike Terrain gewinnt und despotische Gelüste zwischen diesen Streitern Raum finden, ehe die Zustände, welche der Lenzmond geschaffen hat, haltbare Form gewonnen haben, so könnte es das Einheitsstreben schwächen, und es wäre möglich, daß aus einem Volke mehre Völker würden. — Gegen diese Eventualität, die so leicht sich an lange und heftige Parteienkämpfe, wenn sie inmitten eines großen Volks sich frei entwickeln können, knüpfen, muß sich der Geist der Nation mit aller Entschiedenheit waffnen. Darum sey sie einig, keinerlei andere Führerschaft, als diejenige ist, welche aus der freiesten Wahl der Nation selbst hervorgeht, anzuerkennen; sie protestire durch ihre Stimmführer gegen alles fremde Präsentationsrecht und spreche gegen die Usurpation als ein gegen die Volkshoheit und ihre Rechte gerichtetes Attentat ohne Umschweife das Verdammungsurtheil. Jeder Meinung, jeder Kanditatur steht die Arena zur freiesten Discussion offen; doch darüber hinaus hat Keiner ein Recht, geschweige ein Vorrecht zu erwarten. Die freie deutsche Presse thue in dieser Angelegenheit allenthalben ihre Pflicht. Nirgends soll sie, statt des neuen Ehrenkleids des deutschen Staatsbürgerthums, den alten Bedientenkittel forttragen und ihre wahre Herzensmeinung nur zwischen den Zeilen suchen lassen. Der Berliner Zeitungsschreiber, sobald sich sein König zur deutschen Führerschaft aufwirft, darf nicht mehr den Landesherrn in ihm beurtheilen, sondern eben nur den Kandidaten für den Ehrenplatz der ganzen Nation, und er muß den Grad seiner Würdigkeit eben so unbefangen prüfen, als hätte sich ein Fürst Reuß dazu gemeldet. Der Wahlspruch „Pro domo" paßt unter der Ueberschrift „Das Vereinigte Deutschland" nicht mehr. Feigheit hat zu allen Zeiten Sklaven gemacht, und wie sie Niemanden zieren kann, so schändet sie doch Den am allermeisten, dessen Amt es ist, mitzusprechen über die höchsten Angelegenheiten seines Volks. —

Ich lenke ein. Es hat mich unwillkürlich aus der Ferne in den Kreis der heimathlichen Begebenheiten gezogen, der jetzt Alle, vom Kleinsten bis zum Größten, so tief erregt. Noch ist's lauter Gähren; an das Klären und Läutern ist nicht zu denken. Ohne größeres Getümmel kann der Streit, nach menschlicher Voraussicht, sich nicht beruhigen. Die in Bewegung gesetzten Massen sind zu kolossal und die Richtungen derselben schneiden sich auf so vielen Punkten, daß Zusammenstoß geschehen muß. Das darf und soll uns jedoch keine Furcht einflößen und die Freude nicht verkümmern, die das Bewußtseyn gibt, in einer Zeit zu leben, wie sie nie vorher gewesen ist, — in einer Zeit, in welcher Gottes Finger vor unsern Augen die Weltgeschichte in den ungeheuersten Zügen schreibt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie es sich auch feststellen werde, sey es, daß die Republik den Platz der Fürsten einnehme, sey es, daß man durch demokratische Institutionen die Monarchie zu stützen trachte, sey es, daß eine aus dem Schooße des Volksparlaments hervorgehende Unionsregierung die Zügel fasse und die landesherrliche an der Spitze der innern Verwaltung der Staaten bleibe; sey es, daß die fürstliche und Volksgewalt sich in zwei Kammern mit gemeinschaftlicher, periodischer Wahl eines Reichsoberhaupts gruppiren: — vergessen darf doch nie werden, daß Gott allen Menschen ein Maaß in's Gewissen eingeprägt hat, das Maaß des Rechts und der Billigkeit, und dieses von keinerlei Inhabern der Gewalt ungestraft überschritten wird. Jetzt sind die deutschen Völker die Ankläger und sie haben den Spruch auf ihrer Seite. Daß nicht der Weltrichter nach den Verklagten auch die Kläger verdammen müßte! — Ein ernster Geist ist's, der seinen Stuhl unter die Lebendigen gestellt hat. Die Kronenträger hat er gedemüthigt; die ungerechte Gewalt ist vor ihm zerronnen in Nichtigkeit: aber auch die Völker werden nicht vor ihm bestehen, wenn sie, nachdem er ihnen zu Recht verholfen, selbst Wahrheit, Pflicht und Billigkeit aus den Augen setzen. Am meisten mögen sie sich vor den schlauen Verführern hüten! Gott allein blickt leicht durch die Larven der großen hohlen Worte, mit welchen falscher Patriotismus, pharisäische Heuchelei, Zweizüngigkeit und andere niedrige Leidenschaften sich dem Volk gegenüber zu verhüllen wissen. Darum traue das Volk Keinem, bevor es seinen Gehalt nicht nach Thaten gewogen. Wen aber einmal die That verworfen hat, der bleibe verworfen. Redliche, feste, tüchtige, gesinnungstreue, entschiedene und uneigennützige Männer von klarem Urtheil, nur solche können und sollen gegenwärtig den Völkern rathen, und wie nur von reinen, unbefleckten Händen das Kleinod, die Freiheit, gehütet und gepflegt werden kann, so sind auch nur diese Hände im Stande, sie groß zu ziehen und zur guten Frucht zu bringen.

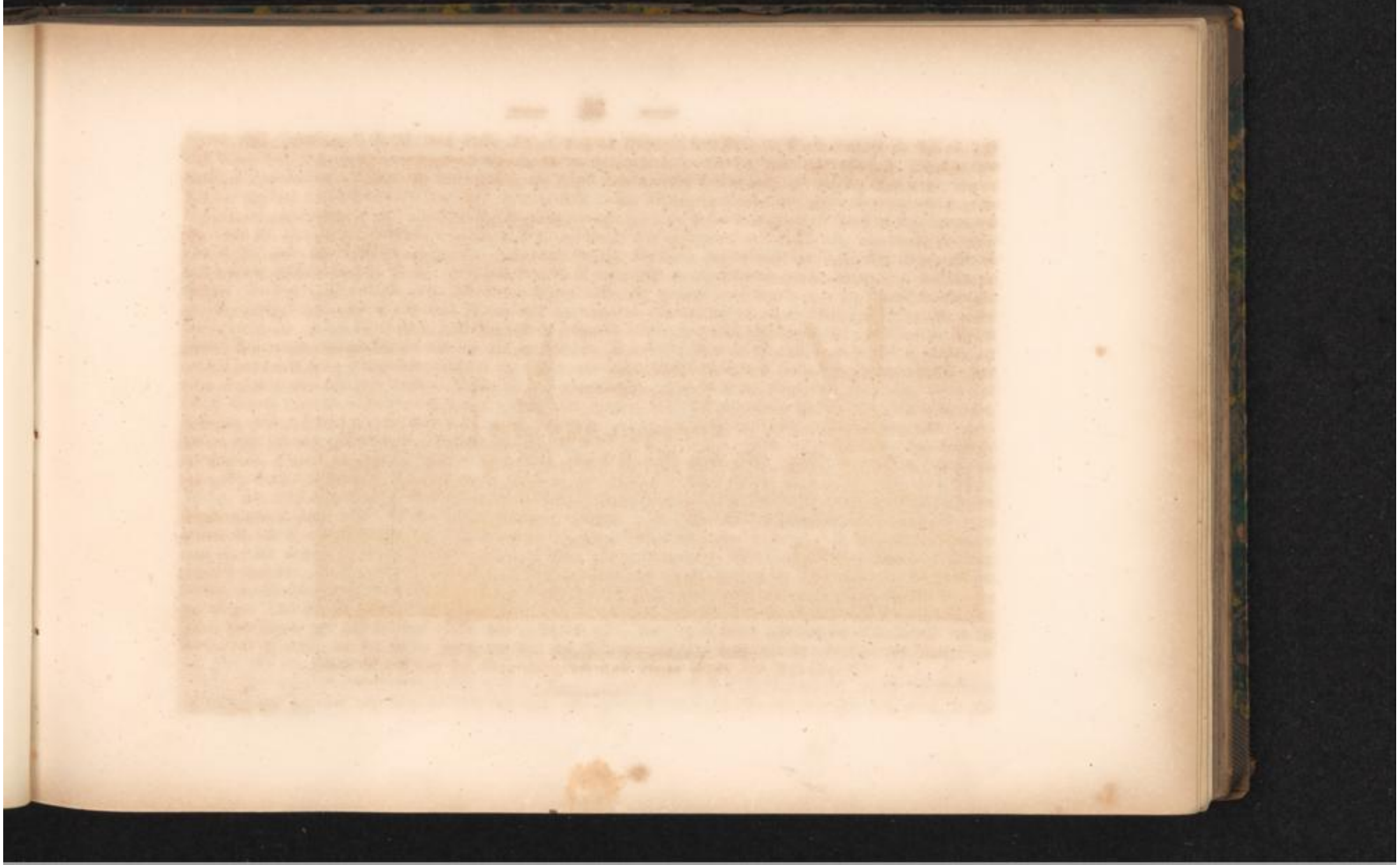
Ich zweifle nicht, daß bei weitem die Mehrzahl Derer, welche jetzt in Frankfurt zum großen Werke der Parlamentsverfassung tagen — aus solchen Männern bestehen wird. Sie werden eingedenk seyn, daß auf ihren Häuptern alle Verantwortlichkeit der Zukunft ruhe; sie werden nicht vergessen, daß vor dem ewigen Richterstuhle nicht blos ihr Thun abgeurtheilt werden wird, sondern auch das Unterlassen der gebotenen That! — Wenn, gehoben und getragen von der Herrlichkeit ihrer Mission, aber auch im Vollgefühl ihrer unermeßlichen Verantwortlichkeit, sie leidenschaftslos, und entschiedenen, klaren, redlichen Sinns das Werk aufbauen, dann wird's ein Werk werden der ewigen Ehre für sie selber; die Nation aber wird es als eine Bürgschaft ihres Glücks und ihrer Größe mit Jubel empfangen und der Wille Dessen wird erfüllt werden, der den Sternen die Bahnen vorzeichnet, der die Menschheit zu immer höhern Zielen führt, und der den Nationen auf jedem Blatt der Geschichte zuruft:

„Euer Glück sey die Gerechtigkeit und Euer Stab die Freiheit!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Vatikan aber? — der war vergessen ganz und gar. Das hat die Zeit gethan. Sie mag's entschuldigen. Das Große der Begebenheiten, unter deren unmittelbarem Eindruck ich diese Blätter schrieb, hat das warme Herz glühend gemacht, — und hinaus mußte das heiße Wort, daß es wieder erwärme. Die Mühe aber, Euch, meine Freunde! noch durch die 10,000 Säle, Zimmer und Gallerien des Vatikans zu geleiten,—durch die geweiheten Räume, in welchen, von Perugins', Buonarotti's und Correggio's Pinsel ausgeziert, die unsterblichen Meisterwerke der griechischen und römischen Plastik aufgestellt sind, — durch die Gallerien, in denen die Malerei vieler Zeiträume und Völker das Schönste versammelt hat, — durch die Rüstkammern des Genies und der Wissenschaft, jene Säle nämlich, in welchen der kostbarste Bücher- und Manuscriptenschatz aufbewahrt ist, den die Welt besitzt, — durch die Loggien und Stanzen, deren Wände und Decken mit den Compositionen Raphaels geschmückt sind, — durch die Zimmer, in welchen die schlauen Vikare St. Peters so oft Weltgeschichte machten, — durch das Arbeitskabinet des großen Ganganelli und des noch größern Pius: — — dieß wird man mir heute erlassen. Der Vatikan ist kein Palast: er ist eine Stadt von Palästen, und wer ein faßliches Bild davon entwerfen wollte, müßte ein Buch schreiben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Eisenbahn-Viaduct
über die Lagunen nach Venedig

DXXV. Der Viadukt über die Lagunen nach Venedig.

Jede Zeit und jedes Alter im Volksdaseyn hat seinen eigenen Genius, unter dessen Einfluß das grünende Leben Blüthen und Früchte treibt und der sein Zeichen den Monumenten aufdrückt, welche der Gegenwart äußere Erscheinung in ferne Zeiten tragen. Im Mittelalter war der Glaube dieser Genius, und was das christliche Europa uns Großes aus jener Zeit überlieferte, ist vorzugsweise des Glaubens Werk. Des Glaubens magische Zauberkraft war es, welche aus der Erde Schooß jene Münster emporgetrieben, gegen deren Herrlichkeit Pracht und Symbolreichthum kleinlich, dürftig und kahl erscheint, was spätere Zeiten in gleicher Art geschaffen haben; der Glaube war's, der auch das Unbedeutende durch die Idee erhob und den Formen tiefe Gedanken gab; der Glaube war es, der sich damals in der Weltanschauung der Geister widerspiegelte; der Glaube war's, der die Phantasie ergriff und ihre Welt mit neuen, unerhörten Naturbildern und Vorstellungen erfüllte; der Glaube war es, der, als das bewaffnete Auge zum ersten Mal in den neu entdeckten Weltraum drang, auch im Himmel die Vorstellungen wiederfand, welche Jeder im Herzen trug. Kurz, der Glaube war in jenem Zeitalter die Axe des Lebens, so bei den Völkern, wie bei dem Einzelnen.

Unser Zeitalter steckt ein anderes Banner auf. Sein Genius ist das Nützliche. Die Größe des Wissens und Erkennens, ausgereift und getragen vom Gemeinsinn, auch ausgerüstet mit einem ernsten, kraftvollen Bildungstrieb, äußert sich in den Werken des öffentlichen Nutzens, welche hinter sich lassen Alles, was irgend ein Volk jemals Aehnliches hervorgebracht hat und der Nachwelt überlieferte. Straßburger Münster wachsen nicht mehr zum Himmel hinan, man baut auch keine Paläste mehr, wie sie ein Ludwig XIV. bauen konnte, jene unermeßliche Wohnungen, welche Millionen zu Hunderten kosteten und aufgerichtet wurden von den Königen, um, mit der Lüderlichkeit und Schlechtigkeit im Bunde, in wilden, phantastischen Festen und üppigem Schaugepränge den Wohlstand ganzer Völker zu verprassen; es ersteht kein Versailles mehr und auch kein Trianon: die großen Werke der Jetztzeit sind Eisenbahnen, Kanäle gräbt man, man führt Straßen aus, welche die Alpen ebnen, und Brücken und Viadukte, welche die Ufer der Ströme verbinden und zusammenknüpfen, was das Meer von Ewigkeit her geschieden hatte.

Von einem Bauwerk dieser Art, das die Verkörperung des kühnsten Gedankens ist, den je ein Architekt für ausführbar gehalten hat, liegt ein Bild vor uns. Es ist die Eisenbahn-Brücke über die Lagunen, welche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Venedig, die Braut des Meeres, mit dem festen Lande, und durch die Fortsetzung des Schienenwegs, mit Mailand verbindet.

Dieser Viadukt ist 22,000 pariser Fuß lang, also etwas mehr als eine deutsche Meile. Der Architekt Noale fertigte den Plan und leitete die Ausführung. Der Kostenanschlag war 5 Millionen Lire, der Zeitanschlag 5 Jahre. Dieser Bau, der 1841 begann, ward in kaum 54 Monaten (im Oktober 1846) vollendet. 1000 Arbeiter und 100 Schiffe und Barken zur Beischaffung des Baumaterials, zu denen 300 Kähne zum Transport der Arbeiter von einer Arbeitsstelle zur andern sich gesellten, waren während jener Zeit unausgesetzt in Thätigkeit, und einige tausend Hülfsarbeiter wurden außerdem noch bei dem ersten Angriff verwendet. Es wurden nicht weniger als eine Million Kubikfuß Mauerwerk ausgeführt und über 50,000 Stämme, meistens Eichenholz, zu den Pfahlrosten verbraucht, welche die 216 massiven Pfeiler tragen. Die Brücke selbst besteht aus 222 Bogen, von je 30 pariser Fuß Spannung bei gleicher Breite. Auf der einen Seite schließen sich breite geplattete Trottoirs an die Bahngeleise, welche 5 Fuß 8 Zoll engl. aus einander liegen. Die Brücke lehnt sich sowohl in Venedig als am festen Lande an 2 Brückenköpfe, die zur Vertheidigung geschickt sind. — Der architektonische Charakter des großen Werks ist, seiner Bestimmung angemessen, Einfachheit und Dauer. Sämmtliche Pfeiler sind aus festem istrischen Granit aufgeführt und mit römischer Pozzuolanerde gefügt

Venedig ist jetzt durch das eiserne Band mit dem Kontinent Italiens vereinigt. Es hat seine frühere Eigenthümlichkeit, nicht ohne Ruder und Segel zu ihm gelangen zu können, verloren: denn seitdem die Lokomotive über die Lagunen braust, nimmt sich Niemand mehr die Mühe, die Gondel zu besteigen. Aber mit dem Roß der neuen Zeit hat auch ihr belebender Odem die Stadt berührt; es ist ein frisches Leben in Venedig aufgekommen, die alten Geschlechter verjüngen sich, sie betreten wieder die Bahn, welche die Ahnen groß gemacht hatte: sie sinnen auf Erwerb in Handel und Schifffahrt, wetteifern unter einander in Entdeckung und friedlicher Eroberung neuer Hülfsquellen und Stützpunkte für den Verkehr, und thun dieß mit solchem Erfolg, daß es die Eifersucht des begünstigteren Triests schon im hohen Grade erregt hat. Nun, da Venedig das Joch Oesterreichs entschlossen abgeschüttelt hat, wird es das Handelsemporium des freien Italiens werden und sein knospendes Gedeihen schnell zur Blüthe sich öffnen. Eine größere, glücklichere Zukunft ist ihm sicher beschieden, wennschon es nie auf die Rückkehr der Zeiten hoffen darf, da seine Flotten unter dem Zeichen des Kreuzes und des Löwen von Sankt Mark das mittelländische Meer bedeckten, Bürger der Republik den Stolz von Fürsten im Busen trugen und die Republik selbst ihren Willen fremden Königen als Gesetze diktiren konnte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FREIBURG im BREISGAU

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXVI. Freiburg im Breisgau. *)

„Freiburg!" — welche bewohnte Stätte Deutschlands trägt ihren Namen mit so vollem Rechte, wie Du, einfache, bescheidene Stadt im Thale der Dreisam? —

Deine verfallenen, von lustigem Rebengelände überwucherten Wälle umgürten keine den Blick verwirrenden Häusermassen, keine Prachtpaläste reihen sich zu riesigen Straßen aneinander, keine obherrschende Vornehmheit trägt sich auf Deinen offenen Plätzen zur Schau; — krumm und winkelig, wie Laune und Zwang sie zusammengedrängt, stehen Deine wenigen alten, grauen und Deine vielen neuen, hellen Wohnungen in bunter Reihe neben einander, und weder in Deiner Kaiserstraße noch in Deiner Pfaffengasse entbehrt man den Anblick, der uns den guten Bericht bringt, daß hier nach wohlerprobter Sitte ehrsam bürgerlich Haus gehalten wird. — Und wie die Stadt, ist ringsum das Thal: freundlich und lieblich, ein Garten, in welchen die Höhen des Schwarzwalds nachbarlich hineinschauen. Und mitten aus dieser einfachen deutschen Landschaft, über diese kleinen, hellen Gebäude, über die Gartenhäuschen und Pappelalleen ragen die gewaltigen Massen eines Doms, der würdig wäre, eines Reiches Hauptstadt zu krönen! Wer hat diesen Riesen gesetzt zu jenen Zwergen? Wie soll das Auge Vermittelung finden für diesen Zwiespalt der Verhältnisse?

Gottlob! Für das deutsche Auge hat in unseren Tagen dieses Bild die erhebendste Einheit gewonnen. Das deutsche Auge sieht jenen Dom erglänzen von einem Lichte, welches seine Strahlen durch Nacht und Sturm über alle Länder deutscher Zunge ausgegossen, den Verzagten geleuchtet, die Erstarrten gewärmt hat, welches von keinem tückischen Wind gebeugt, von keinem Orkanwüthen erstickt worden ist, bis der Augenblick der Tageshelle über ganz Deutschland heraufgezogen war. In Freiburg ist die Quelle dieses Lichts. Hier ging die Sonne des deutschen Völkerfrühlings auf, ihr Strahlenkranz erhebt die „freie Burg" des Breisgau's zum Mittelpunkt des befreiten Vaterlandes, und als ob es jener Zähringer geahnt hätte, daß einst hier sein Werk die würdigste Stätte schmücke, hat er Deutschlands schönsten Dom aufgebaut in der Ehrenburg der deutschen Freiheit!

Freiburg hat unter seinen 1200 Gebäuden gar manches Haus, in welchem der Leser die Heimathstätte dieses Lichts vergeblich suchen würde. Nicht aus den fürstlichen Hallen des erzbischöflichen Palastes ging es hervor: dort trat man den Segnungen der Aufklärung und des Fortschritts mit der Priesterwaffe des Fluchs entgegen, verbannte die deutsche Sprache, als eine „dazu untaugliche und ganz gemeine", aus der Kirche und suchte

*) Geschrieben von wackerer Freundeshand. Mr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

niedere und höhere Bildungsanstalten dem Loyolismus in die Polypenarme zu drücken; — darum ging jenes Licht auch nicht hervor aus dem Priesterseminarium und nicht aus den Kirchen; — auch aus dem Schauspielhause nicht: denn wo Jesuiten hausen: — Gute Nacht, Licht der Bühne!

Erzherzog Albrecht von Oesterreich, Herr des Breisgaues, schrieb im Jahre 1456 der Stadt Freiburg in einem Stiftungsbrief: „Die Hochschule soll eine Quelle seyn, woraus von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde das erleuchtende Wasser der Weisheit, zur Auslöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit." — Und diese Hochschule wurde — nicht die Quelle des neuen politischen Lichts, aber die starre Einfassung derselben. Des Stifters edler Zweck wurde nicht lange in Ehren gehalten. Je erfolgreicher er dem Pfaffentreiben entgegen gearbeitet hatte, je freier sich auf dem frischen Boden die Blüthe der Wissenschaft entfaltete, je stärker der Zudrang der Wiß- und Lehrbegierigen aus allen Ländern vor und auf die Lehrstühle Freiburgs wurde, desto energerischern Gegendruck leisteten die römischen und österreichischen Feinde des Lichts — und sie siegten. Schon im Jahr 1620 überlieferten Albrechts Nachfolger im Breisgau die Lehrstühle der Theologie und Philosophie dem Orden der Jesuiten. Die Hochschule sank. Nachdem sie zwei Male, vor den eindringenden Franzosen flüchtend, in Konstanz eine sichere Stätte gesucht hatte und endlich, wieder in Freiburg, unter der Geistesfolter der Jesuiten ihrer gänzlichen inneren Auflösung nahe war, sah sie sich plötzlich durch die Vertreibung des verhaßten Ordens, dessen Güter ihr großentheils zufielen, besonders aber durch die Theilnahme, welche Kaiser Joseph, der ewige Liebling nach Freiheit strebender Völker, ihr laut und offen zuwandte, einer neuen goldenen Zeit entgegengeführt. Abermalige Angriffe, von der französischen Revolution und vom neubelebten Mönchsgeist über sie verhängt, überwand die nunmehr erstarkte Anstalt glücklich. Mit dem Breisgau fiel sie dem badischen Lande zu. Wie hoch aber auch jetzt, unter dem Schutze eines geachteten Fürsten, der Wetteifer der tüchtigsten Gelehrten für das Aufblühen der Anstalt in geistiger Freiheit stieg, die katholische Fakultät der Theologie blieb ein verstockter Widerpart jedes Fortschritts und jeder selbstständigen wissenschaftlichen Forschung. In einer Zeit, wo reaktionäre Umtriebe aller Art den offenen oder versteckten Schutz der Regierenden genossen, während die Regierten, in politischen Kämpfen noch ungeübt und der kompakten Masse der „großen Herren" gegenüber ohne Wehr und Macht, mehr und mehr zu einer traurigen Resignation sich entschlossen, wäre das Ersticken aller freien Regungen, wie der Zweck, auch der Triumph der Ultramontanen und des aristokratischen Adels geworden; waren doch schon des edlen Wessenbergs segensreiche Werke des Glaubens von der herrschenden Partei der Erde gleich gemacht worden!

Da führte ein günstiger Stern die beiden Männer an der Hochschule zusammen, die das Licht des neuen Völkerlebens am hellsten in Deutschland aufsteckten, sich unerschrocken an die gefährliche Spitze der Bewegung stellten und durch ihre unaufhörlichen Kämpfe, ihr Ringen, Siegen und Unterliegen, ihr Wiederaufraffen nach dem härtesten Fall, ihr schmerzenreiches Märtyrerthum um die Freiheit jenen heiligen Schein um Freiburg zogen, von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dessen Glanz umflossen der Münsterbau heute in unserm Blicke sich wiederspiegelt: die Heldengestalten von Rotteck und Welcker sind es, die wir mit Ehrfurcht und Jubel begrüßen.

Rotteck und Welcker, diese Dioskuren auf dem Felde des Kampfes zwischen Fürstengewalt und Volksrecht, standen zum ersten Male am 17. März 1831 als Volksvertreter neben einander in der zweiten Kammer. Rotteck hatte bereits auf dem ersten und zweiten Landtag als Mitglied der ersten Kammer, durch sein die zweite Kammer noch an Freimuth überbietendes Auftreten, Hof und Adel gegen sich aufgeregt. Die Landtage von 1825 und 1828 hatten die Minister ihm zu versperren gewußt. Von dem Augenblicke des gemeinsamen Wirkens Beider an ist ihr Leben und Streben eingeschrieben in die Geschichte und namentlich die Landtagsgeschichte des badischen Volks: eine lange, bittere Leidensgeschichte, Schmach und Schande aufthürmend über den Häuptern, ja, über den Gräbern jener mit der Herrschermacht angeblich begnadeten Menschen, welche, Krämer-, Schacherer- und Bedientenseelen unter den Ordenssternen bergend, als Polizeileute agirten über ihr Volk nach dem Befehl auswärtiger Despoten; — eine ehrenwerthere Rolle haben nur wenige der unmediatisirt gebliebenen Fürsten auf ihren Thrönchen und Stühlen gespielt. — Und mit solchen Gegnern mußten Männer in die Schranken treten, deren geheimste Ader für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Recht und Volksglück schlug! — Sollen wir alle Thaten der List, Tücke, Frechheit, des Hohns und der Gewalt aufdecken, mit welchen den kühnen Volksvertretern begegnet wurde und welche nicht selten ihren Zweck gar deutlich verriethen, die gefürchteten Feinde zu Ungesetzlichkeiten zu verleiten, oder moralisch zu vernichten, ja auch körperlich zu schwächen? — Sollen wir erzählen, wie man Freiburg als „den Centralpunkt des revolutionären Geistes" durch scharfe Strafdrohungen einzuschüchtern und den Handwerksstand gegen die Freiheitsmänner aufzuwiegeln suchte? — und wie die Einwohnerschaft den Regierungsumtrieben antwortete durch einstimmige Wahl Rottecks zum Bürgermeister? — und wie Welcker ein männliches Wort der Wahrheit mit Gefängniß büßte? — und wie endlich Badens Regent die Universität des gegen Druck und Unrecht widerstrebenden Freiburgs schließen und die Rädelsführer Rotteck und Welcker von ihren Lehrstühlen weisen ließ? — und wie „Der Wächter am Rhein" und „Der Freisinnige" endeten? — Wollen wir die heilige Freiheitssonne unserer unvergleichbar großen Gegenwart mit den schwarzen Seiten solcher Geschichten trüben? Nein! Besser, das Buch zu! — denn leider ist die badische Geschichte jener Zeit noch lange nicht der schlechteste Theil der Geschichte des deutschen Volks und seiner Fürsten.

Zurück zu den Männern, welche Freiburgs Ruhm und Deutschlands Heil und Ehre sind: Welcker und Rotteck! Wenn Du, Geist des Entschlafenen, heute unter uns erschienst — heute, kaum acht Jahre nach Deinem Tode — und gingest mit irgend einem Manne, den Du zu Badenweiler die Hand gedrückt, zu Frankfurt, in der Bundesstadt, durch die Eschenheimer Gasse, und da sähest Du die schwarzrothgoldene Fahne auf dem Bundespalaste und müßtest Deine Freunde Welcker, Uhland, Jordan ꝛc. als Bundestagsgesandte begrüßen — um wie viel Jahrhunderte würdest Du die Welt älter schätzen? —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Großer, erhabener, armer, beklagenswerther Rotteck! Ihstein und Welcker, Arndt und Wessenberg, Louis Philipp und Metternich — sie alle erlebten den Tag der Völkererlösung, und Jeder von ihnen erkennt in so wunderbarem Walten den rettenden und rächenden Finger des Herrn! — Du, Du allein, mußtest scheiden ohne Hoffnung, wenn auch bis zum letzten Hauch kämpfend gegen jeden Zweifel, an des Vaterlands einstige Rettung. Du Märtyrer der deutschen Freiheit, dem sie — die Herren in Karlsruhe — noch einen Fußtritt in's Grab gaben: ja, ja, dem sie ein ehrenvolles Begräbniß versagten, Dir sey nach glorreichem Kampfe das deutsche Banner mit dem vollsten Lorbeerkranz auf's Grab gepflanzt!

DXXVII. Die Aukirche in München.

König Ludwig der Erste von Bayern befahl diesen Tempel zu errichten. Er ist groß und prachtvoll; er ist mit verschwenderischer Kunst ausgeschmückt; es ist nichts daran gespart worden, weder Geld, noch Zeit, noch Geschicklichkeit, und doch ist er gegen die großen Kirchenbauten des Mittelalters nur ein Armuthszeugniß unserer Zeit. Neben Wiens Sankt Stephan, neben der Antwerpner Kathedrale, neben den Münstern Straßburgs und Freiburgs stehend, würde die Aukirche jeden Anspruch auf Bewunderung verlieren, sie würde plump und kleinlich, kahl und seelenlos erscheinen. Nein! mit jenen versteinerten Lobgesängen zum Preis des lebendigen Gottes ist sie gar nicht zu vergleichen.

Die Kirche steht auf dem Mariahilfplatz der Vorstadt Au. Oelmüller, der den Plan entworfen, leitete auch den Bau, welcher ihn sechs Jahre (von 1831 bis 37) beschäftigte. Das dazu verwendete Material ist ein weißer Sandstein, der sich für die Bearbeitung der Ornamente besonders gut eignete. Das Sehenswertheste im Innern der Kirche sind die Glasgemälde. Sie nehmen sieben Fenster des Presbyteriums ein. Es ist wohl das Beste, was unsere Zeit in der Kunst geleistet hat. Die Compositionen — ein Cyklus aus dem Leben der Maria — sind von Schraudolf, Fischer und Ruben; die Malerei führte Stöckel mit seinen Schülern aus. — Der Gründer, welcher die Kosten des Baus allein bestritten hat, war auch für die artistische Ausstattung des Gotteshauses bedacht und noch vor wenigen Wochen traf er weitere Anordnungen zu diesem Zwecke. Wechselschnelle Zeit! Während die Künstler über die Ausführung der königlichen Befehle berathen, steigt der König selbst vom Thron herab, bekennend: „Ich bin ein König des alten Bundes und die neue Zeit ist nicht die meinige. Sie widerstrebt meiner Natur und daher breche ich mit ihr ganz und gar; ich — resignire." Das ist unerquicklich, aber ehrlich gesprochen, und doch tausendmal besser, als das Thun eines andern Königs zu der nämlichen Stunde, über welches die entrüstete Nation ihr gerechtes Urtheil schon gefällt hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ansicht der Stadt Köln.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CETARA
(Bay von Salerno)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXVIII. Cetara in der Bai von Salerno bei Neapel.

„Ein Stück aus dem Garten Gottes!“ wie es Tasso genannt hat, der in dieser Gegend geboren war. Kein Garten im Styl des le Notre, der die Athleten des Waldes zu niedrigem Heckendienst zwang und die Schönheit und Freiheit der Formen zerstörte: sondern ein Park, in dem sich auf jedem Schritt der große Meister offenbart, „in dessen Schöpfung die Herrlichkeit ohne Grenze ist und die Mannichfaltigkeit ohne Zahl.“

Cetara (ein kleiner Flecken zwischen Salerno und Amalfi) liegt auf einem Plateau, das von allen Seiten senkrecht abstürzende Felsschluchten umgeben und unzugänglich seyn würde, hätte man nicht vom Meerufer herauf einen Fußsteig gebahnt, der sich zwischen Klippen und an tiefen Abgründen hin aufwärts windet. Es war ein mühsames Werk; auf langen Strecken mußten Treppen in die Steinwände gemeißelt werden. — Oefters führt der Pfad auf Felsvorsprünge hinaus mit Blicken auf das Meer und die Küste, welche die spielende Hand der Natur in abenteuerlichen Formen ausschnitt. Trotz der Wildheit der Scenerie fehlt es ihr nicht an Anmuth. Oleanderbüsche klammern sich in jede Ritze, Kaktus und Aloe recken ihre hohen Blüthenkronen von den Felsplatten auf, die Ranunkel kleidet selbst im Winter das Gestein in Purpur, und zahllose Kräuter, die unserm rauhen Himmelsstrich unbekannt sind, erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen: wilde Rosen blühen den größern Theil des Jahres hindurch und das Veilchen und die Primel sind Kinder der Monate, welche uns Nordländern nur Eis und Schnee als Gaben reichen.

Hat man die Höhe erstiegen, so wird man überrascht durch Etwas, was man in diesem verborgenen Winkel und nach einem solchen Wege am wenigsten erwartet: die sorgfältigste Bodenkultur erfreut das Auge. Jedes Plätzchen ist benutzt, aus jedem zugänglichen Stückchen Felsboden hat der Mensch durch seine Mühe einen kleinen Garten geschaffen, an jeder Felswand klettern, wie es bei Rüdesheim im Rheingau zu sehen ist, Weinstöcke, und die größern Plätze bedecken Oelbaumpflanzungen, um deren Arme sich Baumreben ranken, die sich in reichen Festons von Stamm zu Stamm verschlingen und ihre Traubenfülle in den Lüften wiegen. Feigenbüsche stehen an den sonnigsten Stellen des Gesteins und ihre saftigen, süßen Früchte sind als die besten der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gegend geachtet. In den schattigen, winterlichen Lagen hingegen sieht man Aepfelbäume ihre Kronen ausbreiten, die Pflaume, die Pfirsiche, die Kirsche und die Maulbeere gedeihen, während Citronen- und Orangenhaine mit der goldenen Fruchtlast und den weißblühenden Zweigen den Süden keinen Augenblick vergessen lassen. — Wie jedes Haus seinen Garten besitzt, so hat auch jede Familie ihr Stückchen Feld, wo sie Mais baut. Was aber die Bevölkerung sonst bedarf, das holt sie sich in Neapel und überläßt dafür der Hauptstadt ihren Ueberfluß an Obst und Südfrüchten. Milch geben die Ziegenheerden des Fleckens, welche in den mit Stauden und Gräsern üppig überwachsenen Felsschluchten eine gute Weide finden.

Cetara ist berühmt wegen seiner gesunden Luft, welche der Seewind auch im heißen Sommer kühlt. Dieß, dazu die Eigenthümlichkeit seiner Lage und die Schönheit einer berühmten Aussicht auf das Meer, die Inseln des Neapeler Meerbusens und die Küste Siciliens, wo der Aetna mit seinem weißen Haupte Wache hält — macht es zum Ziele häufiger Ausflüge aus der Gegend und der Touristen, welche die Hauptstadt besuchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER OBELISK VON LUXOR
auf dem Eintrachtsplatz in Paris.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXIX. Der Obelisk von Luxor in Paris.

Was thust du hier, du starrer Zeuge des Uranfangs der Geschichte? Was willst du, Bote des ägyptischen Schattenreichs, hier unter den Lebendigen? Was hat dich herauf beschworen aus der Zeiten Abgrund, was dich aus deinem stillen Palmenhaine in die lärmende Gegenwart geführt? Geheimnißvolle Zeichen, Schlangenstab und Hermesschlüssel, sehe ich eingegraben auf deinen Seiten: — tratst du vielleicht als Priester des Verhängnisses unter uns, oder willst du, als Wahrsager und Zauberer, den Völkern ihre Geschicke verkündigen?

Wenn du das könntest! Wenn du die Zeichen und Linien deuten könntest, welche den Nationen in die Hände geschrieben sind! Wenn du lesen könntest ihre Schicksale in den Sternen und im Stande wärst, uns die Früchte bei Namen zu nennen, welche aus diesem Keimen und Wachsen, Sprossen und Schossen, Knospen und Blühen des Völkerfrühlings hervorgehen werden! Wenn du, klüger als ein Champollion, die Hieroglyphen zu entziffern wüßtest, welche an den Pforten unserer Zukunft stehen, und im Stande wärst, die Nebelgestalten deutlich zu machen, welche auf- und niedersteigen am Gesichtskreise und bald mit Schrecken, bald mit Hoffnung erfüllen!

Aber du kannst keins von dem Allen! Du bist hergekommen als der elende Sklave der Tyrannei und der Arglist, welche die Völker betrügen und die Geschichte fälschen; du bist nichts, als ein verächtliches Werkzeug der prahlerischen Eitelkeit der Herrscher, wie die meisten Monumente deines Gleichen. Der vor Jahrtausenden im fernen Nillande dich aufgestellt hat, damit du die Lüge seines Ruhmes fernen Zeiten erzählen sollst, war vielleicht kein Besserer, als der herzlose Satrap, der dich niederwarf, und der fremde König, der dich in seiner Hauptstadt wieder aufrichtete, um der eitlen Ruhmsucht des nämlichen Volkes zu schmeicheln, das zu berücken die Aufgabe seiner ganzen Regierung war. Der Obelisk von Luxor hat in seiner Erscheinung auf dem Pariser Konkordienplatz Nichts, was den Menschen erfreuen, Nichts, was den Patrioten erheben, Nichts, was für die Motive Achtung erwecken, Nichts, das mit dem Zwecke aussöhnen könnte. Es ist eben nur ein Altar für den Götzen „Gloire," dem das französische Volk so oft schon die Heiligthümer seines Besitzes: — das Blut seiner Söhne, die Freiheit, das Recht und die Gerechtigkeit zum Opfer brachte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten, schenkte Karl X. die beiden Obelisken, welche den Eingang des großen Tempels von Luxor auf der Stätte des alten Theben zierten. König Karl entsendete eine Expedition, um den einen dieser 72 Fuß hohen Monolithen abzuholen. Glücklich gelangte er nach Havre, wo er auf ein flaches Fahrzeug übergeladen wurde, das ihn nach Paris führen mußte. Hier, als er in Gegenwart der über den Fremdling erstaunten Bevölkerung auf den Kay gehoben werden sollte, platzte die Maschine und der Koloß fiel in den Strom. —

Da lag der Sohn der Sonne im Schlamm den ganzen Winter hindurch und erst im nächsten Jahre wurde er seinem schmutzigen Bette enthoben und an den Platz geschafft, wo er sich jetzt befindet. — Wird der Obelisk, der vier Jahrtausende auf seinem alten Fußgestell in Theben gestanden hat, auch so lange auf seinem neuen bleiben? oder wird nicht ein Tag kommen, wo Aegypten ihn wieder wegholt, wie einst die Preußen ihre Viktoria wiederholten und Venedig seinen Löwen von St. Markus? Wer will das Ende vorhersagen des Streits mit den afrikanischen Atlantiden, in den Frankreich sich einließ? wer will die Entwickelung jenes thatenreichen, großartigen, gewaltigen Drama's vorhersagen, welches in Algerien den ersten Akt spielt? Sind nicht in diesem Kampfe die beiden Elemente, welche Völker zum Aeußersten begeistern, Religion und Vaterland, auf dem Spiele? gilt es für den Araber nicht auch der Penaten auf dem Hausaltar und der kostbarsten Güter im Nationalheiligthum? Es ist meines Bedünkens nirgends abzusehen, wo der Streit endigen, wohin und wie weit er Frankreichs Trikolore führen werde; denn er ist in die unergründliche Tiefe der menschlichen Natur hinabgedrungen, er hat die brennenden Gemüther der Söhne der Wüste im Innersten ergriffen. Kein Friede, nur Waffenstillstand ist da möglich. Es ist der Kampf mit einem Volke, das noch den Urcharakter bewahrt hat; treu im Glauben, fest in Selbstgefühl, Vaterlandsliebe und Aufopferungsmuth: und ein solches Naturell, urplötzlich, wie es geschehen ist, aus seiner Einsamkeit in die Weltgeschichte hinausgestoßen, kann im fortdauernden Kampfe an Kraft nur gewinnen. Daß es so ist, beweist die Geschichte, beweist der Kaukasus. Es gehört wenig Prophetengabe dazu, voraus zu sagen: Frankreichs Kampf in Afrika wird werden ein Kampf um Seyn und Nichtseyn, wie Othins Kampf mit dem kapitolinischen Jupiter; und trotz aller Triumphe und Trophäen und gewonnenen und noch zu gewinnenden Siegeskronen ist es möglich, daß in diesem Kampfe Frankreich wie Rom noch endige. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DAS NECKARTHAL MIT NECKARSTEINACH

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXX. Das Neckarthal mit seinen Ritterburgen bei Neckarsteinach.

Ein schönes Land dieses Neckarthal von Wimpfen bis Heidelberg! — Ueppige Felder und Wiesen grünen in der Tiefe, die Gelände ein ununterbrochener Obst- und Weingarten, auf allen Bergen die prächtigen Wälder und am klaren Neckarstrom Städtchen an Städtchen, Dorf an Dorf, mit einem gemüthlichen, braven, gebildeten Volke, von dessen kluger, beharrlicher Thätigkeit nicht nur der sorgfältigste Feldbau, die mit Früchten gesegneten Gärten und Thalwände, sondern auch die vielen Werkstätten Zeugniß ablegen, welche das rührige Leben des Landes erhöhen. Als seine Perle gilt die Thalstrecke von Neckargerach bis Heidelberg, wo, wie im Rheingau, die Romantik des Mittelalters, in zahlreichen Burgtrümmern von den Felswänden und Höhen herniederschaut.

Um das Städtchen Neckarsteinach ist ein ganzer Kranz von Burgen. — Es war aber ein Dornenkranz, den die „Landschaden von Steinach" um Strom und Thal geflochten. Denn dieß Geschlecht war das verrufenste unter den Raubgeschlechtern und die That seines Namens.

Das Raubritterthum war im 11. bis 13. Jahrh. nirgends mehr ausgebildet als in Schwaben und die größte Plage seiner Zeit. Ausgehend von jenem Verhältniß des Eroberns, wo die eingedrungenen Fremden Besitz vom Lande genommen und es an ihre Genossen und Diener vertheilten, die nun als freie Schirmvogte oder Patrimonialherren inmitten des ihnen verliehenen Besitzes hausten und ihre Schutzbefohlenen um sich sammelten, hatte im eilften Jahrhundert dieses Verhältniß jene Ausartung erlangt, welche die Schutzbefohlenen zu Knechten und Leibeigenen erniedrigte und den Untergebenen zum Hörigen machte. Der Acker, den sein Fleiß bebaute, durfte ihm und den Seinigen nicht mehr geben, als nothdürftige Nahrung und Unterhalt; was darüber hinaus lag, war dem Herrn, der als alleiniger Grundbesitzer des Distrikts galt, welcher ihm selbst nur verliehen war. Vom Landesherrn folgerecht bis zum Hintersassen herab fußte die ganze Feudalverfassung auf die große Bewirthschaftung des Grundgebietes unter dem Begriff, daß der Landesherr der alleinige Grundeigenthümer sey und aller andere Besitz nur als verliehener gelte. So lange nun der Landesherr selbst die Zügel mit starker Hand führte, konnte bei solcher Ordnung das Ganze in ruhiger Häuslichkeit und Unterwerfung eine Art Gedeihen haben; — das Leben konnte zu einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stillen Vegetiren im Sonnenschein heiterer Zeiten gelangen, es blieb dem Einfluß der unruhigen geistigen Triebe und dem Tumulte der Meinung entzogen. Der Bedarf der hörigen Masse war äußerst einfach und genügsam, und ihr Leben keimte und sproßte, aller Nachhülfe und künstlicher Berechnung ganz unbedürftig. Die Menschen der Scholle lebten und starben nach dem rohen Naturgesetze, wie die Bäume im Walde und die Thiere auf dem Felde. Die Generationen kamen, wenn ihre Zeit da war, und sie vergingen wieder, wenn ihr Tag vorüber.

Besseres konnte das Feudal-Verhältniß den Menschen nicht geben: und dieß Beste — wie wenig ist's für den Zweck der Menschheit! — Ist denn der Mensch von Gott dazu geschaffen, daß er als Inventarstück zur Scholle gehöre, die ihn füttert, und das Volk sich auf den Begriff des Knechts zum Herrn reduzire? ist nicht vielmehr die Erde, so gut wie die Luft, der Menschheit zum gemeinschaftlichen Eigenthum angewiesen? ist nicht die lebendige Kraft höher zu achten, als die todte Masse, und ist daher nicht alle Herrschaft ein Unding, die sich allein von dem Boden herleitet? Und hat das Besitzrecht des Volkes nicht überdieß einen viel ältern Ursprung, als die Grundherrlichkeit? war es nicht Jahrtausende früher da, ehe man an die letztere nur gedacht hat? Gemeingut war alles Land in unsern frühesten Zeiten, von dem Jeder so viel zu seinem Eigenthum ziehen durfte, als sein oder der Seinigen Bedürfniß erheischte, als er bebauen konnte mit seiner Handarbeit. Das ist das älteste historische Recht des Grundeigenthums, und das spätere Feudalrecht ist eine Zerstörung dieses Rechts und eine Usurpation der Gewalt, die niemals zu Recht bestehen kann. Nichtig sind daher jene Ansprüche der Dynastien oder der Landesherren auf das Grundeigenthum ganzer Landstriche; nichtig ist die Uebertragung solcher Ansprüche auf die Ritter; nichtig ist die Befestigung solchen Besitzstandes durch Testirung und Majorate; nichtig ist jene abscheuliche Lehre von der pflanzenartigen Natur der Hörigen, und Unrecht ist die Usurpation, die aller Patrimonialherrschaft zum Grunde liegt. Ihr Prinzip ist von der Zeit gänzlich verworfen und lächerlich ist es, an die That dieses Unrechts — an den ritterlichen Gutsbesitz — noch Vorzugsrechte im Staate zu gründen, oder gar sie zur Hauptbasis konstitutioneller Verfassungen zu stempeln. Der freie Erwerb, der auf dem Verdienste ruht, nicht auf der Ueberlieferung, ist ein viel bedeutenderes Element, als jener, und je höher die Kultur fortschreitet, je entschiedener verlangt es die volle Geltung. Dieselbe Kraft, die mit dem Pfluge den Schollen bezwingt, die in der Industrie ihr emsiges Streben über die ganze Erde hin verbreitet, die den Umlauf des Geldes und damit den Pulsschlag der Gesellschaft regelt, waltet auch als ein wahrhafter Bildungstrieb in der Gesellschaft. Wie er dort mit dem Eisen Geleise über die Erde zieht für die Bewegung der Völker, wie er hier über die Ebene des Ozeans die Schiffe gleiten macht und den Karavanen die Wege weist durch die Sandmeere der Wüsten, so soll man ihm auch Recht und Beruf einräumen, die Verfassungsformen mit seinen Linien zu umziehen. Keine andern geben ein zeitgemäßes Verfassungsbild oder können die Zeit befriedigen. Jede weitere Vorenthaltung dieses Rechts ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

längert nur einen unnützen Kampf und drängt dazu hin, endlich mit Gewalt jene unnatürlichen Schranken zu zerreißen, welche die von der Zeit geforderte Entwickelung des socialen Lebens so hartnäckig hemmen.

Ich kehre zurück zur Betrachtung der Ruinen, welche diese Abschweifung veranlaßt haben. —

Jene Burgtrümmer am linken Rande unsers Bildes, auf der senkrecht vom Strome aufsteigenden Felsmauer, sind das Stammhaus der Steinache — vom Volke das Schwalbennest geheißen. Von der Stromseite her ist die Burg unzugänglich; aber von der Bergseite, wo die tiefen Gräben längst verschüttet sind, ist sie leicht zu erreichen. Der schon seit 5 Jahrhunderten wüste Bau ist fest wie der Fels und mit demselben ganz verwachsen. Um Raum zu gewinnen, mußte man große Steinmassen wegarbeiten und man begreift nicht, wie es, da die sprengende Gewalt des Pulvers damals noch nicht benutzt werden konnte, nur möglich war. Die Einfassungsmauern sind gut erhalten und zwei runde, oben abgebrochene Thürme steigen hoch in die Lüfte. In dieser schauerlichen Ruine, die schon der große Habsburger auf seinem Vertilgungszuge gegen die adeligen Raubnester zerstörte, hat sich ein alter blödsinniger Mann eine ärmliche Wohnung eingebaut; er findet in den Geschenken der Reisenden und in der Mildthätigkeit der Anwohner des Thals die Mittel seines Unterhalts. Die Burg erscheint zuerst in den Urkunden des 11. Jahrhunderts und das Rittergeschlecht der Steinache, welche später den Schimpfnamen „die Landschaden" ihrem Familiennamen beisetzten, zählte sich schon damals zu den mächtigen in Schwaben. — Von dem Schwalbenneste führt ein Fußsteig zu der die Mitte des Bildes einnehmenden Hinterburg mit köstlicher Aussicht ins Neckarthal sowohl, als in den wilden Felsgrund der Steinach, die am Fuße des Burgbergs mündet. Dieses Raubschloß überdauerte die Katastrophe, welche Schadeck zertrümmerte; es ging erst im Bauernkrieg in Flammen auf. — Das dritte noch wohnbare Schloß, auf der Höhe weiter rechts, ist die Mittelburg. Es ist geräumiger, als jene zwei, und diente für die Fürstbischöfe von Speier bis in's vorige Jahrhundert als Jagdschloß. — Von da führt ein anmuthiger Weg durch Obstgelände und Gärten zur vierten und letzten der Landschadenburgen, deren hoher viereckiger Thurm nahe am rechten Rande des Bildes emporsteigt. Am Burgthore steht die Jahrzahl 1568, als Zeit der letzten Erneuerung. Die Burg ist aber wohl um 400 Jahre älter und der größte Theil der Gebäude war schon im 14. Jahrh. dachlos und öde. Epheubewachsene Mauerreste umgeben das Ganze und kleine Häuslerwohnungen, aus Baumgruppen hervorguckend, knüpfen das frische Leben anmuthig an das erstorbene. In der Kirche des Städtchens sind viele Grabmäler des erloschenen Geschlechts zu sehen und mehre auch als Kunstwerke von Werth.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch fast keins ist unbeschädigt, denn wie überall, so verfolgte auch hier die Rachewuth der Bauern, nachdem sie sich an den Lebenden ausgelassen, die verhaßten Geschlechter ihrer Quäler bis in die Todtengruft. In Neckarsteinach rissen sie die Särge auf, schoben Kegel mit den Schädeln der Gerippe, schlugen den steinernen Recken die Häupter ab, als sollten sie die Sühne jener Schuld mit tragen, welche auf den langvergangenen Geschlechtern ruhte. Es war damals, wie es jederzeit ist, wenn des Volks rauhe Hand das Schwert der Vergeltung ergreift und selbst über die Gräuel vielhundertjähriger Tyrannei und Unbill richtet. Wenn im Circus alle Behälter der Bestien aufgeriegelt sind und die wüthenden, boshaften, verwegenen, frevelnden Naturtriebe, von der Kette losgelassen, würgen, — da werden die Geschlechter solidarisch haftbar in allen Gliedern für die Frevel der Vergangenheit, — dann bluten — und träfe es die Edelsten und Unschuldigsten! — die Lebenden für alle Vorfahren, und mit den Gebeinen treibt der bittere Hohn sein frevelnd Spiel. — „Bewahre uns Gott, daß wir nicht selbst noch Gleiches erleben; denn wie weit ist's in unserm Deutschland von der Gegenwart bis zum Kampfe Aller gegen Alle? wer wagt's, auf diese Frage eine beruhigende Antwort zu geben? Sind nicht öffentlicher Bankrott und allgemeiner Untergang in Handel und Gewerbe schon vor der Thür, und wer bürgt dafür, daß nicht allgemeine Plünderung nachfolge und diese den langen Zug der Furien beginne?" — So ruft die Angst aus Millionen Herzen; — ich aber sage: „auch aus schwärzester Tiefe strahlt das Licht der höheren Weltenführung, und Er, der jetzt zu Recht sitzt und gerecht über Alle richtet, wird auch zum Ordnen verhelfen. Thue nur ein Jeder dazu das Seinige und Jeder thue es gewissenhaft nach seinen besten Kräften!" —

Im Jahre 1847

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXI. Hohenstaufen.

Das „Mene Thekel Phares," in den französischen Blutstrom der Schreckenszeit geschrieben, warnt jedes Volk, das in einer Revolution begriffen ist und sich neu gestaltet. Es mahnt zur Besonnenheit inmitten des Streits, zum Maaßhalten nach dem Siege. Wenn ein Volk, trunken vom Erfolge, sich nicht zu bezähmen weiß, wenn es niederreißt die Grenzpfähle der Nemesis und zu Boden wirft die ethischen Schranken des Rechts und der Billigkeit; wenn es ohne Haltung, seines Zwecks vergessen, die Tyrannei der Vielheit an die Stelle der Tyrannei des Einzelnen setzt: so müssen für ein solches Volk jene mahnenden Flammenzüge zu Gottes Richterspruch werden und es wird die Sentenz an ihm zur unerbittlichen Vollziehung gelangen. Das Weltgesetz „alles Maaßlose drängt zum eigenen Mord" ist so ewig wie Gott selber.

Das soll auch in Deutschland nicht vergessen werden. Nachdem die Nation ihre Schmach, die sie viel zu lange ertrug, abgeschüttelt hat, nachdem sie offenbart hat das Geheimniß der Unmacht ihrer Fürsten und eingestürzt hat den alten Bau der Willkür und des Unrechts, muß sie den Staat neu bauen zu einer Wohnung des allgemeinen Glücks durch Gerechtigkeit und Freiheit. Leidenschaftlichkeit hat nichts dabei zu schaffen. Ruhigen und festen Thuns sollen die berufenen Bauleute das große Werk aufführen, welches den Meister lobe. Jeder aber ist als Arbeiter berufen, der mitwirken kann. Die Vokation kommt von Oben; nicht durch Brief und Siegel. Wer Tüchtiges kann, der thu's. Nicht blos in Frankfurt wird getagt für das große Tagewerk. Getagt soll werden aller Orten, wo gesinnungstreue, verständige Männer sind, die es redlich meinen mit dem Volke. Jetzt, wo die Nation aufgefordert ist, die Männer ihres Vertrauens zur konstituirenden Versammlung zu erkiesen, ist es unerläßlich, daß das Wort der ächten Volksfreunde überall laut werde, daß es in alle Schichten der Gesellschaft dringe, die Geister erleuchte, die Herzen erwärme und belehrend an den Kreuzwegen stehe, um vor Verirrungen zu wahren und vor falschen Wegweisern zu warnen.

„Ein Kaiser und Ein Reich!" so riefen vor dreißig Jahren die Männer, welche für die Rettung des Vaterlandes ihr Leben einsetzten, so riefen die Dichter und die Jünglinge; so klang aus den Liedern Körners, Schenkendorfs, Arndts und anderer geharnischten Sänger. Derselbe Ruf erscholl von den Höhen der Wartburg, als der schöne edle Traum der Burschenschaft in dem Geist der Jugend schwärmte, und derselbe Ruf klopfte mahnend an die Thüre des Wiener Fürstencongresses. Man dachte sich damals, ein Kaiser müsse auf's Neue an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Spitze des Reichs treten und die Würde erblich seyn, so lange das Geschlecht bestehe; man dachte die Herzoge des Reichs, die Fürsten und Standesherren um ihn versammelt zu einer Pairskammer; die Nation aber in einer zweiten Kammer als Reichsparlament mit der Initiative der Gesetzgebung. Diese Verfassung hielt man damals fast einstimmig für die einzige, welche lange Zeit dauern könne und für diejenige, welche dem deutschen Charakter und der deutschen Sinnesart paßlich sey.

Der Wiener Congreß jedoch konnte sich zu einem so großen architektonischen Plane nie erheben und der Schmutz der fürstlichen Partikularinteressen, welcher die Versammlung dominirte, konnte nichts Besseres gebähren, als die schlechte Bundesakte und den schlechten Bundestag: — die Quelle unserer Unterdrückung und unserer tiefsten Erniedrigung seit 30 langen Jahren. Die Vorsehung hatte ein Anderes beschlossen. Nicht aus den verdorrten Baumkronen, nicht von Oben herab sollte ein mattes Scheinleben sich gestalten; auf anderem Wege, aus dem frischen Leben von unten herauf sollte die Idee grünen und in die Höhe treiben, und, wenn die Stunde der Reife gekommen wäre, sich offenbaren und zur That gestalten. Ein Kaiser und Ein Reich ist nun von Neuem ein Losungswort geworden; es hallt weithin durch's Land, und dieser Ruf, der ehedem Verbrecher machte, welche Jahre lang im Kerker büßen mußten für die unerhörte Frechheit, dem deutschen Bund die deutschen Farben, dem deutschen Fürstenverein einen gekrönten Präsidenten, oder den acht und dreißig Köpfen eine gemeinsame Krone aufdringen zu wollen, findet jetzt an den Stühlen der Bundesfürsten selbst das lauteste Echo. So ändern sich Zeiten und Menschen! Dreißig Jahre des schmählichsten Drucks, ein dreißigjähriger Krieg des Geistes der Freiheit gegen die nächtlichen, das Schlachtfeld unterminirenden Angriffe der Herrschsucht und des Knechtsinns, dieser gefährlichsten Koalition gegen Glück und Ehre der Völker, und so viel edle, nutzlos verbrauchte Thätigkeit — waren nicht vermögend, den Ruf: „Ein Kaiser und Ein Reich!" zur Anerkennung zu bringen; und jetzt reichen 14 kurze Tage hin, um ihn, dem gewaltigen Rufe nach Republik gegenüber, als Ruf der Loyalität zu bezeichnen, ja ihn zum Rettungsanker zu machen, welchen das lecke Fahrzeug der Familienherrschaft in Deutschland halten soll in dem Sturme, der es umtobt und mit gänzlicher Vernichtung bedroht.

Vor einem solchen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volks ist es gut, einmal dessen Kaisergestalten vergangener Zeiten zu mustern und nach Idealen zu suchen, die auf jeden Fall die große Gegenwart noch mehr bedarf, als jede frühere deutsche Zeit. Finden wir aber diese Ideale? Wo sind denn die großen Männer strengen Sinns, jene eisernen Naturen, in Widerwärtigkeit stahlhart ausgehärtet, daß sie mit der Sense des Schwerts und mit der Schneide des Worts das dürre Heu wegmähen, damit das junge Leben Raum gewinne? In welchem Geschlechte stehen denn wahre Helden, Riesen an Muth und Willenskraft und Körperstärke, die die deutsche Krone trugen über Alle und von denen deutsches Volk singt und sagt bis an der Zeiten Ende? — Einen Einzigen trägt als solchen das Volk im Munde. Der Rothbart war's, von dem die Sage umgeht, er werde, wenn der Freiheit rechte Stunde geschlagen, herabsteigen von seinem Kyffhäuser und Deutschland groß machen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

über alle Reiche der Erde. Das war ein Hohenstaufen. In dem Geschlecht der Hohenstaufen allein hat die Idee deutscher Reichseinheit, kaiserlicher Machtfülle und imposanter Stellung gegen Außen, den Hauptbedingungen der Größe des Vaterlandes, seine Erscheinung gefunden. Es war aber nur eine persönliche Erscheinung: die Idee hat die Sage dazu gethan.

Als die Hohenstaufen den deutschen Reichsapfel erfaßten, litt das Reich an schweren Gebrechen. Die Reichseinheit war untergraben, am Stamm des Nationlebensbaums nagte damals schon das Gewürm, unter dessen rastlosen Treiben im Völkerwalde Europa's kein einziger Baum zu reiner und voller Blüthe gelangen konnte: Fürstenaristokratie und Pfaffenherrschsucht zehrten an ihrem Marke. Die Herzöge, Fürsten und Grafen des Reichs hatten die Schranken des Beamtenthums, innerhalb welcher noch die Ottonen und die ersten Kaiser aus dem salischen Hause sie fest zu halten gewußt, schon unter Heinrich V. niedergerissen. Denn nachdem ihnen dieser Kaiser die Erblichkeit ihrer Aemter und Würden zugestanden hatte, war die Theilung der öffentlichen Gewalt nur ein zweiter Schritt; mit dem dritten erhob man die Getrenntheit der Macht zum Prinzip. Der eifrigste Beförderer dieser Zersplitterung war das Papstthum, oder, wie Priestereitelkeit und pfäffische Anmaßung sich noch heute mit Gewicht ausdrücken — die Kirche. In früheren Zeiten hatten Klerus und Kaiser gemeinschaftlich gegen die Machtentwickelung der weltlichen Großen angekämpft, Beiden zum Heil, so lange der Kaiser das Scepter über den Krummstab schwang, so lange es in seiner Machtvollkommenheit stand, Männer seiner Wahl auf die höchsten und wichtigsten Kirchensitze zu führen. Gregors VII. Sieg über Heinrich IV. warf das Scepter unter des Papstes Pantoffel: mit der Aufhebung der Investitur, d. i. der Belehnung der Geistlichen durch den Kaiser mit Ring und Stab (das wichtige Symbol der Lehnsabhängigkeit des Klerus von der weltlichen Macht!) war das Band, welches bisher den Klerus in der Unterthanenschaft des Staats festgehalten hatte, zerrissen: aus dem starken Bundesgenossen im Kampfe gegen die Unabhängigkeitsgelüste der Fürsten war der gefährlichste Feind der Reichseinheit hervorgegangen: die Priesterschaft im Dienste der Hierarchie. So hatten sich die deutschen Fürsten und der römische Papst in die Hände gearbeitet, jene, um im Reichsschiff nach Belieben zu walten, dieser, um das Wrack nach seinen Plänen zu lenken. Nicht zu verkennen ist, daß noch ein Drittes mächtig beitrug, des Papstes Krone zu einer dreifachen zu machen: der Geist der damaligen Zeit. Es war eine neue Weltanschauung im christlichen Europa zur Herrschaft gelangt: „das Innerliche hatte über das Aeußerliche, das Spirituelle über das Sinnliche, das mystisch-religiöse Gemüth hatte über den klaren Verstand" den Sieg davon getragen. Religion, Kirche und Leben waren damals so in Eins zusammen geschmolzen, daß keine menschliche Thätigkeit ohne dieses Motiv groß und erhaben genannt werden durfte: denn wie die Wissenschaft nur darum in Ehren stand, weil sie die Lehren der Kirche auch durch die Vernunft als unzweifelhaft wahr und göttlich zu begründen suchte, so fand die Waffenführung ihr höchstes Ziel im Kampf für die Kirche: das Ritterthum begann seine schwärmerisch-religiösen Heldenthaten, und bewährte sich am glänzendsten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

großartigsten in den Kreuzzügen, welche Millionen Krieger in den Dienst der Kirche und den Papst auf seine höchste Höhe stellten; er war fortan das unbestrittene Oberhaupt jener großen, von den mächtigsten Fürsten und Staaten in Bewegung gesetzten Eroberungs-Wallfahrten.

Papst, Klerus und Reichsfürsten — sie standen dem Kaiserthum und der Reichseinheit feindlich gegenüber; und das Volk? — Verlangst du Antwort auf diese Frage? — Die Feder sträubt sich, sie niederzuschreiben: „Schon damals", heißt sie, „war es so weit gekommen, daß von einem eigentlichen freien deutschen Volke keine Rede mehr seyn konnte." —

Und wer trug die Schuld? Der Erbfeind des alten germanischen Gemeinwesens (dessen Grundmauern vollkommene persönliche Freiheit und unmittelbarer Güterbesitz gewesen), das Erbübel war's, welches noch diesen Tag an der großen Mehrzahl unsers Volkes nagt, jene eigentlichste Erbsünde, die auf den socialen und politischen Verhältnissen der meisten europäischen Nationen lastet: das Lehenswesen! — Abhängigkeit und Aftereigenthum — beide herbeigeführt durch die vereinten Bestrebungen des Klerus und der Fürstenaristokratie und bis zum menschenentwürdigenden Extrem durchgesetzt durch den unwiderstehlichen Einfluß jenes auf alle Verhältnisse der Familie und die trotzige Gewalt dieser über alle Verhältnisse des Staats — ich sage: Abhängigkeit und Aftereigenthum entfremdeten die Masse des Volks dem nationalen Gemeinleben, vernichteten die tiefgewurzelte Ehrfurcht vor der Reichskrone und zerbrachen die mächtigste Stütze des deutschen Kaiserthrons. Und so sind wir an der Hand der Geschichte zu der traurigen Wahrheit hingeführt worden, daß die Selbstsucht und die Herrschgier der Pfaffen und Fürsten jene Zustände des deutschen Reichs verschuldet haben, welche es sieben Jahrhunderte lang zum Spielball innerer Privatinteressen und äußerer Eroberungspläne erniedrigten, welche es möglich machten, daß Saft und Kraft der edelsten Nation der Erde während dieser langen Zeit von einer Anzahl Familien ausgebeutet werden konnten, und welche endlich ihren schmählichen Triumph darin fanden, daß der verfaulte Körper des Kaiserreichs den Fußtritten der schwächern Nachbarn wehrlos bloß gestellt und daß er der Gegenstand des Hohngelächters von ganz Europa wurde.

Ehe jedoch die Hohenstaufen den Kaiserthron bestiegen, hatten sich aus diesem Chaos drei Elemente ausgeschieden, welche, klug und energisch benutzt, dem Schicksal der deutschen Nation eine andere, eine glücklichere Wendung gegeben haben würden. Aus dem Stande der alten Gemeinfreien hatten sich zwei Stände vor gänzlicher Abhängigkeit gerettet: die Ritterschaft und das Bürgerthum: jene aus denjenigen Gemeinfreien entstanden, welche dem Kriegsdienst zu Roß pflichtig waren; diese aus denjenigen Gemeinfreien hervorgegangen, welche, zu schwach, um einzeln ihre Freiheit zu behaupten, sich in größeren Gemeinden zusammen thaten, und durch Bildung, Gewerbfleiß und Handel bald zu Ansehen gelangten. Das dritte Element stieg aus dem Schooße der Geistlichkeit empor: die freie Thätigkeit, welche man der menschlichen Vernunft gestattet hatte, um die Uebereinstimmung ihrer Forschungen und Resultate mit den Aussprüchen der Kirche darzuthun, hatte diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

enggezogenen Grenzen überschritten und es war aus dem Vertheidiger ein Angreifer geworden. Bis dahin felsenfest auf der öffentlichen Meinung ruhend, sah die mittelalterliche Kirchenlehre und mit ihr die Macht der Hierarchie sich plötzlich Grundsätzen gegenüber, welche nicht bloß von Einzelnen, sondern von Massen vertreten wurden und mit dem Glauben an die Untrüglichkeit der Kirche Ansehen und Macht der Priesterschaft erschütterten. Abailard, Arnold von Brescia, die Waldenser erhoben sich als Kämpfer des freien Geistes: „die öffentliche Meinung, die Hauptstütze des Papstthums, begann zu wanken."

Und diese Ritterschaft, dieß Bürgerthum, diese reformatorischen Bestrebungen bildeten die Trias, welche naturgemäß zum Kaiser hielt: die Ritter brauchten des Kaisers Schutz, um von ihren weltlichen und geistlichen Lehnsherren nicht zu bloßen rechtlosen Waffenknechten herabgedrückt zu werden; die Bürger, um für ihre demokratische Entwickelung einen starken Schild gegen die Fürstenaristokratie zu gewinnen; die reformatorischen Streiter, um ihr aufgehendes Licht hinter dem Schirm des Kaisers gegen die Gewaltmaßregeln der Hierarchie gewahrt zu wissen. Wir wollen nun sehen, wie die Hohenstaufen, schon Kaiser, diese Elemente der Macht, diese starken Waffen zum Kampf gehandhabt haben. —

Der Stammvater des Geschlechts, Friedrich von Büren, war ein einfacher Rittersmann, der um 1056 die Burg erkaufte. Eine sonderbare Fügung hob seinen Sohn Friedrich zur höchsten Würde, die der Kaiser zu verleihen hatte: Friedrich von Staufen wurde der Schwiegersohn des Kaisers Heinrich IV. und erhielt Schwaben, das Herzogthum, zu Lehen. Schon die Söhne desselben, Friedrich und Konrad, traten, nach Heinrichs V. Tod, als Thronbewerber auf. Sie erfüllten die Regierungszeit Lothars mit Bürgerkriegen. Dasselbe that Heinrich der Stolze von Bayern und Sachsen, als statt seiner Konrad III., als erster Hohenstaufe, den Kaiserthron bestieg. Mit dieser Feindschaft entspann sich jener Kampf zwischen Hohenstaufen (Ghibellinen) und Welfen (Guelfen), welcher Deutschland und Italien in eine lange Reihe blutiger Bürgerkriege verwickelte. Konrad würde, wäre er nicht der Erste des Hohenstaufenschen Hauses, ohne Auszeichnung in der Geschichte stehen. Er war ein schwacher Fürst und Deutschland verlor unter ihm nach Innen und Außen. Seine vortrefflichste That war die, daß er, an sich selbst erkennend, was dem Reiche noth thue, die Nachfolge auf dem Thron seinem eigenen Sohn entzog und seinem Neffen Friedrich von Schwaben zuwandte. Er, der Barbarossa (Rothbart), wie ihn die Italiener nannten, war die eigentliche Heldengestalt des Geschlechts. Während Friedrichs vierzigjähriger Regierung stand Deutschland wieder als die erste und gewaltigste Macht Europa's da, unter deren Oberherrschaft die slavischen Reiche, die Wenden, Böhmen, Polen, die Ungarn, die Burgunder und Italiener und selbst die Dänen sich fügten. Friedrichs große Persönlichkeit that's allein, nicht seine Politik. Seine vielen Kriege in Italien erregten vielmehr die Unzufriedenheit Deutschlands und zwangen ihn, die Fürsten durch Machtvergrößerung für sich zu gewinnen, während er gegen seine Hauptfeinde, den Papst und die italienischen Städte, nie zu vollständigem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sieg gelangte. An die Heranbildung einer den Großen und dem Klerus überlegenen Macht in einem dem Kaiser und Reich unmittelbar untergebenen Volke hat Barbarossa nie gedacht. Das schlimmste Geschenk warf dem Reiche 1186 die Verheirathung seines Sohnes Heinrich mit Konstanze von Neapel zu, denn Unteritalien hat Deutschland Gut und Blut in Menge gekostet und das Hohenstaufengeschlecht selbst zum Untergang geführt. Schon dieser Heinrich VI. verbrachte den größten Theil seiner Regierungszeit im Kampfe um dieses Königreich. Noch weiter von dem rechten Wege, auf welchem Deutschlands Glück lag, kam Heinrichs VI. Bruder, Philipp von Schwaben, ab. Erst in Heinrichs VI. Sohn sehen wir wieder einen großen Kaiser als Friedrich II. Er gehörte zu den genialsten Männern seines Jahrhunderts. Wissenschaft und Kunst waren heimisch an seinem Hofe, er war Meister mit der Leier wie mit dem Schwerte; an politischem Scharfblick und energischer Thatkraft war er seines Großvaters Ebenbild. Aber auch er irrte: in seinem Herzen lebte das schöne Italien, das Land, wo er geboren und erzogen worden war, und so konnte auch ihn weder die feinere Bildung noch die freiere Weltanschauung von der für Deutschlands Interesse falschen Politik seines Hauses ab und auf den rechten Weg hinführen. Zu spät für Deutschland und sein Haus erkannte Friedrich, „daß er den selbstsüchtigen Tendenzen der geistlichen und weltlichen Fürsten ein anderes Element entgegensetzen müsse" — er wurde ein Freund des Bürgerthums; — aber eben zu spät! Das Unglück brach über ihn, über Deutschland und über sein Haus so plötzlich herein, daß er, nach wenigen Jahren voll der bittersten Erfahrungen, des tiefsten Wehes in Familie und Staat, mit gebrochener Seele starb.

Nachdem Friedrich, der größte Hohenstaufe, begraben war, ließ der Untergang des Geschlechts nicht lange auf sich warten. Konradin eilte über die Alpen, um Neapel dem französischen Usurpator zu entreißen, verlor die Entscheidungsschlacht und legte sein blühend schönes Jünglingshaupt auf den Block. Er war der letzte Hohenstaufe. Der alte germanische Zug nach Italien hatte die Kraft auch dieses Geschlechts gebrochen, und geblieben ist jener Zug die Quelle des Verderbens für deutsches Volk und deutsche Herrlichkeit bis auf den heutigen Tag.

Der Berg, auf dem die Burg Hohenstaufen stand, liegt im würtembergischen Amte Göppingen, im Donaukreise. An seinem Fuße bewahrt ein Marktflecken noch den Namen des Kaisergeschlechts. Zerstört wurde die Burg 1525 im Bauernkriege. Sie wurde niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Das einzige Merkzeichen vergangener Größe ist am Fuße des Schloßbergs zu suchen. Dort liegt eine kleine Kirche, durch deren niedere Pforte Friedrich Barbarossa täglich zur Messe schritt. Sie trägt die Inschrift: Hic transibat Caesar

Aber was ist nun durch diese Betrachtung der hervorragendsten Gestalten im langen Kaiserzuge für den loyalen Ruf: „Ein Kaiser und Ein Reich!" gewonnen? — wenig! Die Nation dagegen fragt, und sie fragt mit Recht: „Wenn das am grünen Holze geschah, was haben wir am dürren zu erwarten?" —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXII. Luzern.

Luzern, das finstere Jesuitennest, und Luzern, wo der erste Funke hinfiel, dessen Brunst weit über den Gesichtskreis der Alpen hinaus leuchtete, die schlafenden Völker weckte und ihnen zeigte, daß das Maaß gefüllt war bis zum Rande und die erzürnte Nemesis ihr Werk beginne. In Luzern ward der Damm zuerst durchbrochen. Der erste Freischaarenzug zur Vertreibung der Jesuiten war die erste blutige That, in welcher unsere Hoffnungsgedanken sich versammelten. Mit diesem Zuge, dessen Motive Jeder billigte, der die Freiheit liebt, wenn auch das Ereigniß selbst vielen Hader in der Meinung entzündete, erwachte im deutschen Volke das Gefühl von der Nähe der ewigen Gerechtigkeit zur Aenderung unerträglich gewordener Zustände. Er warf helles Schlaglicht auf die schmachvollen Verhältnisse im Vaterlande; er spornte die allgemeine Theilnahme an der Sache der Freiheit und den Haß gegen die Werkzeuge, die zur Unterdrückung jener dienten. Ernst war über die öffentliche Meinung gekommen, und von der Diskussion materieller Interessen sprang sie über zur Erörterung der geistigen. Durch das Blut, welches vor Luzern um der Jesuiten willen floß, war ein fruchtbares Ferment in alle Gemüther gefahren. Das machiavellistische System, welches die Völker Europa's umspannt hielt, es hatte seinen Schleier abgezogen; es trat in seiner ganzen Scheusalsgestalt vor das erzürnte Auge. In vielen tausend Köpfen kam damals die Ueberzeugung auf, daß uns keine Gewaltthat zu groß, kein Opfer zu theuer seyn müsse, um jenes schmähliche Netz zu zerreißen, über welches der nicht mehr verhaltene Volksgrimm sich täglich entschiedener und strenger äußerte. Und so ist jener erste Luzerner Fehdetag auch für uns Deutsche eine folgenschwere Stunde geworden, die Wehestunde für die Geburt einer verhängnißvollen Zukunft: — einer Zukunft voller Glück oder Unglück, je nachdem die guten oder bösen Sterne überwiegen.

Daß unser Glück noch in Frage steht und daß noch der Zweifel eine Zuflucht findet — das eben ist der Jammer in dieser großen Zeit! Viel, ungeheuer Viel hat das deutsche Volk gewonnen und errungen in diesen wenigen Wochen: aber — wir dürfen es uns nicht verhehlen — es hätte wohl noch mehr gewonnen werden können, und gesichert ist von all dem Errungenen noch äußerst wenig. Wir wollen uns nicht täuschen. Die guten Geister sind zwar herauf beschworen, aber auch die bösen sind mit heraufgestiegen und Jene, die das Schlimme verschuldet haben von vorn herein, — sie — wir sehen's ja! — sie zittern vor den guten und liebäugeln mit den bösen! — Ja, spreche ich's nur aus: sie tragen neue Täuschung in der falschen Brust. Ableh-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nend in der Mehrzahl, was die Zeit begehrt, ausweichend Dem, was das Volk als sein gutes Recht beansprucht, jedes Zugeständniß als ein erzwungenes und darum nicht zu Recht bestehendes betrachtend, oder es fälschend mit Advokatenkünsten und ihm mit diplomatischer Kniffigkeit Hinterthürchen anhängend, ohne Wahrheit und ohne Ehrlichkeit im Herzen, das Unveränderliche ihrer Natur erkennen lassend und zur Ueberzeugung nöthigend, daß ein Abkommen mit ihnen nicht mehr möglich sey: — werden sie nicht eher ruhen, als bis sie ein zweites, furchtbareres Gericht über die Fürsten, über sich selbst und über Deutschland herbeigeführt haben. Die Reaktion, eingedenk des Spruchs: „Theile und herrsche!" sorgt schon dafür, daß es zu keiner Verständigung der Meinung komme; sie verhindert die Einigung der Volksmänner, nährt die Zwietracht, stürzt Alles in Verwirrung. So sehen wir, wie beim Thurmbau in Babel, wenn Mörtel verlangt wird, Steine herzutragen, und Holz bringen, wenn die Andern Ziegeln fordern. Die Sprachen sind ein solches Durcheinander geworden, daß Keiner mehr den Andern versteht. Nicht eine Idee ringt sich zur Herrschaft auf. Was heute gegolten, das wird morgen verworfen, und was gestern Beifall gefunden, fällt heute in Vergessenheit. Jeder folgt seiner eigenen Ansicht, Jeder will die Welt nach seinen Phantasien oder für seine Interessen bauen und die Berathungen sind öfters nur ein Zeugniß der Rathlosigkeit. Unstät, ohne Steuermann und ohne Compas, rollt das schwere deutsche Orlogschiff auf den Wellen, zürnend hüllt sich der rettende Gott in seinen Wolkenschleier und die hellen Sterne verschwinden an unserm Himmel, einer nach dem andern. Es dunkelt schon und in dem Zwielicht sind die wühlenden, die junge Freiheit unterminirenden Kräfte geschäftig und tausend und aber tausend Hände knüpfen emsig die zerrissenen Fäden wieder am Webestuhl der begrabenen Willkürherrschaft.

Gottlob! der begrabenen; und darum ist auch all dieß reaktionäre Thun ein Werk der Hoffnungslosigkeit. Was unsere Revolution nicht vollendet hat im ersten Akt, das wird sie, wenn man sie zum zweiten treibt, in diesem sicher vollbringen. Aber — dringe doch dieser Zuruf den Fürsten in's tiefste Seelenmark! — in Blut wird sie waten in diesem zweiten Akte, die Brunst der Städte wird ihren Gang beleuchten und unter die Füße treten wird sie das Glück von Millionen. Und wenn dann Ihr, Ihr Fürsten, als Opfer an des Siegers Rachewagen gebunden, umhergeschleift werdet und das wüthige Volk Eure Glieder umherstreut wie die Medea die Glieder des Absyrtes, — welch ein klägliches Schauspiel für Gott und die Menschen!

Trätet ihr, Fürsten! der Reaktion entgegen — Satan selbst mit seinen Gesellen könnte euch in Deutschland nichts anhaben! Aber ehrlich müßtet ihr's meinen mit der Zeit und mit dem Volke. Ihr müßtet die neue Saat, welche die erstorbene Welt wieder grün machen soll, einstreuen in den frisch gerodeten Boden, rein von Tollkorn und bösem Unkraut. Ihr müßtet, wie die Adler, dem Volke vorfliegen und den Weg zur Sonne zeigen, — nicht wie Geier das Volk umschwärmen, gierig ihm die Krallen in den Leib zu schlagen, sobald es, müde geworden, sich wieder zum Schlummer niederlegt. — Erwägt es wohl! Ihr waret Alle, nicht einer ausgenommen, in des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Volkes Hand — es vertraute zum Letztenmal euerm Fürstenwort und ließ euch kein Haar krümmen. Trauernd und zögernd würden eure noch nach den bittersten Täuschungen treuen Völker die Diademe von euern Häuptern ziehen; — aber, haben sie sich einmal losgesagt, ist die Pietät erstorben, der alte Glaube mit der Wurzel ausgerissen und geschwunden die letzte Zauberkraft der Gewohnheit: dann hat auch die Mitternachtsstunde eurer Herrschaft für ewig ausgeschlagen. — — Die deutsche Revolution hat nur einen Weg. Den geht ihr mit dem Volke, oder das Volk geht ihn ohne euch. Wählt! In eurer Wahl liegt euer Bestand — liegt eure Vernichtung. —

Der Orden der Jesuiten, sein bescheidener Anfang, seine unermeßliche Machtentwickelung und sein Jahrhunderte langes Fortbestehen, trotz des Hasses, den alle, wenn auch nur von einem Schimmer der Wahrheit und Freiheit erleuchteten Völker auf ihn geworfen hatten, sein Einfluß auf die Fürsten und durch die Zügel der Jugendbildung auf die Blüthe der Völker — diese ganze Erscheinung ist eine der großartigsten in der Weltgeschichte: sie ist der Sieg der Schlechtigkeit über die wohlgepflegte Schwachheit der Einzelnen wie der Massen. Pfaffentrug und Fürstenlist sind die Träger des Jesuitismus. Pfaffentrug und Fürstenlist, durch das schmutzige Band des Eigennutzes und der Selbstsucht auf das Engste verbunden, brüteten den Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel," ein Prinzip, das die Menschheit in eine Heerde von Raubthieren verwandeln würde, wenn er allgemeine Anerkennung fände. Allerdings hatten es die Pfaffen auch ohne Jesuiten weit gebracht in der angestrebten Vernichtung des gesunden Menschenverstandes, in der Knechtung des Willens und in der Fesselung des Gedankens; alle ihre Errungenschaften sind jedoch dem Jesuitismus gegenüber ein Werk spielender Irren und Verirrten neben den Resultaten der scharfsinnigsten Spekulation. Loyola selbst, der Begründer des Ordens, war der spätern, so verderblichen Richtung desselben vielleicht fremd; doch war sie immerhin eine Folge seiner Satzungen. Als Ordenszweck verkündigte er: ausschließlichen Dienst Gottes und seines Stellvertreters auf Erden, und fügte zu den gewöhnlichen drei Mönchsgelübden, Gehorsam gegen den Ordensoberen, Keuschheit und Armuth, noch den vierten: unbedingten Gehorsam gegen den Statthalter Jesu hinzu. Hauptaugenmerk sollte seyn: Bekehrung der Ketzer und dadurch sich der Orden zu einer zuverlässigen Stütze des wankenden päpstlichen Stuhls heranbilden. Auch den Bildungsweg der Jesuiten schrieb schon Loyola genau vor und eben so die Gliederung der Gesellschaft. Er schuf vier Ordensklassen: Novizen, die noch ohne Ordenskleid umhergingen und in einem besondern Noviziathause hinsichtlich ihrer Fähigkeiten beobachtet wurden. Sie kamen hierauf in ein Probationshaus, um eine zweijährige, strenge Prüfung zu bestehen. Dann erst wurden sie Scholastiker und leisteten die drei ersten Mönchsgelübde. Die dritte Klasse bestand aus den geistlichen und weltlichen Koadjutoren, die in Kollegien und Missionen, Residen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zen und Profeßhäusern vertheilt waren. Sie bildeten die Gehülfen oder vielmehr Werkzeuge der vierten Klasse, der Professi, die sämmtlich zu Geistlichen ordinirt seyn mußten, in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht, in Besitz der höhern Aemter und Vorrechte waren und aus denen die Oberen, Superioren, Präfekte, Rektoren, sowie der Ordensgeneral mit seinen Assistenten hervorgingen. Sie allein leisteten das vierte Gelübde. Nur bei einer solchen hierarchischen Gliederung des ganzen Baues war ein planmäßiges Zusammenwirken in gleichem Geiste und zu gleichem Zwecke möglich; erreicht wurde es durch die völlige Hingebung jedes Einzelnen an die Gesammtheit. Das Wachsthum der Gesellschaft war außerordentlich. Beim Tode des Stifters zählte der Orden bereits über tausend Glieder, die als Heidenbekehrer, Prediger, Beichtväter, Jugendlehrer, Geschäftsmänner und Schriftsteller alle religiösen und weltlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Kreise durchdrangen und vor Allem Glauben und Gewissen der Fürsten und Völker in starre Formen zu zwängen suchten. Die mächtigsten Waffen der Jesuiten waren ihre Pädagogik und der Beichtstuhl. Hier wurde das Gift ausgegossen, das auf Herz und Geist gleich zerstörend wirkte und alle sorglos Gläubigen dem Ordensinteresse blindlings dienstbar machte; denn wo die Grundmauern alles Gemeinde- und Staatslebens fehlen, wie soll sich da ein Bau des Segens erheben? Die Jesuiten erkennen ja keine feststehenden Gesetze und Pflichten der Moral an, ihre Moral ist eine Lehre der Klugheit, je nach Zeit und Umständen mit Zusätzen und Ausnahmen versehen. Sogar die Religion ist nur da, um das Ordensinteresse zu fördern. Im Beichtstuhl wußten sie Herren zu werden durch ihre Nachgiebigkeit gegen Laster und Verbrechen. Beide hatten eine willkommene Stütze an der jesuitischen Lehre von der Sünde; denn darnach ist nur Derjenige straffällig, welcher von dem Bösen, das er thun will, im Augenblick der That deutliche Erkenntniß oder wenigstens vorher einige Zweifel und Gewissensbisse hat. Ein Verbrechen, das man ohne Ueberlegung und ohne an Gott zu denken, begeht, ist demnach keine vor Gott straffällige Sünde. Die Menschen, so lehren die Jesuiten ferner, bedürfen keiner wahren Gottesliebe, da die Furcht vor der Hölle genügt, um Gott wegen einer Sünde zu versöhnen. Auch die heimlichen Vorbehalte, nach welchen man nur etwas Anderes denken durfte, als man sagte oder that, um wegen der gröbsten Sünde vor sich gerechtfertigt zu seyn, und tausend andere Schurkereien galten diesen Jüngern Jesu für Mittel, welche der Zweck heiligt. — So ist auch ihre Behandlung der Wissenschaften von Schlauheit und Perfidie durchdrungen. Stets waren sie bemüht, in einzelnen Zweigen des menschlichen Wissens sich als Lehrer und Schriftsteller auszuzeichnen; daher eine Reihe berühmter Jesuitennamen, aber durchaus nur in Fächern, welche nicht unmittelbar zur reinen Aufklärung des Verstandes in der Religion und Theologie, in der Politik und Moral führen. Außerdem bearbeiteten sie alle Wissenschaften in einer Weise, welche ihre Zöglinge weit vom freien Denken und Forschen abführte, und wußten aus ihren theologischen und historischen Vorträgen Alles zu entfernen, was ihrem Systeme zuwider lief. Auf solchen Wegen gelangte der Orden zu einer die ganze Erde umspannenden Macht. Er stand auf deren höchstem Gipfel in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals zählte der Orden 22,589 Mitglieder, 24 Profeßhäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen, 176 Seminarien, 61 Probationshäuser, 669 Kollegien. Für den Orden bestanden keine Schranken, keine Grenzen auf der Erde, als die er selbst geschaffen. Er theilte alles Land in 39 Provinzen und trachtete nach nichts Kleinerem, als nach Erhebung des Ordens zu einer wahren Weltherrschaft.

Wie alles Maaßlose im Streben den Widerstand erregt, so geschah es auch hier. Von jener Zeit an häuften sich die Angriffe gegen den Orden, seine Herrschbegierde erschien auch den Fürsten gefährlich, seine Einmischung in die Politik erregte den Unwillen der Völker, die schamlose Wahl der Mittel zu seinen Zwecken rief Haß und Verachtung über ihn. Das Uebel war zu einer so ungeheuern Größe angeschwollen, daß nichts mehr retten konnte, als ein Schlag zur augenblicklichen Vernichtung der Jesuiten. In Rom saß auf dem päpstlichen Stuhle damals ein Mann, der den Muth hatte, diesen Schlag zu wagen: es war Ganganelli. Am 21. Juli 1773 hob er durch die berühmte Bulle „Dominus ac redemtor noster" den Orden auf.

Vierzig Jahre blieb die Bulle in Kraft und der Orden eine Leiche. Aber seine Zeit war noch nicht aus, so wenig wie die Zeit des Lugs und Trugs in der Politik, der Tyrannei der Großen und des Knechtssinns der Völker. Es ging in Erfüllung, was Franz von Borgia, der General des Ordens, prophezeit hatte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns verjüngen." Zur nämlichen Zeit, als die Könige das Pergament der heiligen Allianz den Völkern als die Urkunde ihres Glücks und ihrer Freiheit hinhielten, wie das Buch der Apokalypse mit den sieben Siegeln, — geschah, auf Metternichs Anregung, die Wiederherstellung des Ordens (am 7. August 1814) durch die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum." Wirklich setzte sich der Orden in den meisten katholischen Staaten Europa's wieder fest, theils duldete man seine Rückkehr, theils rief man ihn sogar in's Land. Bei dem ihm besonders günstigen reaktionären Geist der Zeit erholte er sich zusehends von seinem tiefen Fall und wucherte unter der Herrschaft Metternichs, jener fluchbeladenen Periode der europäischen Völkergeschichte, üppig empor. Die Julirevolution lähmte zwar seine Thätigkeit in Frankreich, verhalf ihm aber durch die Errichtung eines belgischen Königreichs zu einem Centralpunkt im Norden, von dem aus er seinen Einfluß auf's Neue gleichzeitig über Deutschland und Frankreich ausbreitete.

Wie Belgien für den Norden das jesuitische Hauptlager war, so war die Schweiz es für den Süden. Hier waren die Jesuiten aus Italien eingedrungen. Sie hatten in den sog. Urkantonen, wo die katholische Geistlichkeit das Volk beherrschte, einen empfänglichen Boden gefunden. Die Schweiz, obwohl ein Staat von republikanischen Formen, litt unter kleinlichen Verhältnissen, Parteiintriguen, Konfessionszwisten, mehr aber noch unter aristokratischen Resten aus ihrer früheren Geschichte und unter den allgemeinen Einflüssen der reaktionären Politik der europäischen Kabinette, so viel, wie jedes andere Land, während weder die Tagssatzung von Innen, noch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neutralität von Außen ein festes Band um so viele und so kleine, mit größter Eifersucht bewachte Kantonalsouverainetäten zu ziehen vermochte. Alle aus diesen Mißständen hervorgebrochenen, wenn anscheinlich noch so regen Bewegungen waren in der Regel nur ein Wühlen in einem faulen Boden. Warum sollten Leute, wie Metternich und die Jesuiten, die für sie so treffliche Gelegenheit, einem um des Prinzips der Freiheit willen gefürchteten und gehaßten Gemeinwesen einen Zaum anzulegen, unbenutzt lassen? — Oesterreich vertheidigte die Souverainetät der kleinen Urkantone und diese, Luzern voran, beriefen die Jesuiten, kraft ihrer Souverainetät. Das ist, nachdem die Aargau'sche Klosteraufhebung wieder die erste Brandfackel zwischen die beiden Hauptconfessionen der Eidgenossenschaft geschleudert hatte, der einfache Beginn der Wirren, welche, nachdem in zwei Freischaarenzügen gegen Luzern viel Bürgerglück zerstört, viel Bürgerblut vergossen worden war, und nachdem das monarchische und despotische Europa eine in einen Sonderbund und eine Eidgenossenschaft zerfallene Republik gesehen und ihre Theilungsplane bereits im Stillen angefertigt hatte, durch eine großartige Erhebung des Gesammtwillens des Schweizervolks gegen das Einzelinteresse der Sonderbündler und ihres österreichischen und jesuitischen Anhangs in den glorreichen Novembertagen des vorigen Jahres vollkommen beseitigt worden.

Aber nicht der Entscheidungskampf an der Gislikon-Brücke am 23. November, nicht der bürgerwürdige Einzug der Sieger in Luzern und die versöhnende Haltung des gesammten Volks würde diese vollkommene Beseitigung jener Wirren in so kurzer Zeit möglich gemacht haben. So lange in der politischen Atmosphäre Europa's die Riesenschlange des Jesuitenthums noch wohlgemuth athmen konnte, konnte das Volksleben nicht zu dauernder Gesundheit kommen. Die Luft kann reiner werden, nicht das Jesuitenthum: „Sint, ut sunt, aut non sint!" (Sie müssen bleiben, wie sie sind, oder sie gehen unter! Dieses Motto setzte der Geschichte der Jesuiten ihr eigener General Laurentius Ricci!). — Die weltgeschichtlichen Ereignisse, welche seit den großen Pariser Februartagen und den Wiener und Berliner Märztagen die gebildete Menschheit erschüttern und bisher hermetisch verschlossene Volkskerker aufreißen und zertrümmern, diese von allen Freunden der Freiheit seit langen Jahren auf den Knien erflehten Stürme voll reinen, neu belebenden Gotteshauchs — sie sind es, welche die politische Atmosphäre ausfegen und mit dem Moder und Gestank der verfaulten Diplomatie auch die Leibknechte derselben, die politischen und religiösen Jesuiten, vom gereinigten Boden des Volkslebens vertilgen. Land auf Land stößt sie von sich und noch während wir schreiben, ist ihnen für Europa bereits der Leichenspruch gesetzt: „Pius IX. trieb die Jesuiten aus Rom." Sie werden nicht wiederkommen. Wir aber geben ihnen das Abschiedszeugniß: Der Jesuitenorden hat durch sein aufregendes Wühlen im Geiste der Reaktion für die Befreiung Europa's mehr gewirkt, als alle Propaganden und radikalen Vereine der Welt zusammen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ST HUBERTUS KLOSTER
bei Ringen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Luzern, die in diesen Kämpfen schwer geprüfte Stadt, geht nun, von ihrem drückenden Alp befreit, einer besseren Zukunft zu. Die aristokratisch-hierarchische Rinde, welche früher alles Staats- und Familienleben umgürtet hatte, fällt Stück vor Stück ab und der heitere Sinn der Bewohner, der in Gefahr stand, vom Pfaffenthum erstickt zu werden, steigt wieder hervor in die treuherzigen, so lange in schwerer Täuschung befangen gehaltenen Augen. Unser Bild zeigt uns die Stadt mit ihrem erhabensten Schmuck, dem spiegelklaren Vierwaldstädtersee, aus welchem hier die Reuß hervorströmt, und dem majestätischen Pilatus. Zwischen Berg und See rings um Luzern tritt uns ein Landschaftsbild voll Pracht und Lust entgegen, das das Herz mit gleicher Kraft zum Himmel erhebt und an die Erde fesselt. Die Stadt selbst, einfach und glanzlos gebaut, wird durch die Reuß in zwei Theile geschieden, aber durch vier stattliche Brücken wieder verbunden; von diesen ist die sogenannte Kapellbrücke tausend Schritt lang und mit einem alten Thurm und Gemälden (einer Kopie des Baseler Todtentanzes) geschmückt. Die vielen Mauer- und Kirchenthürme lassen die Stadt aus der Ferne größer erscheinen, als sie in der Gegenwart ist; sie zählt in 800 Häusern etwa 8500 Bewohner. Als eine beachtenswerthe Merkwürdigkeit zeigt man in der hiesigen Haupt- und Stiftskirche zu St. Leodegar die größte Orgel in der Schweiz. Möge sie fortan nur Gesänge der Eintracht, des Friedens und der Liebe aus Herzen und Mund zum Thron des Ewigen emporgeleiten!

DXXXIII. St. Ruperтskloster bei Bingen.

Durch den Hader wird alles Leben geboren, und wenn nur die zusammenhaltende Liebe nicht fehlt, findet jeder Zwist seine Beruhigung wieder, ehe er in Zerstörung endigt. Indeß gibt es Dinge so dämonischer und verwerflicher Art, daß kein Vergleich mit ihnen zu schließen ist. Brechen muß man mit ihnen ganz und gar. Man muß mit ihnen streiten, um sie zu verderben.

Ein solches Ding ist das Mönch- und Pfaffenwesen in Deutschland. Mit ihm ist kein Vertrag mehr zu machen. Der Spruch ist gethan, der Stab ist gebrochen. Fort mit ihm auf die Armesünderbank und was noch übrig ist, ist Henkersarbeit! Will es um Gnade bitten: es soll ihm nichts helfen. Der Volksgeist,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der richtende, hat es erkannt in seiner Verworfenheit, hat es verurtheilt, hat es verdammt, — er wird es vernichten.

Wohl hatte sie es weit gebracht, die hierarchische Hyder, im Laufe so vieler Jahrhunderte in der Herrschaft über das verdummte und verfinsterte Volk! Sie hatte sich ein Haus gebaut, dessen Grundfesten im Felsleib der Erde steckten, während seine Thürme die Wolken des Himmels umzogen. So fest war's, so innig gegliedert und tüchtig verbunden, daß, obschon der Grund selbst, der fromme Glaube, längst unterwühlt war, der Bau doch noch einige Jahrhunderte zusammen halten konnte, ehe er aus einander fiel. Erst seit fünfzig Jahren erscheint uns das Mönch- und Pfaffenthum wie das Klosterbild auf unserm Stahlstich — als Ruine. Dachlos seit längerer Zeit sind endlich eingestürzt die Gewölbe von dem Regen des Himmels, auf den Pfeilern strecken die Bogenarme sich in die Leere hinaus, Gras und Büsche wachsen in dem Heiligthum und die Vögel nisten in den Mauerspalten. Zu bessern ist da nichts mehr. — Restaurationsversuche, wie sie in unsern Tagen ein Bayern-König machte, sind Thorheiten und fruchten — wie die Arznei dem Todten.

Auch der Räuber und Mörder findet seinen Advokaten und das Mönch- und Pfaffenthum hat noch eifrige Vertheidiger und Fürsprecher bis auf den heutigen Tag. Wenn aber gefragt wird: Thue uns kund, was du vollbracht hast und lege uns aus, was du gebildet und gebaut, damit wir erkennen, was dir gebührt, — ob du das Urtheil verdient hast, oder ob dir damit zu viel geschehen sey! und du, Pfaffenthum, nun aus einander breitest den Reichthum deiner Schlechtigkeit von Anbeginn an und die Armuth deiner Tugend: — wie ist es dann mit dir bestellt? Man wird dir sagen müssen: Sieh! du hast deine Thaten mit beredtem Mund erzählt und deine Herrlichkeit uns angepriesen: aber bei der Prüfung hat ihr Gehalt sich nicht bewährt. Was du als Gold vorgezeigt, ist Katzengold, und dein Juwelenschmuck war schlechtes Glas. All dein Verdienst löst sich in Nichtigkeit auf. Heuchelei ist deine Frömmigkeit, dein Glaube Unglaube, dein Wissen Unwissenheit, deine Enthaltsamkeit Unzucht, deine Tugend Laster, und unter deinem ruhigen Aeußern birgst du fressende Flammen; — zerstörend ist dein ganzes Wesen, Unfrieden säen deine Freude und Niederreißen deine Stärke.

Hattest du aus der Erbschaft so vieler Jahrhunderte nicht Reichthümer gehäuft und was hat der Welt die Dotation geholfen? Wie hast du Haus gehalten mit deinem Pfunde? Mit all dem unermeßlichen Besitz hast du nichts gethan, als deinen faulen Leib gemästet und Bettler gefüttert! Der Schatz der Wissenschaft stand dir offen von Anbeginn und, entrückt aller irdischen Last und Sorge, ward dir recht eigentlich das Amt, den Schatz zu mehren alle Tage; und was hast du vollbracht? Geist und Leben hast du der Wissenschaft genommen, du hast sie abgeschieden von ihrer Wurzel, und wie ein Gespenst, als wesenloser Schatten, mußte sie umgehen in deinem Kreise, unzugänglich für das Volk und dem Volke ungenießbar. Selbst den Glauben, als dessen berufenen Hüter du dich ausgibst, hast du verkehrt und verderbt durch und durch, deine Schlechtigkeit hat sein Reich ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wüstet, deine Treulosigkeit ihm die Macht genommen, und indem du ihn in deinen Schmutz herabgezogen, hast du die Herzen von ihm abgewendet. Den reinen Strahl der Wahrheit hast du in allen Farben gebrochen und verfinstert, und was in Liebe sich vereinte, das hast du mit rastloser Arglist in unversöhnlichen Hader geschieden. Ja, die Kirche selbst, deinen Abgott, hast du ihrer überirdischen Abkunft entkleidet, in den gemeinen Dienst der Sinnenwelt gezogen und zu einem Schemen herabgewürdigt; den Priesterdienst aber zu einem groben Frohndienst gemacht, zu einem Wortgemenge des Unsinns, zu einer Schauspielerfertigkeit, die immer und immer wieder dasselbe Spiel wiederholt, zu einem Larventanz und Mummenschanz ohne Inhalt, Tiefe und geistige Bedeutung. Kurz: dein Thun ist die Lehre und Praxis des absoluten Nichts; deine Kunst eitel Buchstabenwerk, dein Wissen leerer Dunst, dein Streben mit der Zeit im Widerspruch, deine Seelsorge ist auf Verdummung der Geister und Despotismus gerichtet, deine Klugheit ist Lug und Trug, dein ganzes Treiben ein ehrloses Verhüllen und Vertuschen der Lügen, die du dem Volke vorpredigst, ein Bemänteln und Berücken, ein Hadern mit dem gesunden Menschenverstand ohne Kraft, ohne Macht und ohne Würde. Darum ist das ganze Pfaffenwesen nur ein einziger Widerspruch und keineswegs ein erhaltendes, sondern vielmehr ein chaotisches, auflösendes Element in der heutigen Gesellschaft, die den Stab über dasselbe gebrochen hat.

Aus dem Tode des Pfaffenthums, und nur aus seinem Tode, wird und kann das bessere, das neue religiöse Leben keimen. Nicht auf den ersten Wurf wird es erwachsen; nicht über Nacht wird sich aufbauen die neue Kirche: brausend, zischend, gährend werden die Kräfte noch lange Zeit durch einander fahren; sich noch in manchen mißlungenen oder halbgelungenen Schöpfungen versuchen; aber die Zukunft wird nicht umsonst nach dem großen Tempel fragen, der den gesitteten Theil der Menschheit zu **einer** religiösen Gemeinschaft vereinigt. Schießt nicht die Idee dieser Glaubens-Einigkeit und Verbrüderung schon hin und her in den hellsten Geistern wie die Strahlen des Lichts von Stern zu Stern? Ja, sie wird, sie muß sich verwirklichen; denn sie ist in Harmonie mit der Idee der Verbrüderung aller Völker unter dem Obdach der Freiheit, und der Missionsberuf des Christenthums — den es im Kampfe mit dem Heidenthum von Gott erhalten — erfüllt sich durch sie allein. Die Devise auf dem Heerschild des künftigen Völkerglücks wird seyn: „Religion und Freiheit". —

Die Klosterruine St. Rupert ist ein malerisches Plätzchen des Rheingaues unterhalb der Binger Brücke über die Nahe. Stifterin war, zur Zeit der Kreuzzüge, die heilige Hildegard, welche in so vielen Sagen und Legenden des Rheinvolks fortlebt und deren Wirken so hoch gepriesen wird. Im Bauernkriege wurde die Abtei verbrannt; der Staat zog die Güter ein und ließ die Gebäude in Ruinen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

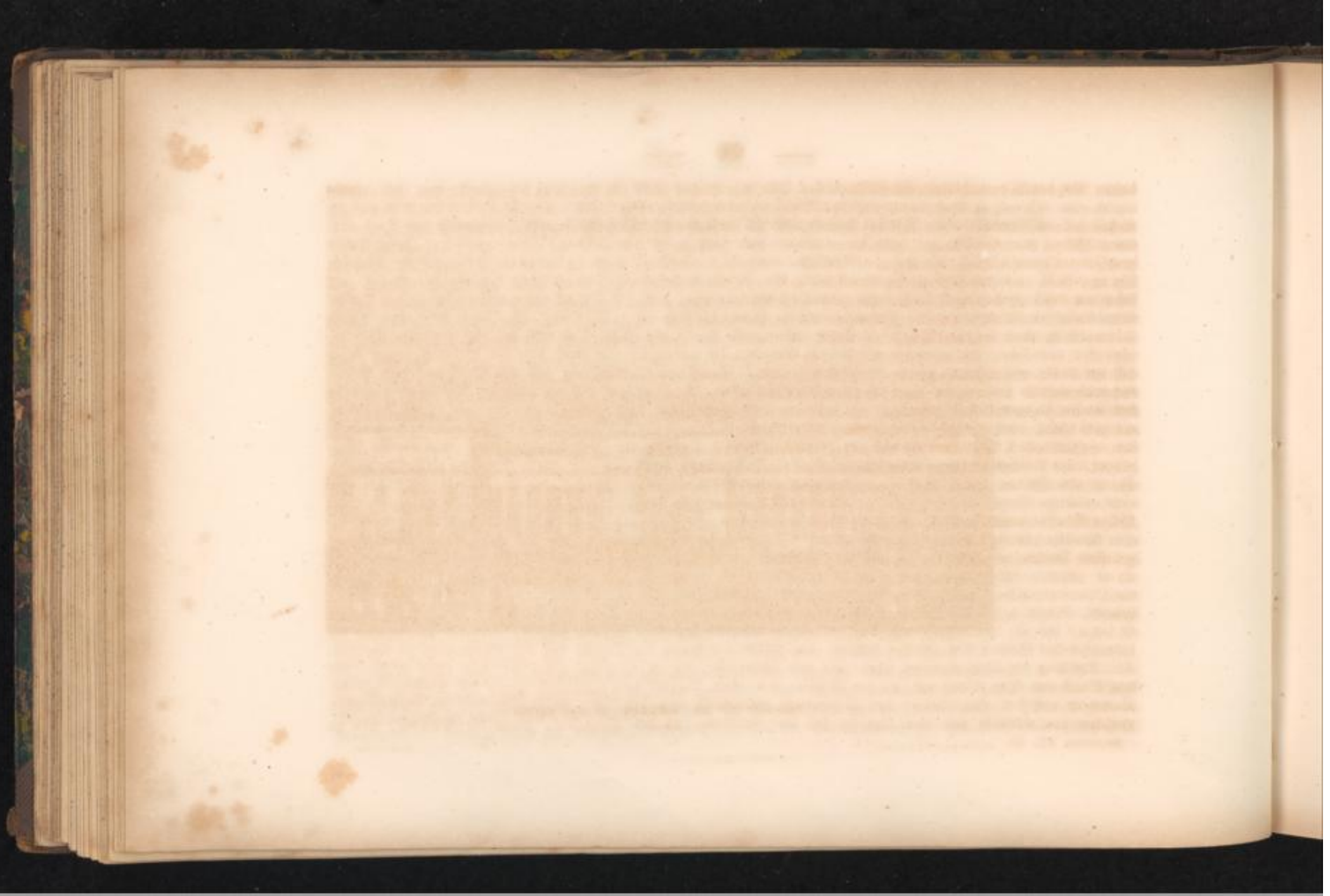
DXXXIV. Der Palast der Ehrenlegion in Paris.

Das Firmament der Ordenssterne, mit welchem die Machthaber auf Erden die Augen der Menge zu blenden trachten, leitet seinen Ursprung zum Himmel des Christenglaubens zurück. Fromme Helden verbanden sich mit geistlichen Verbrüderungen oder stifteten Anstalten der Milde und Pflege für Palästinafahrer und gelobten dem Pilger Schutz und Krieg den Ungläubigen, wie der begeisterte Christ alle Andersglaubenden nannte. Alle Mitglieder eines solchen Ordens banden sich, wie die Mönche, an das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams; alle trugen eine gemeinsame Tracht und ein gemeinsames Abzeichen. Aus der gelobten Armuth gediehen jedoch die meisten Ritterorden allmählich zu großen Reichthümern, wie namentlich die Johanniter, Templer und Deutschherren, und, wie das Gelübde der Armuth, so litten auch die übrigen Satzungen, bis endlich, nachdem die Flammensäule der Glaubensbegeisterung immer tiefer gesunken war, auch der Hauptzweck der geistlichen Ritterorden verloren ging. Die Orden wurden nun aufgelöst, theils ihres Vermögens beraubt, theils gingen sie aus dem Dienste der Religion in den der Fürsten über. Die regierenden Herren der Erde erkannten frühzeitig in dem Einzigen, was von den alten ehrwürdigen Ritterverbrüderungen übrig geblieben war, in dem allgemeinen Abzeichen und dem Vermögen, ein vortreffliches Mittel zur Hebung ihrer Hausmacht. Sie verwandelten das einfache Ritterkreuz in glänzende, oft sehr kostbare Decorationen, deren Besitz zur Beziehung gewisser Antheile aus den Ordenseinkünften berechtigte. Der neue Köder war fertig, um Geister zu fangen, der Männer immer mehre in den Kreis ihrer Macht und Gunst zu bannen und zu Dienern ihres Willens und ihrer Pläne zu machen.

In den ersten Zeiten hatten die Fürsten noch so viel Achtung vor der Bedeutung, die sie selbst ihren Kreuzen und Sternen untergelegt hatten, daß sie sie nur als Zeichen ihrer Huld, als allgemein sichtbare Beweise ihrer persönlichen Zuneigung oder Achtung verliehen. Dies dauerte jedoch nicht lange. Je schärfer die Fürsten nach dem Plane hinzielten, die alten, ihre Willkürlust beengenden Volksrechte Stück für Stück zu vernichten, desto begieriger mußten sie jedes Mittel ergreifen, welches die Einzelnen, die Hervorragenden, die Starken von der Masse loszutrennen und durch irgend ein Band menschlicher Schwäche an sie zu fesseln vermöchte. Dieses Mittel bestand in einer langen und wohlgegliederten Reihe von Ritterorden, Hoforden, Militairorden, Civilorden. Man erklärte die aus fürstlichen Händen fallenden Sterne und Kreuze für Belohnungen beson-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PALAIS DE LA LEGION D'HONNEUR
(Paris)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

derer Verdienste um das Staatswohl. Und als ob dies nicht Hohn genug sey, stellte man den wegen irgend einer Ehrenthat, oder wegen nützlichen Wirkens, oder wegen langer treuer Dienste Dekorirten nicht nur die Schranzen und Figuranten des Hofs vor, die, in ihrer „Dienstwonne" schwimmend, wie Hechte nach dem Fraß, nach einem Sterne oder Großkreuze schnappten, sondern ihnen auch geborene Ordensleute gegenüber. Jener Paragraph der Ordensstatuten, welcher alle Mitglieder regierender Geschlechter zu geborenen Inhabern der höchsten Orden erklärt, hat den Völkern die Behauptung in's Gesicht geschleudert, daß es schon ein Verdienst sey, als Fürst zur Welt zu kommen! Noch mehr aber als diese Albernheit griff das Ordenswesen verderblich in das Volksleben durch die Eintheilung der Ordenszeichen in Rangklassen ein. So lange die Orden nur eine Klasse hatten, war man bei der Wahl der Ritter auf gewisse Kreise der Gesellschaft und auf eine geringere Zahl beschränkt; das Leben der mittleren und unteren Stände blieb unberührt von jener Pest der Eitelkeit, man stand sich im Volke noch einander gleich, wenigstens näher. Durch die Parcellirung der wie Pilze aus dem Boden emporschießenden Orden aber hatte man den Weg gefunden, die Einzelnen bis zur untersten Volksstufe herab an den langen Ordensstrick festzubinden, die Zahl der Ordensmitglieder nach Belieben zu vermehren, durch dieselben, als gute Leiter, die faule Hofluft in immer weitere Kreise zu bringen und vor Allem durch die Ordensrangklassen auch der bürgerlichen Welt eine ihr bis dahin fremd gebliebene Klassificirung aufzudrängen, welche das höchste Mannesgut, die Bürgerehre und Selbstständigkeit, den stolzen Trotz gegen jede anmaßende Gewalt, zerfressen mußte. Schon vor Jahren sagte ein freisinniger Mann: „In Folge dieses Systems haben die Staatsregierungen eine neue mächtige Gewalt in die Hände bekommen, ohne besonderen Aufwand von Kapital (für welchen ohnedies die Staatskasse einstehen muß) und dabei noch auf eben so öffentliche als verbindliche Weise die Menschen um ihr (der Staatsregierung) Interesse zu versammeln oder doch deren allzuherbes Auflehnen dagegen zu neutralisiren, geleistete Dienste zu belohnen, zu leistende belohnen zu können und selbst Männern, denen man mehr moralische Kraft zutraut, durch Uebergehen etwas Unangenehmes zu erzeigen." In diesem Sinne ward bis zur Stunde die Ordenswirthschaft geführt. — Fürstendienste wurden mit Orden, Volksdienste mit dem Zuchthaus belohnt. Männern, die das Volksvertrauen begleitete, zeigte man aus der Ferne den blinkenden Stern der Hofgunst so lange, bis sie, geblendet, dem Volk entwichen und dem lockenden Winken folgten, oder bis sie entrüstet der schmeichelnden Gewalt den Rücken kehrten, um fortan ein Leben des Drucks und der Verfolgung zu beginnen. Die Theilung der Ordenszeichen wurde bis ins Lächerliche, ins Kindische getrieben, man schuf Klassen mit dem Band und ohne Band und mit der Schleife und ohne Schleife und bezeichnete genau die Klassen, wie die Nummern auf den Halsbändern der Jagdhunde; man hielt auch bei diesen Gnadenbeweisen den Unterschied zwischen der Canaille und dem Vollblut fest und bestimmte an der Ehrenscala genau die Punkte, bis zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welchen jene emporklimmen kann und wo diese beginnen muß; das Klassifikationstalent eines Linné war nichts gegen das Genie der Leute, welche die Ordens-Klassifikation der Menschenrace erfanden.

Durch die Revolution wird auch dieses Treiben der Regierungen, wie so vieles Andere, sein Ziel finden. Gerichtet war's schon früher durch die tiefe Verachtung, mit welcher allenthalben das Volk darauf hinblickte und im besten Fall den Dekorationen nur noch die Beweiskraft der — Eitelkeit zugestand. Heute wagt es bestimmt keine deutsche Regierung mehr, einem freien festen Mann von Ehre ihr Ordensbändchen anzubieten; schon jetzt gilt es für Etwas, seinen Rock von solchem Plunder rein bewahrt zu haben; und nicht erst jetzt, nein, schon lange her haben wackere Männer, denen die Achtung des Volkes genügt, solche nichtsnutzige Gnadengaben der Gekrönten in ein heimliches Schubfach verborgen, damit ihnen das Ding nicht unter die Augen komme und ihren Mannesstolz beleidige.

Alles das gilt auch von dem Orden der Ehrenlegion. So lange Napoleon, der Stifter, Herr des Ordens war, stand er noch allen europäischen Ehrenzeichen in volksthümlicher Achtung voran, der Siegerglanz des Kaisers warf seine vollen Strahlen auf ihn. Aber was haben nachher die Bourbons aus ihm gemacht? Schon unter Karl X. nannte ihn der Volkswitz das „Schuhputzerzeichen." Am verächtlichsten wurde er durch Louis Philipp; während Napoleon bei der Gründung die Legion 16 Kohorten stark machte und jeder Kohorte 7 Großoffiziere, 26 Kommandanten, 30 Offiziere und 350 Legionäre gab, so daß die Gesammtzahl aller Legionsmitglieder 6512 wurde, zählte er bei dem letzten Sturze des Königthums über 100,000 Angehörige! — Das Kreuz der Ehrenlegion gehörte zu den unvermeidlichen Dingen, es wurde zu Hohn und Spott.

Im Stahlstich sehen wir das Ordenshaus. Es ist zugleich die Wohnung des Ordens-Großkanzlers. Dieses Prachtgebäude ist der Hauptschmuck der Rue de Lille in Paris. Die Devise des Ordens: „Honneur et Patrie" (Ehre und Vaterland), die in goldner Schrift den Portikus ziert, ist, seitdem Schufte zu Tausenden das Kreuz tragen, — eine Lüge. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXV. Brest.

Das Getümmel auf den Meeren, das so lange Jahre die Fluth mit Blut geröthet und den Donner der Geschütze von Gestade zu Gestade gesendet hatte, ist vorüber. Die Flotten des Friedens vereinigen die Flaggen, welche sonst die Geschwader des Kriegs feindlich schieden. Neue Schwungkräfte bewegen die Gesellschaft; sie haben ein Uebergewicht über die alten, die Herrschaft über sie erlangt. Das alte krieggewöhnte Geschlecht, das die Zeit der Schlachten gesehen, ist größten Theils abgetreten, und die Politik des Kriegs geht mit sammt der alten Monarchie, ihrer Mutter, allgemach zu Grabe. An ihrer Stelle hat die Volksfreiheit ihr Banner aufgepflanzt mit der Inschrift: — Brüderlichkeit unter allen Nationen! Das Schwertrecht sinkt mit der Alleinherrschaft; die Demokratie stellt das Menschenrecht an seinen Platz: ein Tausch des Segens.

Mit dem Krieg selbst müssen nothwendig auch die Rüstzeuge des Kriegs an Bedeutung verlieren: — namentlich die kostspieligsten aller: Kriegshäfen und Arsenale. — Es ist berechnet worden, daß seit dem Pariser Frieden die europäischen Seemächte allein auf ihre Kriegsmarine und deren Anstalten 9000 Millionen Gulden verwendet haben. — Arm machte man die Völker, man belastete die Budgets der Staaten in unerträglicher Weise, um Kriegsschiffe zu bauen, damit sie in den Häfen verfaulten. Und wer zählte die Millionen, welche die Befestigungen kosteten, um die Waffenplätze der Seemächte zu schirmen gegen etwaigen feindlichen Handstreich? Niemals ging die Vergeudung der öffentlichen Gelder in dieser Beziehung weiter, als während Ludwig Philipp den Thron Frankreichs einnahm. Die Eifersucht zwischen diesem Lande und Großbritannien, sich einander mitten im Frieden in Zurüstungen für den Seekrieg den Rang abzulaufen, war in dieser Zeit so groß, daß beide Mächte ihr beständig die größten Opfer brachten. Jede bewachte die andere mit Argusaugen und der Bau eines Schiffs auf der einen Seite, jede Verbesserung in der Befestigung der Häfen, rief ein entsprechendes Thun im Nachbarlande hervor. England umgab sein Portsmouth und Plymouth mit dreifachem Panzer: Frankreich that mit Dünkirchen, Toulon, Rochefort und Brest das Nämliche. — Das wird nun anders werden. Wie in dem Heere, so ist auch in der Marine das alte System gänzlich zusammengebrochen und wie dort die Volksbewaffnung an die Stelle der Armeen tritt, so wird auch hier das Wehrhaftmachen der Handelsmarinen an den Platz verfaulender Kriegsflotten treten. Man wird dadurch für den Krieg Stärke gewinnen und Milliarden für Zwecke des Friedens erübrigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Brest, an der Spitze des weit in das atlantische Meer sich hinausreckenden Bretagner Vorlands, ist der stärkste See-Waffenplatz des französischen Nordens. Der Außenhafen, dessen Eingang zu beiden Seiten von Forts geschützt ist, ist so geräumig und tief, daß 500 Kriegsschiffe in demselben ankern können. — Der zweite, innere Hafen ist schmal, vertheidigt von Batterien, eingefaßt von prächtigen Kayen, Werften, Docks, unermeßlichen Vorrathshäusern und den Kasernen für 8000 Mann. Er faßt eine Flotte von 50 bis 60 Segeln. Die Stadt selbst, terrassenartig auf Felsgrund gebaut, ist schön und licht in ihren neuern, winklich und düster in ihren ältern Theilen. Alle der Marine eines großen Reichs förderlichen Bildungsanstalten sind hier anzutreffen: Seekadettenschule, Schule für Schiffbau, Institut für Steuerleute, Lootsenschule, Sternwarte. Auch zur Förderung des Handels hat die Regierung in Brest eine Menge Anstalten gegründet: Handelsacademie, Börse, höhere Lehranstalten für Chemie, Physik, Pharmazie und Naturkunde mit botanischem Garten und großen Sammlungen und Apparaten. — Brest war von jeher ein Schooskind des Staats und hat sich durch jene bequeme Loyalität der Gesinnung, welche die faktische Staatsgewalt stets als die rechtmäßige ansieht, unter allen Wechseln der Regierenden und Regierungsformen den Sonnenschein der Macht zu bewahren verstanden. Die Bevölkerung (33,000) findet ihre Haupterwerbsquellen in den vielen Millionen, welche der Staat Jahr aus Jahr ein für Marinezwecke verausgabt, und auch der Handel hat meist keine andere Beziehung, als dieß Verhältniß. — Die Leinwand- und Tuchmanufakturen, wegen welcher einst Brest so berühmt war, ist bei Weitem nicht mehr von der früheren Wichtigkeit und andere größere Gewerbe sind nicht vorhanden.

Die Festungswerke von Brest, die Vauban anlegte und Carnot erweiterte, gelten als unüberwindlich. Ein einziges Mal (1694) wagte es eine Flotte der Briten sie anzugreifen; aber der englische Bulldogmuth holte sich blutige Köpfe: sie wurde zurückgeschlagen und eine große Zahl ihrer Schiffe von den Hafen-Batterien in den Grund gebohrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Meine Verschwörungs-Beichte.

„Nur Völker werden einst die Kronen tragen, —
Nicht Könige!" —

Kennst du den Bund, der viele Jahre schon in Deutschland an jedem Herde sitzt, seine Genossen zählt in allen Ständen, unter Männern und unter Frauen, unter der Jugend wie unter den Alten; den Bund, der tagt bei hellem Sonnenschein und Reden hält auf Märkten und auf Straßen, im Klub und in der Schenke; den Bund, der sich erkennt ohne Zeichen, der ohne Obere fest zusammen steht; die Propaganda, welche keine Waffen führt und dennoch herrscht in Millionen Herzen; die Verschwörung, vor deren Macht die gesalbten Häupter kein Nimbus schützt und die mit sicherer Hand dem Verbrechen bis auf die höchsten Throne nachfolgt? Kennst du den Bund? — Es ist die heilige Allianz des gekränkten Rechtsbewußtseyns, des entrüsteten Nationalgefühls, der getretenen Menschenehre, der beleidigten Manneswürde, der betrogenen Hoffnungen, des mißhandelten Volksvertrauens, der versagten Rechtsforderungen, des verkümmerten Wohlstandes, der hoffnungslosen Armuth, des gequälten und gefolterten und gehöhnten Lebens — gegen den frechen Uebermuth der Herrschaft, gegen das stolze, starre, volksfeindliche Beamtenthum, gegen den Zwang der herzlosen Gewalt, gegen den todten, kalten Mechanismus des Regierens, gegen aristokratische Anmaßung, gegen die Raubsucht und die Judenkniffe der Finanz, gegen das Verkehrte in den Prinzipien der Staatsverwaltung, Rechtspflege und Volkserziehung; — es ist der heilige Bund des grimmen Unmuths über unsere Zustände, der seit Jahren jeden Patrioten erfüllt mit dem Schmerzgefühl tiefer Schmach, die von einem Ende des Vaterlandes zum andern durch alle Geister zieht. — Das ist das Geheimniß von dem deutschen Bunde zur Entfernung der Willkürherrschaft, zur Rettung der Volksehre, zur Aufrichtung der Menschenwürde, zur Entfesselung der Volkskräfte, zur Machterhebung der Nation, zur Vindikation ihres ewigen Rechts auf Selbstherrschaft und Selbstregierung und ihres Willens, der Monarchie, so lange ihr überhaupt noch Bestand oder Duldung in deutschen Landen zu gönnen sey, die Macht zu nehmen, das Volk im Aufbau seines Glücks zu stören oder es daran zu hindern. Dieses ist die permanente Verschwörung des hellen Tags, welche die dumme Polizei so lange bei Laternenschein gesucht hat. Und dieser Konspiration habe ich angehört von Anbeginn, ich habe sie gefördert ohne Unterlaß; ich habe sie gepredigt aller Orten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr Ziel und ihre Bedeutung habe ich jederzeit verkündigt. Rastlos ist mein Wirken für sie gewesen; nie aber war's ein Wirken bei verschlossenen Thüren, oder in Kisten und Kästen verborgen, oder in Briefen versiegelt. Nein! nichts wissend von Menschenfurcht und baar jener zagen Sorglichkeit, welche sich äußeren Verhältnissen unterordnet und das Licht unter den Scheffel stellt, habe ich meine Herzensgedanken immer ausgesprochen ohne Hehl, und wo es galt, ein Recht zu vertreten, oder die unterdrückte Unschuld mit dem Schild des Worts zu decken, keine Macht, kein Verhältniß geschont. Das ist offenkundig; und doch hat das nicht gehindert, mich zu verdächtigen, mich zu verfolgen, mich anzuklagen, mich vor Gericht zu ziehen und, als die Proscription der Volksmänner in unserm Deutschland auf der Tagesordnung stand, mich auf der Liste oben an zu stellen. Wie es früher geschah, so geschieht's heute noch; wie heute, so wird's künftig seyn. Kann man mich verderben, so wird man mich verderben. Immerhin! der Sturm des losgeketteten Hasses und der blinden Leidenschaft soll mich nicht bekümmern. Weht er Ziegeln von meinem Dache, lege ich andere auf; schlägt er mir die Schornsteine herab, baue ich neue, festere hin. — Gegen hundert offene Feinde habe ich stets tausend stille Freunde gewonnen, die auf meine Seite traten und in meiner Ueberzeugung das Echo ihrer eigenen fanden. Also ist's dreißig Jahre fortgegangen, bis der gerechte Gott der gerechten Sache den Sieg verlieh, und so soll's bleiben bis an's Ende. Die schwachen Kräfte, die ich von Oben habe, will ich anwenden, einzugreifen in das Rad der Zeit, antreibend oder hemmend, abhaltend oder ermunternd, tadelnd oder lobend, wie ich's eben für Recht halte und es der Aufschrift meiner Fahne: — „Humanität und Freiheit!" — ansteht. — Grau wird mein Haar und der Frost des Lebens fängt an, mich zu schütteln. Das soll aber nicht schaden. So lange die Flamme im Herzen nicht niedergeht, wird der alte Tribun in Sachen der Völker ein Wörtchen mit zu sprechen haben; sinkt aber das Feuer, — nun, so weiß er, daß er zu nichts mehr nutz ist, und dann legt er die Feder nieder. —

Meyer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HOMBURG
v. d. Höhe
[Das Kurhaus]

DXXXVI. Homburg vor der Höhe; das Kurhaus.

Es geht ein Spruch im Volk um:

Wie der Homburger Knecht
So schlecht;
So gemein,
So klein. —'

Der Spruch kann nicht nach Oben schielen; denn die souveraine Landgrafschaft Hessen-Homburg war bis zum Todestage des letzten hochseligen Herrn das „beau ideal" der Monarchie und das einzige deutsche Land, welches das göttliche Recht fürstlicher Alleinherrschaft in fleckenloser Reinheit bewahrte. Hier konnte der Sedez-Monarch in Wahrheit sagen: „Der Staat — der bin ich."

Ich erinnere mich noch, wie in den dreißiger Jahren von Zeit zu Zeit die „gute Presse" über die homburger Zustände ihren schuldigen Rapport machte, und wie lustig es zu lesen war, wenn man das Glück jener Zustände auf der Folie des Zwiespalts konstitutioneller Prinzipien schimmern und schillern ließ. „Wie fühlen wir uns unter dem patriarchalischen Regiment" — so hieß es allemal — „gegen andere Staaten so glücklich! Bei uns weiß man nichts von der verächtlichen Gaukelei mit der plebejischen Freiheit; von keinem Liebäugeln und Kokettiren mit Parteien und Meinungen, von keinem Aufspiel der Freiheitslieder, von keiner Lockpfeiferei, um liberale Gimpel zu fangen. Unsere Regierung braucht den Honigseim freimüthiger Redensarten nicht in den Mund zu nehmen, oder durch ein schmollendes Wort mit gerunzelter Stirn naseweise Journalisten einzuschüchtern und zurecht zu weisen. Das Szepter „Von Gottes Gnaden!" wird von unserm „Herrn" mit Ruhe und Würde geführt. Der Widerspruch ist hier eine Unmöglichkeit und jeden Zweifel in das Wohlmeinen unsers Fürsten erachten wir für ein Verbrechen. Das Alte im Regiment ist uns ehrwürdig, das Bestehende wird für unverletzlich gehalten, und was anderwärts die Zeit an Neuerungen geboren hat für Gesellschaft, Staat und Kirche, wird bei uns angesehen als blauer Dunst und für das, was sie wirklich sind: — nämlich Irrlichter, emporgestiegen aus dem Sumpfe unheimlicher Pöbelherrschgelüste, um Zeit und Völker zu äffen." — Glücklich hieß das Land Homburg, wo es dem Fürsten mit dem strengen Geist des Soldaten gelungen schien, das ganze Leben des Staats in die starren Formen des Gehorsams zu drängen und jedes Widerstreben auszurotten bis auf die kleinste Wurzel. Und in der That hatte das Ländchen die äußern Zeichen der Ruhe und Zufriedenheit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie war es aber im Innern beschaffen, wenn man die gleißnerische Decke aufhob? Das wollen wir jetzt betrachten. Der Stoff ist nicht übel für ein Genrebildchen besonderer Art. — Nun, wir wollen's versuchen und mindestens soll man in unserer Schilderung die Wahrheit nicht vermissen. —

Es ist in den Büchern der Geschichte wie auf den Landkarten der Gegenwart kein Mangel an Namen, welche uns unmittelbar vor ein Verbrechen führen, das von Fürsten und Regierungen geheim oder öffentlich begangen worden ist. Diese Namen selbst sind die Schandsäulen für Missethaten wie für die Missethäter: die Geschichte bewahrt sie ewig in ihrem schwarzen Buche und zeigt die wahre Gestalt derselben unwandelbar allen Zeiten und allen Völkern, die ihr die Thore öffnen; und die Gegenwart wird sie so lange laut beim rechten Namen rufen und in all ihrer Häßlichkeit und Niedrigkeit hervorreißen an das Licht des Tags, vor die Augen des Volks, auf den Markt der richtenden Oeffentlichkeit, bis die Hand des Rechts über sie den Stab bricht, oder der Fußtritt des allgemeinen Abscheus sie niederwirft, oder sie zusammensinken und verenden in ihrer eigenen Nichtswürdigkeit.

Vor eine solche Schandsäule führt uns unser Stahlstich. Als hätte der Gedanke seinen Unmuth über das Bild walten lassen, so trüb und finster blickt es uns an. Und dieser Gedanke hatte Recht. Trüb und finster wird der Blick des Ehrenmannes, der in diesen Winkel des schmutzigsten fürstlichen Erwerbs blickt. Ja, ein mit dem Panzer der Unverletzlichkeit angethaner deutscher Souverain ist es, der hier Gold einschachert um Glück und Ehre von Tausenden! Ein Mitglied des deutschen Fürstenbundes ist hier Schutzherr und Eigenthümer einer Anstalt, in welcher Verbrecher gebildet und von Verbrechern um Hab und Gut und Menschenwürde betrogen werden. Das ist geschehen und geschieht noch im Jahre Ein tausend acht hundert acht und vierzig zu Homburg vor der Höhe durch des Landgrafen von Hessen-Homburg Durchlaucht, des Verpächters der dortigen Spielbank an die Gebrüder Leblanc, die Obersten in dieser Hölle! —

Das Hazardspiel, Tochter der niedrigsten Leidenschaft und eine fruchtbare Mutter von Verbrechen, hat gerade in dem gebildeten, fleißigen und ehrlichen Deutschland seine eifrigsten Pfleger und Beförderer. Neben den zwanzig großen, sorgfältiger als das segenvollste ehrliche Gewerbe geschützten Spielhöllen in den Bädern pflegen die deutschen Fürsten und Regierungen zahlreiche Klassenlotterien. Wie jene in der Regel die Chatoullen der Reichen fegen, beuten diese eben so betrügerisch den Geldsack des Mittelstandes aus. Vollständig aber wird die teuflische Trias durch jene schwarze Täfelchen mit den fünf Nummern des Lotto, welches, wiederum im Dienste von deutschen Fürsten und Regierungen, die schweißigen Spar- und Noth- und Brodpfennige aus den Lederbeutelchen des Bauers, des Handwerkers, des Taglöhners mauft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mancher wirft mir vielleicht die Frage entgegen: Wird denn Jemand zu diesen Spielen gezwungen? Wenn Niemand mehr spielt, muß dann nicht dieser privilegirte, öffentliche Betrug von selbst ein Ende nehmen? — Diese Frage beantwortet sich am besten durch die Gegenfrage: Wohin ist die Scham jener Regierungen gekommen, welche ihrem hehren, göttlichen Beruf, vor dem Volke ein Wegweiser zu seyn zu allem Guten, Beglückenden und Ehrenden und ein Schirm gegen die schwarzen Geister der Verführung und Erniedrigung — so bis in's Innerste untreu wurden, ja, so in's grasse Gegentheil verkehrten, daß sie, diese Regierungen, alle Mittel ihrer Macht anwandten zur Aufrichtung, Erhaltung, Vermehrung und Erkräftigung von Anstalten, deren einziger, vor aller Welt offen daliegender Zweck nur Verführung der Einzelnen zum Spiel und Beraubung durch das Spiel ist und seyn kann? War einer jener vielen großen und kleinen Spielhöllen-Schirmherren überzeugt von der Heilsamkeit derselben für sein Volk? Oder sprach nur der „beschränkte Unterthanenverstand" in allen jenen deutschen Ständekammern aus dem Munde der geehrtesten und geliebtesten Männer der Nation gegen dieses entsittlichende, Ehre und Tugend vergiftende, seelenmörderische Treiben der geldgierigen Finanzleute und Regenten? Nein! anerkannt wurde das Schändliche und Verderbliche der geduldeten wie der gehegten Hazardspiele, aber gewogen wurde ihr Abwurf und ihr Wesen auf der Wage des niedrigen Eigennutzes, der verächtlichen Selbstsucht: das Belehren und Mahnen und Bitten der redlichen Männer des Volks verhallte vor dem Klirren des Sündengeldes, und die Spielwuth wurde im Volke genährt durch alle Mittel der „guten" Presse, die für ein Wort der Freiheit und Ehre nie einen Buchstaben im Kasten hatte! Hatte doch der Bayernfürst sein Königswort gegeben, das Staatslotto aufzuheben, sobald der Finanzzustand ein besserer sey. Und alsbald kam's heraus und wurde durch das Finanzministerium bestätigt, daß schon seit vielen Jahren ein Ueberschuß von Millionen im Staatshaushalte war; doch die Erfüllung des verpfändeten Königsworts zur Abschaffung des Lotto blieb die Regierung schuldig. Ludwig I., vom Thron herabgestiegen, hat das Versprechen ungelöst zurückgelassen und jetzt erst hat die Furcht vor der entrüsteten Volksmeinung den Ablaßkasten des Betrugs zerschlagen! Schon 1843 hatten sich die Stände erboten, das ganze Sündengeld des Lottoabwurfs durch ehrliche Steuern zu decken und das arme Land von jener Pest zu heilen. Was war die unter königlicher Sanktion gegebene Minister-Antwort auf diesen ehrenhaften Antrag der Stände? „Die Regierung (so hieß es) gehe auf dieses Anerbieten nur deshalb nicht ein, weil das Lotto eine **indirekte** Steuer sey, zu deren Forterhebung das Gouvernement nie einer ständischen Zustimmung bedürfe", wie dieß bei den direkten der Fall ist. Auf so schamlose Weise konnten noch vor Kurzem die höchsten Staatsbehörden das sittliche Gefühl und volksveredelte Bestrebungen mit Füßen treten, solchen Hohn trieben die besternten Menschen mit dem Volke, dessen Brod sie aßen! — Und der Bundestag? Wie nahm dieser die dringlichsten Vorstellungen um Befreiung der deutschen Erde von den privilegirten Spielanstalten, diesen Schandthaten deutscher Regierungskunst, auf? Nicht anders, als es von ihm, dem Gebrandmarkten, zu erwarten war. Er ließ der Schurkerei ihren Lauf, ließ die Staatsgewalt auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Schwachheiten, Leidenschaften und die Dummheit des Volkes ruhig fortspekuliren und ihm die Beutel leeren. Alle Anstrengungen einzelner Ständekammern, wie jener Badens, Würtembergs, Bayerns ꝛc., scheiterten an der Geldgier einzelner Bundesfürsten. Der Landgraf von Hessen-Homburg stand nicht allein; er hatte Consorten im Bunde und in der Schande deutscher Fürsten.

Unter den großen Spielpachtwirthschaften von Aachen, Baden, Köthen, Ems, Pyrmont, Wiesbaden und Homburg ist letztere vor allen andern berüchtigt. Finden jene ihre Beute vorzugsweise unter dem Haufen der blasirten Welt, unter Narren, Verschwendern und Abenteuerern, dem häßlichen Gegenstück zu der jammernden und verhungernden Armuth, so befleckt und zerstört die Diebsbande in Homburg das Beste der deutschen Nation: Familie und Jugend! —

Die Lage dieses fürstlichen Raubnestes zwischen hochwichtigen Handels-, Kriegs- und Universitätsstädten, dazu die rasche und wohlfeile Beförderung durch Eisenbahnen und Dampfschiffe — das, nicht die Firma, unter welcher gesündigt wird, das Lockwort: „Bade-Anstalt," verhilft ihm zu der starken Besucherzahl, mit welcher jährlich stolzer die Saisonberichte prahlen. Darin aber liegt gerade das Entsetzliche, daß das Alter, welches der Verführung am leichtesten zugänglich ist, fast beständig seine verlockendste Quelle vor Augen hat. Wir verzichten auf die traurige Mühe, das Bild der durch Homburg bewirkten Korruption in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft in's Detail auszumalen, wir erinnern nur an die schauerlichen homburger Nachtbilder in den Reisebüchern und den Berichten über Spielerunglück und Verbrechen, welche Jahr aus Jahr ein als so viel Anklagen die Zeitungen füllen, an die Commis, Handelsreisende, Offiziere, junge Beamte, Studenten, welche ihr Lebensglück auf eine Karte setzten, an die Kauf- und Handelsleute jeden Rangs, die dort mit einem Schlag ihre und ihres Hauses Kraft und Ehre niedergeschmettert sahen, an die Spekulanten aller Art, welche — eine schlimme Sucht unserer Zeit! — ohne Anstrengung reich werden wollen. Und dabei ist noch lange nicht das Entsetzlichste, daß so viele unglückliche Spieler die Zahl der Bettler und Vagabunden vermehren, oder mit Selbstmord enden, sondern daß, trotz aller dieser Schaudergeschichten, die kein Schleier verbirgt, auf welche die volle Sonne des Tags und der Oeffentlichkeit scheint, dennoch die Macht der Verführung den vollständigsten Sieg über die Kraft der Abschreckung gewonnen hat! Ueber die Leichen der Selbstmörder reißt die Leidenschaft den Spieler zum grünen Tisch hin, und lächelnd streicht der Schirmherr von Jahr zu Jahr ein höheres Pachtgeld in seinen Seckel.

Gottlob, das wird jetzt anders werden, weil es anders geworden ist. Wie alles Unrecht von Gott verlassen ist, der allein der gerechten Sache hilft; wie alles Schlechte im deutschen Staate offenbar geworden ist im Sonnenlicht der Freiheit; wie alle Macht zusammen bricht, die nicht auf dem Rechte ruht, und Alles untergeht, was dem ethischen Weltgesetz widerstrebt hat; — wie der Nimbus verschwindet, den der Aberglaube um die Häupter der Gesalbten zog, das gekrönte Verbrechen seinen unerbittlichen Richter gefunden hat und die Schuld im Purpur ihren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FESTUNG BRESSENONE

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schandpfahl: so sind auch die Anstalten zur schnödesten Volksberaubung dem Untergang geweiht, und sie können, was auch zu ihrer Erhaltung noch geschehen mag, ihrem Verderben nimmer entrinnen. Es wanken die stolzen Prachtgebäude des Verbrechens überall, und auch die Stützen des Diebsbaues, den wir vor Augen haben, sind zum Brechen morsch, auch diese Anstalt wird in ihrem verpestenden Elemente untergehen und mit sich in den Grund reißen, was sich an sie anklammert und sie aufrecht zu erhalten sich bestrebt hat. Es bleibt vom ganzen Bau nur eine Säule übrig, — die Schandsäule, die hoch emporragt.

Von Homburg, als Badeort, ist wenig mehr zu sagen, als daß es durch die lobpreisenden Ankündigungen und Einladungen in allen europäischen Zeitungen das ihm gebührende Verdienst zehnfach vergrößert. Aber selbst wenn jede solcher Phrasen doppelte Wahrheit wäre, so können sie uns den Gedanken nicht aus dem Kopfe bannen, daß wir nimmermehr Heilung für den Leib da suchen würden, wo die Verwüstung der Seelen der einträglichste Theil des gesammten Geschäfts ist. Erst dann, wenn die Heilgöttin Homburgs nicht mehr am Arme des Spielteufels wandelt wie eine schlechte Dirne, — erst dann wird sie zu Ehren und Achtung kommen, und auch dann erst wird die Stadt in ihren Quellen nicht blos eine ehrlichere, sondern auch eine reichere Nahrung finden, als die schmutzigen Brosamen sind, die ihr bisher von den grünen Tischen zufielen.

DXXXVII. Die Franzensveste in Tyrol.

Die hohlen, tönenden Worte der Eitelkeit und Schmeichelei — wie oft reißt sie die Geschichte stammelnd auseinander! Auch Deutschland hat solcher Namen die Menge, neue wie alte. Es hat Heilige Allianz-Citadellen, Nikolaus-Forts, Kongreß-Basteien, und seit einem Jahrtausend plaudert es der Schuljugend vor von einem deutschen Meere, auf dem alle Flaggen zu finden und geschützt sind, nur die deutsche nicht. Oder ist es eine Fabel, daß von der deutschen Nation selbst, von ihrem Daseyn, bis vor 6 Wochen der deutsche Bundestag nichts gewußt hat? Daß ein Kaiser von Oesterreich den Schatten eines Königs von Jerusalem hinter sich herschleift zum Gelächter der ganzen Welt und bis auf den heutigen Tag den Fürsten von Sachsen das Gespenst eines „Herzogs von Engern und Westphalen" nachläuft? In solchen Dingen könnten wir an den Franzosen ein Beispiel nehmen. Haben Zeit und Geschichte einen Namen oder Titel zum Gespött gemacht, so streichen sie ihn weg ohne Weiteres und machen einen passenden daraus. Wie viele Orleansville's sind in den letzten Februartagen von den französischen Karten geschwunden und wie viele Royal-Namen von den Straßenecken und Palast-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pforten, von den Brücken und Kanälen, von Schauspielhäusern und Monumenten, von Anstalten, Körperschaften und Vereinen! Alles Namen, welche die Herrlichkeit des abgeschafften Königthums künftigen Zeiten erzählen sollten, und Zeugniß ablegen von der Schmeichelei und dem Knechtsinn der Menschen.

Die Franzensveste mag ihren Namen immerhin behalten. Die beste Seite der Regierung Kaiser Franz II. von Oesterreich — diese Regierung, welche so viel verschuldet hat, was die Gegenwart schwer büßen muß, — war ihre Sorge für materielles Volkswohl. Auf Straßenbau, allezeit eines der wichtigsten Förderungsmittel des öffentlichen Wohlstands, — wendete Oesterreich über 200 Millionen. Die Wege, welche es über die Alpen führte, über Höhen, wo der ewige Winter haust, übertreffen Alles, was die Alten Großes der Art ausgeführt haben — und selbst die Bauten Napoleons, die Straßen über den Simplon und den Cenis, können sich nicht mit jenen messen.

Zum Schutz der Wege, welche, aus Kärnthen und Italien kommend, unweit Brixen, bei dem Dorfe Vahrn, im Eisackthale zusammenstoßen, wurde auf einem Granitkegel in den Jahren 1833—38 von Oesterreich eine Citadelle erbaut und Franzensveste geheißen. Sie beherrscht den Vereinigungspunkt der Straßen vollkommen und von solcher Stärke sind ihre Werke, daß sie für uneinnehmbar gelten. Vollständig armirt führt sie 130 Kanonen von schwerem Kaliber und 1200 Mann Besatzung. Die Batterien erheben sich staffelnweise am Berge, eine über der andern, bis zum Gipfel. Alle Kasematten und Vorrathsräume sind bombenfest und meistens in den Felsen selbst gehauen; die Werke sind durch unterirdische Gänge mit einander verbunden. Kürzlich sind noch Befestigungen an der Eisack-Brücke dazu gekommen, und es wird dadurch die Stärke des Platzes, der, nach dem Abfall Italiens, für Oesterreich die größte strategische Wichtigkeit hat, sehr vermehrt.

DXXXVIII. Das Kloster St. Angelo.

Ein Bild aus der Umgebung Neapels, welche ich in diesem Werke schon früher geschildert habe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KLOSTER ST ANGELO
bei Neapel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BERN

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXIX. Genf.

Vom kalten, herzlosen Norden rühmt man die eiserne Kraft; vom schwächlichen Süden die goldene Sonne; von den Ländern die Hauptstädte, in diesen die Thürme und Denksäulen, die Tempel und Paläste; — jeder Reisende erzählt von Dampfschiffen und Eisenbahnen, Theatern, Gemäldegallerien und Kunstsammlungen, Strömen und Kanälen, Seen und Alpen, und der Buchmacher beschreibt all das hundert Mal Beschriebene noch einmal. Damit ist kein Dank zu verdienen. Ich glaube, es ist besser, sich weniger nach Dingen umzuschauen, als nach den Menschen, lieber statt der Heiligenbilder Männer zu betrachten, denen Gott sein Siegel auf die Stirn gedrückt hat, und statt den Flitterprunk der Paläste zu bewundern, kühn den Schleier von Verhältnissen und Zuständen abzuziehen oder Das mit der Fackel des kecken und scharfen Urtheils zu beleuchten, was sich im Finstern zu verbergen strebt. In diesem Sinn habe ich immer beobachtet und geschrieben, und ich bin nie froher, als wenn ich auf meinen Wanderungen einen großen Menschen treffe, den der Pulsschlag meines Herzens schon lange begleitet, dem ich einen Theil des kleinen Schatzes meiner Bildung verdanke, vor dem sich meine Seele in Ehrfurcht beugt: der Unsterblichen Einen, die wirkend durch alle Zeiten gehen — einen der wahren Erdensendlinge Gottes. —

Einen solchen führt uns das Bild hierneben vor das geistige Auge. — In Genf ward ein Mann geboren, der, wie Moses und Konfuzius, auf der Scheide der Zeiten steht: der Mann, der die alte Welt abgethan hat mit ihren Gräueln und ihrem Moder, und der neuen Welt mit ihren Hoffnungen und ihrem Wesen, ihrem Gebären und ihrem Bilden, ihrem Blühen und ihrem Früchtetragen, ihren Schätzen und ihren Heiligthümern das „Werde!" zurief; der Mann, von dem die Ideenwanderung ausgegangen ist, die, wie einst die Völkerwanderung das Alterthum, die geistliche wie die weltliche Macht, die Hierarchie wie die erbliche Alleinherrschaft, vernichtet; das Lichtgestirn, mit dem die Menschheit in ihren Völkerfrühling tritt und unter dessen Einfluß sie mit verjüngter Kraft, der Ketten ledig, ihrer höhern Bestimmung zuschreitet.

Der Mann war Rousseau.

Ich lasse nun einen Andern *) reden. „Rousseau's Einfluß auf sein Zeitalter und das nachfolgende Jahrhundert war nicht minder groß in Bezug auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, als derjenige der theologischen Reformatoren auf das kirchliche Leben des sechzehnten Jahrhunderts gewesen war. Er hatte den Muth

*) Zschokke's Schweiz, 2r Band.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Märtyrers gehabt, die verirrte Menschheit seiner Tage zu den einfachen und ewigen Grundsätzen der Natur zurückzuweisen, während die Völker, zwischen Lastern der Ueppigkeit und Armuth schwankend, den Willküren des Despotismus und der Aristokratie gedankenlos angehörten, gedankenlos vor den Gebilden des stolzen Priesterwahns knieeten und selbst Wissenschaften und Künste fast nur im Frohndienste eines entnervenden Luxus ihr Leben fristeten."

„Aber wahrlich! aller Zauber von Rousseau's Beredsamkeit hätte das Wunder nie oder nicht so bald verrichtet; seine Schriften wären, wie andere, gelesen, gelobt und vergessen worden, hätte ihm nicht die hochfahrende Unbesonnenheit der damaligen Regierungen von Genf, Frankreich und Bern, hätte ihm nicht der Fanatismus oder die erschrockene Dummgläubigkeit der katholischen wie der protestantischen Priesterschaft und das Gebell literarischer Klaffer kräftig zu seinem Werke Beistand geleistet. Alle diese erhoben sich lärmend gegen den Weltweisen von Genf. Sie verfolgten ihn. Das machte Aufsehen; das sein Werk wichtig: Jedermann las Rousseau. Seine Schriften sandten Licht durch Europa und jenseits des Oceans. Wie Viele ihn verwünschten, so Viele vergötterten ihn. Das Uebertriebene und Unhaltbare in seinen Darstellungen flog endlich, wie leichte Spreu, in den Schwingen der Zeit vom Waizen ab; aber der Waizen blieb und trug seine Früchte. Die Verfolger der Wahrheit und Volksaufklärung sind zu allen Zeiten die thätigsten Verbreiter derselben gewesen."

So weit Zschokke. Ich füge hinzu: Jean Jacques war ein Apostel; wenn er zürnte, zerschmetterten seine Worte wie Donnerkeile; wenn er strafte, waren sie blutige Geißeln; wenn er spottete, vernichtete er; wenn er verfolgte, mußte der Betrüger selbst sich überliefern; wenn er liebte, brachte er jegliches Opfer: — seine Geliebte war das ewige Menschenrecht, seine Freundinnen die Freiheit und die Wahrheit. Er hatte ihnen den Eid der Treue bis in den Tod geschworen und hat den Eid gehalten bis in's Grab. Er war ein Richter seiner Zeit, ein Tröster der Trostbedürftigen, der befruchtende Thau für die in der Sonnenglut der Tyrannei welkende Menschheit; der Blitz und der Sturm, der die Erde von dem Dunst des Aberglaubens rein fegte; der Befreier, der die Geister entfesselte; der Zauberer, welcher die Gedanken aus der Tiefe der Seele rief; der Kundige, der in den Herzen die verborgensten Kammern öffnete; der Arzt, der das kranke Leben der Völker heilte; der Arm Gottes, der, mit Kraft und Stärke ausgerüstet, den Knoten der Geschichte schürzte; der Versöhner der hoch aufgehäuften Schuld: — Rousseau war am Zifferblatte der Ewigkeit die Zahl, jenseits welcher ein neues Weltjahr beginnt und Rousseau's Schriften sind der Altar, auf dem die Flamme der Offenbarung der Völkererlösung zuerst gelodert, auf dem das erste Rettungsopfer dargebracht wurde; ein Besitz der gesammten Menschheit und wie ein Heiligthum hoch zu achten. —

Genf, das zuschaute, wie das Pfaffenthum den großen Mann verfolgte und ihn endlich sogar aus seiner Vaterstadt vertrieb, hat ihm nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt. Ihn, Rousseau, kann's freilich nicht ehren;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denn sein Ruhm umspannt Welt und Zeit: es ist indeß ein Schmuck der Stadt und als Mittelpunkt reizender Anlagen ein Ziel Aller, die Genf besuchen.

In der Mitte der Stadt theilt die Rhone ihre Gewässer und umrauscht ein Eiland, das in einem lieblichen Garten ausgelegt ist. Inmitten desselben, umgeben von Blumenbeeten und aus einem Rosenhain ragend, steht auf einem Piedestal von Marmor das kolossale Bronzebild des Weltweisen, gefertigt von Cresatier, demselben Künstler, welcher die Napoleonsstatue auf der Vendomesäule gemacht hat. Sinnig, mit dem Ausdruck schwärmerischer Gutmüthigkeit, das Lächeln der Wehmuth auf den Lippen, schaut die Gestalt vor sich hin: sie scheint im Buche der Zukunft von den blutigen Kämpfen zu lesen, durch welche seine Ideen sich aufringen müssen zur Herrschaft über die Könige und Völker. — Seit dem Jahre 1762, als man in Genf Rousseau's unsterbliche Werke, „Contract Social" und „Emile", durch Henkers Hand auf dem Markte verbrannt hat, dauern diese Kämpfe unablässig fort bis auf den heutigen Tag. Das Jahrhundert wird Rousseau's Ideen noch nach vielen Siegen zu bekränzen haben, und ehe es schließt, haben sie ihren Triumphzug um die Erde gehalten! Das ist mein Glaube.

Genf, die Stadt, rechtfertigt die glänzenden Erwartungen nicht, welche die meisten Reisenden mitbringen. Man denkt sich Genf, als eine Stadt des Reichthums und den Sitz der Bildung und Gelehrsamkeit, angethan mit dem Gewand der Pracht und Schönheit, wetteifernd gleichsam mit ihrer überaus herrlichen Umgebung. Ein Wald himmelanstrebender Thürme soll sie die uralte Allobrogenstadt schon von fern verkündigen und breite Straßen und imposante Marktplätze den Ankömmling empfangen. Es ist nicht so. Genf, eingezwängt in den Panzer seiner Festungswerke, hat enge, winkelige Gassen, die Gebäude strecken sich 5 bis 6 Stockwerk hoch empor und verkümmern Luft und Licht. In den 1400 Häusern sind nicht weniger als 32,000 Menschen zusammengedrängt und die überall hervortretende ängstliche Benutzung des Raums erregt Beklommenheit. — Dies gilt vom ganzen untern, bei weitem größeren Theile der Stadt, durch den die Rhone strömt. Nur der obere, neuere Stadttheil hat einige recht heitere und schöne Straßen, die sich gegen die in Promenaden und Pflanzungen ausgelegte Treille hinziehen, einer Bergterrasse mit der erhabensten Aussicht auf die savoyischen Alpen. Den prächtigsten Anblick auf den See hat man vom Place Maurice, und jeder Weg außerhalb der Wälle und Gräben führt in einen Park, wo sich das Anmuthige mit dem Majestätischen in unendlicher Mannichfaltigkeit vereinigt.

Der See, dessen meergrüner Spiegel einen Raum von fast 50 Geviertstunden einnimmt, ist das Prachtstück dieser Landschaft, welches jeder Beschreibung spottet. Belebt von unzähligen Barken, während da und dort ein Dampfschiff die Welle pflügt, malerisch umufert von den glänzenden Villen und Schlössern, Rebgeländen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Baumpflanzungen, Dörfern und Gütern, Alleen, Gehölzen, Gärten und Parks, buhlen tausend Gegenstände, einer reizender als der andere, um die Bewunderung des Schauenden. Auf der Schweizerseite erhebt sich das Gestade stufenweise „wie ein ungeheueres Blumengestell" bis zu den letzten Höhen mit zahlreichen Ortschaften, welche breite Chausseen, eingefaßt von breitwipfeligen Obstbäumen, oder schlanken Pappeln, wie so viele Bänder verknüpfen. Gegenüber aber, auf dem savoyischen Gestade, thürmen sich in ununterbrochener Folge Felsmassen und Berge bis zu den fernen, im Eispanzer schimmernden Riesen auf, deren Häupter, hoch über die Wolken ragend, ernst in die Fluth herabschauen.

Im Sommer ist die Umgebung des Sees der Sammelplatz der Wanderkolonen, — jener zahlreichen Schaaren aus Frankreich, England, Rußland, Deutschland, Polen, Amerika ꝛc., welche das Vergnügen als Lebenszweck verfolgen, oder in stiller Ruhe sich der Zurückgezogenheit erfreuen wollen. Jene Villen, die stolz und groß und frei auf den Terrassen prangen, und die niedlichen Cottages, welche sich in Obstwäldchen und unter Reben verstecken, empfangen dann ihre Bewohner. Ein Kreis der edelsten Geister kommt hier jedes Jahr aus Nah und Fern zusammen und gibt der genfer Gesellschaft Frische, Glanz und Heiterkeit.

In seinem geistigen Leben liegt Genfs höchster Ruhm. — Man darf nur die Namen Rousseau, Voltaire, Byron, Matthisson nennen, an Calvin erinnern und an Lefort, der den Genius des großen Czars weckte und mit diesem vereint die erste Saat der Civilisation in die nordische Barbarei gestreut hat. Hier lebten, wohnten oder hatten ihre Heimath die großen Männer der Wissenschaft und des Patriotismus: De Luc, Reaumur, Bonnet, Saussüre, Say, Mallet, Necker, die Staël, Decandolle, Sismonde-Sismondi, Eynard u. s. w.; ja es ist keine Straße Genfs, wo man nicht dem Fremdling ein Haus zeigen könnte, da ein Mensch gewohnt, den die Welt kennt und hoch schätzt, oder dessen Ruhm sein Grab Jahrhunderte überdauert.

Genf ist aber auch ein Herd des Gewerbfleißes, und die allgemein verbreitete Bildung, der feine Geschmack und der hohe Kunstsinn finden in demselben ihre praktische Anwendung. Die genfer Juwelierarbeiten sind durch die Schönheit der Formen weltbekannt und beschäftigen Tausende von Händen. Die blühendste Industrie ist die Fabrikation der Uhren. Man überläßt das Fertigen der geringern Gattungen den Nachbarstädten, Chaux de Fonds, Locle, Neufchatel u. s. w., und macht hier fast nur goldene, von denen jährlich über 70,000 Stück in alle Welttheile versendet werden.

In unsern Tagen sind auch in Genf die Elemente des politischen Lebens zur Gährung gekommen und in die große Strömung der Zeit getreten. Geläutert und gereinigt werden sie aus derselben hervorgehen. Wo ein so reicher Brunnquell des Volksglücks fließt, wie in Genf, kann der Zwiespalt der Meinungen niemals ausarten, und auch hier wird der Streit damit endigen, daß sich die Parteien die Hand reichen zur Neubefestigung der Errungenschaften, auf deren Boden das Glück des Ganzen so lange geblüht hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER GROSSGLOCKNER
in den Salzburger Alpen.

DXXXX. Der Grass-Glockner *).

Die Alpen, „die silberne Krone Europa's," sind nicht eine Gebirgskette: sie machen eine ganze Gebirgswelt aus, welche in Domen sich wölbt, in Hörnern emporzackt, aufstarrt in himmelhohen Wänden, in Nadeln und Thürmen aufspitzt und aus seinen Knotenpunkten schmale Gräten und scharfe Kämme ausstreckt, wie ein Polyp seine hundert Arme.

In drei großen Abtheilungen rückt das Gebirge aus seiner Wurzel, dem Schweizer Alpenlande, nach Ost durch den deutschen Süden. Die mittelste, wo die Riesen stehen, welche Eismeere auf ihren Schultern tragen, wird die Centralkette geheißen und sie erreicht öfters eine Breite von 25 Stunden. Dort schaust du die Alpennatur in ihrer vollen Pracht, in ihrer ganzen überwältigenden Größe. Dort ist's, wo deine Seele den Eindruck empfangen kann, welchen das ewige Schweigen hervorbringt, das um die höchsten Throne der Eiswelt herrscht. Keine Schneelerche schwingt sich dort hinauf, keine Gemse läßt ihre Spur zurück, die Wasserfälle verstummen und kein Staubbach schüttelt sein weißes Haar über die Tiefe. Nur ein Leben herrscht und spricht auf diesen Zinnen: — die Zerstörung: — die Lawine mit ihrem Donner, der Bergsturz mit seinem Prasseln und jene Gewalt, welche die Gletscher sprengt und die Felsen spaltet.

Derjenige Theil der Centralalpen, von dem der Brenner die tiefste Kerbe ist und der höchste Punkt der große Glockner, dieser König, den die andern Riesen wie so viel dienende Trabanten umstehen, umfaßt die Quellgebiete des Ziller- und des Gasteinerthals und alle die kürzern Einschnitte und Schluchten, welche von der Salzach in einem weiten Bogen zu dem Eismeere aufstrahlen, das, eine ewig gebärende Mutter der Gewässer, diese in tausend Rinnsalen zur Landschaft der Tiefe hinab sendet. Der Kern dieses Hochgebirgs, wie der der Centralalpen überhaupt, ist granitisches Gestein und Gneis, denen sich die Schiefergebilde mantelförmig anlagern. Große Gangspalten im Granit sind mit Quarz gefüllt; es sind das die Lagerstätten, auf welchen das köstlichste der Metalle seit Jahrtausenden gewonnen wird. Im Labyrinthe dieses alten, noch immer belebten

*) Nach Schaubach's Schilderung.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bergbaus verlieren sich die Sagen von unermeßlichen Schätzen, welche Kobolde hüten und Geister schirmen, und jede Generation der nachfolgenden wieder erzählt.

Eine Besteigung des Glockner geschieht am bequemsten von Süden her, durch das große Möllthal, welches bis in die Mitte der herrlichen Gruppe führt. In dem letzten Pfarrdorfe, Heiligenblut, nimmt man einen Führer. Schon nach kurzem Steigen entfaltet die Alpennatur ihre Pracht und versetzt in eine feierliche Stimmung. Katarakte rauschen die Thalwände herab, der Gießbach donnert durch die Schluchten und Einstürze und Bergrutschen verrathen die Gewalt der wirkenden Kräfte. Als Gegensatz erfreuen saftige Matten mit den grasenden, läutenden Heerden, mit Weilern und Gehöften, deren reinliches, wirthliches Aeußere auf stilles, friedliches Glück im Innern deutet. Wie sich das Thal verengert, hängt sich der Blick sehnsüchtig an seine oberste Spalte; er sucht den Riesen, das Ziel der Bergfahrt, und kaum hat ihn der von einer hohen Wand herabhängende Schleier eines Staubbachs, oder der imposante Sturz der Ache auf kurze Zeit gefesselt, so fliegt er schon wieder hinauf und fragt bei jedem sich zeigenden Schneehaupt — ob das der Glockner sey? Fast an des Thales Ende steht einsam in dem Erlendunkel ein graues gothisches Kirchlein und ein hoher Felsendamm dahinter scheint das Thal zu verriegeln. Steil zieht die gewundene Straße an denselben hinan unter dem Brüllen des Gießbachs, welcher sich, wüthend und bäumend, in die Tiefe stürzt und mit seinem schäumenden, aufspritzenden Gischt dir Haut und Kleid netzt. Endlich stehst du oben auf der hohen Thalstufe und aufgerollt liegt vor dir eine Alpenwelt, die Alles übertrifft, was du dir Herrliches gedacht hast. Das ist er — der Glockner — leibhaftig, und um ihn die Trabanten, die Hörner und Spitzen, wie die Diener eines großen Herrschers.

Von Thalstufe zu Thalstufe, von Felsendamm zu Felsendamm dringst du nun, vom Anschauen des Ziels gestärkt, näher und näher. Krummholzkiefern grünen auf der Matte und das Alpenröschen blüht am Wege: du hast die Sennerregion erreicht, und die regellos zerstreuten Hütten mit den weidenden Rindern bringen Leben und Mannichfaltigkeit in die Bilder. Endlich schwindet auch der letzte Strauch aus dem Thale und eine neue Wunderwelt öffnet die Pforte. Der blendende Eispalast eines Riesengletschers thürmt sich auf und quer durch das weite Hochthal siehst du schimmernd in vielen Farben eine ungeheuere Eismauer aufgerichtet, auf deren Zinnen die bildende Natur Thürme, Pyramiden und Obelisken hingestellt hat. Tiefe Spalten und Klüfte trennen das durchsichtige Gestein bald da, bald dort, und vom lichtesten Aquamarin bis zum dunkelsten Malachitblau schimmert's und strahlt's an den Kanten. Staunend hängt dein Blick an dem Niegesehenen und Unbegreiflichen; — ein hoher Thurm auf der Zinne, der dich eben fesselte, er beginnt jetzt zu wanken, er neigt sich, und mit einem Krachen, das dem Donner eines nahen Gewitters gleicht, stürzt er hinab und schleudert mächtige Eisstücke weit im Thal umher. Jenseits der Mauer ist eine prächtige Matte mit Sennhütten — eine Oase in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einer Wüste von Gletschern, — denn rundum siehst du sie zwischen den dunkeln Felsmauern herabsteigen, und fort und fort rollen ganze Massen von Eis aus den Höhen und bestreuen die Ränder der Alp mit ihren Trümmern. Alle Eigenthümlichkeiten des Gletscherlebens findest du hier am Wege: die seltsamen Gletschertische; die den Ziehbrunnen gleichenden Löcher mitten im viele Klafter dicken Eise mit dem klarsten Wasser; die gähnenden Spalten, welche, meergrün schimmernd, oft in unergründliche Tiefen hinabreichen; das Rauschen der unsichtbaren Gewässer inmitten der Eisschichten; die Hallen und Dome, funkelnd und strahlend im Sonnenlichte, aus deren geheimnißvollem Innern die Gletscherbäche hervorbrechen, und dicht daneben die aus Granitblöcken fest zusammen gemauerten Sennhütten mit den traulichen Rauchwölkchen über dem Dache, den zwischen den Eisblöcken grasenden und kletternden Ziegen, der melkenden Sennerin, oder dem Senner, jodelnd, oder die Schalmey blasend. — Das Krachen des spaltenden Eises schallt wie Freudensalven drein, die große Natur und ihren Meister zu feiern.

Zwischen umherliegenden Gletschertrümmern und Granitblöcken leitet der Führer nun hinan auf das eigentliche Eismeer. Stundenweit dehnt es sich aus und du glaubst nicht anders, als daß ein See hier in dem Augenblick erstarrt sey, als ein Orkan seine Wogen peitschte. Ueber ihm ragt in ruhiger Majestät der 13,400′ hohe Glockner selber, angethan mit dem blendend weißen Schneegewand, welches der Firn in den wunderlichsten Falten um seinen granitnen Leib gelegt hat. Die völlige Abgeschlossenheit von der Welt und die Eingeschlossenheit in dem ewigen Winterreiche verleiht dieser Scene einen eigenthümlichen Reiz. Wunderbar reflektirt das Licht des sinkenden Tags an den Eis- und Schneemassen; doch am herrlichsten wird das Alpenbild, wenn die Sonne untertaucht und von ihren letzten Strahlen die weißen Häupter der Berge rosenroth erglühen. Das ganze Eismeer ruht dann schon im blauen Schatten, und während die tieferen Kämme und Gräten sich in mattes Grau einhüllen und ihre Fernen sich in Undeutlichkeit verlieren, verglimmen die Kerzen der höchsten Spitzen, eine nach der anderen, und wie eben die letzte erloschen ist, da legt sich ein todtenblasser eiskalter Ton auf das Gefilde, wie ein Bahrtuch, und der schneidende Wind, welcher über die Eisfelder hinfährt, wirkt erstarrend auf alles Lebendige. Schon willst du, tief in deinen Mantel eingewickelt und von Frost geschüttelt, Schutz suchen in der kleinen Hütte bei der Felswand, welche den Besteigern des Glockner ein nothdürftiges Obdach gibt, als du ein neues Leben erwachen siehst. Die höchsten Bergspitzen, so blaß und todt vor wenigen Sekunden, lichten sich, das Blut tritt auf ihre Wangen, sie röthen sich wieder, die Ränder blitzen und bald glüht der ganze Eispalast in nie gesehener Pracht. Was ist das? fragst du verwundert und weißt es nicht zu fassen. Morgenroth kann es nicht seyn; denn am Abend steht ja der Morgen nicht auf. Indem du noch sinnst — da erlöscht's schon wieder, die Zinnen erblassen und der Nachtwind heult der gestorbenen Natur sein schauerliches Grablied. Es war nur das letzte Auflodern des Sonnenlichts hinter dem Horizonte, der Widerschein der Abendröthe, — ein Scheinleben, flüchtig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie die fliehende Hoffnung. Wie viele Sterbestunden endigen in gleicher Weise mit einer kurzen, süßen, letzten Täuschung! —

Das Glockner-Eismeer ist das gewöhnliche Ziel der Touristen. Auf den Gipfel zu steigen ist den Meisten zu beschwerlich und es erfordert größere Zurüstungen. Bei'm Lichtglanze der Schneewelt und dem Scheine des Vollmonds treten denn auch wir unsere Rückwanderung an, begrüßen das erste Sennhüttendach mit seinen Heerden und seinen Hirten freudig, wie ein Seefahrer ein befreundetes, bevölkertes Land, suchen dort den Schlaf auf weichem Heu, ein wärmendes Feuer und erquickende Milch, und am frühen frischen Morgen wandern wir gestärkt und wohlgemuth das prächtige Thal hinab — bis uns die Kastanienbäume begrüßen und die Weingärten empfangen. Unter den Lüften und den Wohlgerüchen des Südens ziehen wir wieder ein in das Dörfchen, von dem unsere Bergwanderung ausgegangen war; der Einladung des behaglichen Gasthauses aber:

„Geh' nicht achtlos vorbei. — Es öffnet sich freundlich die Wohnung Jeglichem,
Und für ein kleines Stück Geld bietet sie gastlich Genuß."

folgen wir willig.

DXXXXI. Die Veste Vano (Ivano) in Tyrol.

Mitten in einem Kranz von Felsen der abenteuerlichsten Formen liegt auf einem freistehenden Hügel die Veste Ivano, das uralte Stammhaus des gleichnamigen Geschlechts, jetzt der wohlerhaltene Besitz des österreichischen Kaiserhauses. Ihre Substruktionen erinnern an das Daseyn der Römer, welche in dieser Gegend zum Schutze Italiens zahlreiche Befestigungen unterhielten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FESTE VANO PRESSO GRISNO

Tyrol

(ANDANER THAL)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus diesem Bergkessel führt eine tiefe Schlucht gegen die Cima d'Asta, den höchsten Alpengipfel der Gegend (fast 9000 Fuß über der Meeresfläche), dessen Besteigung zu den belohnendsten Ausflügen des südlichen Tyrols gehört. Man nimmt Führer in Strigno und macht die Tour in 2 Tagen durch wenig bekannte Alpenpartien voller Wasserfälle, Staubbäche und Gletscher. In einer Höhe von 6000 Fuß breitet ein See seine Gewässer aus, die im höchsten Sommer oft noch mit einer Eisdecke belegt sind und manche Jahre gar nicht aufthauen. Unmittelbar darüber thront die braune Fürstin des Gebirgs, die Asta, in ernster Majestät. Von ihrem Gipfel ist die Aussicht unbeschreiblich groß. Im Vorgrund sieht man auf das Alpenchaos mit seinen zerrissenen Zinken, Thürmen und Nadeln: und weiterhin thut sich die ganze Lombardei auf. Offen liegt sie wie ein aufgeschlagenes Buch, bedeckt mit unzähligen Ortschaften wie mit Buchstaben und jeder Buchstabe ist leserlich und kenntlich.

DXXXXII. Teheran in Persien.

Persien! — dein Name führt mich in der Zeiten Anfang, an die Pforte der Geschichte. Dort ist Iran, welches die Geheimnisse unsers Ursprungs bewahrt; dort blühete, nach der Sage, der Garten, den die Stammältern des Geschlechts bewohnten; dort welkte und dorrte der Baum des ersten Verbots; dort wurde im Brudermord der Krieg geboren; dort lallte die Sprache in den ersten Tönen der menschlichen Stimme; dort wurden die ersten Künste gelehrt von des Lebens Nothdurft, und dort trieb der Menschengeist die ersten Keime zu der Wunderblume des menschlichen Wissens, die jetzt, nach vielen Jahrtausenden, ihre Blätterpracht entfaltet; dort kämpfte das junge Geschlecht seine Titanenkämpfe mit dem Himmel, und dort führte der erste seiner Kriege mit den Elementen es an den Rand

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Vernichtung, damals, als Gott seine Wasserfluthen über die sündige Menschheit spie, und dort rettete die erste Barke die letzte Familie auf des Ararats Höhe. — Auch bauten in Iran sich die Menschen die ersten Hütten und in Iran suchen wir die ersten schwachen Anfänge und Grundlagen der Gesellschaft, die ersten Gesetze, die ersten Versuche zum Bau der Staaten. Dort kamen die Helden und Eroberer auf, dort die ersten Sänger, die ihre Thaten verewigten; dort führte das Recht des Starken zur Herrschaft des Einen über Viele, — dort hat die Monarchie ihren Ursprung, von dort zogen die ersten Verbreiter ihrer Lehre mit dem Schwerte aus und wurden Gebieter über fremde Lande. So entstanden die Reiche in Indien, Aegypten, Palästina, in Syrien und Saba, in Kleinasien und Phrygien; von da aus begannen die reichbegabten Lieblinge Gottes, die Griechen, ihre Mission, die Herrschaft des Geistigen über das Leibliche für immer zu befestigen und die ganze Erde mit den Schätzen der Bildung und Gesittung zu beglücken, und dort ist das Urbild jenes Torso zu suchen, des Gewaltigen, welcher sich zum Streite gürtete, vor dem die Könige wichen und die Völker ihre Häupter beugten; und dort hat auch die spätere Zeit noch einen Heros geboren — Cyrus — welcher die Welt in Ketten zu legen sich vornahm. Mit Cyrus, dem Begründer der persischen Macht, die er zum Weltreich zu erheben trachtete, der Crösus besiegte, Babylon eroberte und ganz Kleinasien unterwarf, tritt erst die eigentliche Geschichte Persiens an den hellen Tag, und nie ist sie auch glänzender gewesen, als unter ihm und seinem Nachfolger Cambyses, welcher Aegypten dazu bezwang und Cypern und Tyrus unterjochte. Die nach ihnen kamen waren Thoren oder Tyrannen, saßen auf ihren Stühlen und handhabten das Zepter wie ein Schwert, oder, in ihrer Macht und Herrlichkeit übermüthig, spielten sie die Götter und waren nur darauf bedacht, wie sie den unterworfenen Völkern unzerreißliche Fesseln anlegen möchten. Der Sturm, mit dem Alexander die Reiche der alten Welt niederwarf, machte auch dem der Cyrus-Dynastie ein Ende. Es herrschten fortan die Seleuciden, welchen, nach kurzem Bestande, die Alsaciden als Beherrscher des Perserreichs mit fast fünfhundertjähriger Dauer (bis 229 n. Chr.) folgten. Die gewaltigen Kämpfe mit dem römischen Weltreich beginnen in diesem Zeitraume und füllen das erste Jahrhundert der nachfolgenden Dynastie der Sassaniden aus, welcher Persien bis zur arabischen Herrschaft gehorchte. Die Kultur der frühern Zeiten artete unter den immerwährenden innerlichen und äußern Kriegen aus; die Städte des Alterthums, verheert, verödet und verlassen, verschwanden von der persischen Erde und das Volk verwilderte. Einzelne der Sassaniden waren mächtige und gewaltige Männer; aber sie waren Meteore, Flammenschweife hinter sich herziehend und die Länder, die sie überzogen, düngend mit dem Blute der Völker. Kosru II. unterjochte ganz Mittelasien, drang bis in's Herz von Afrika, kettete Aethiopien und Lybien und ließ, ein anderer Timur, die Araber seine schwere Hand fühlen. Solche Verheerungszüge konnten zwar glänzende Eroberungen vollbringen, aber keine dauernde Herrschaft begründen. Die Kraft des persischen Volks

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

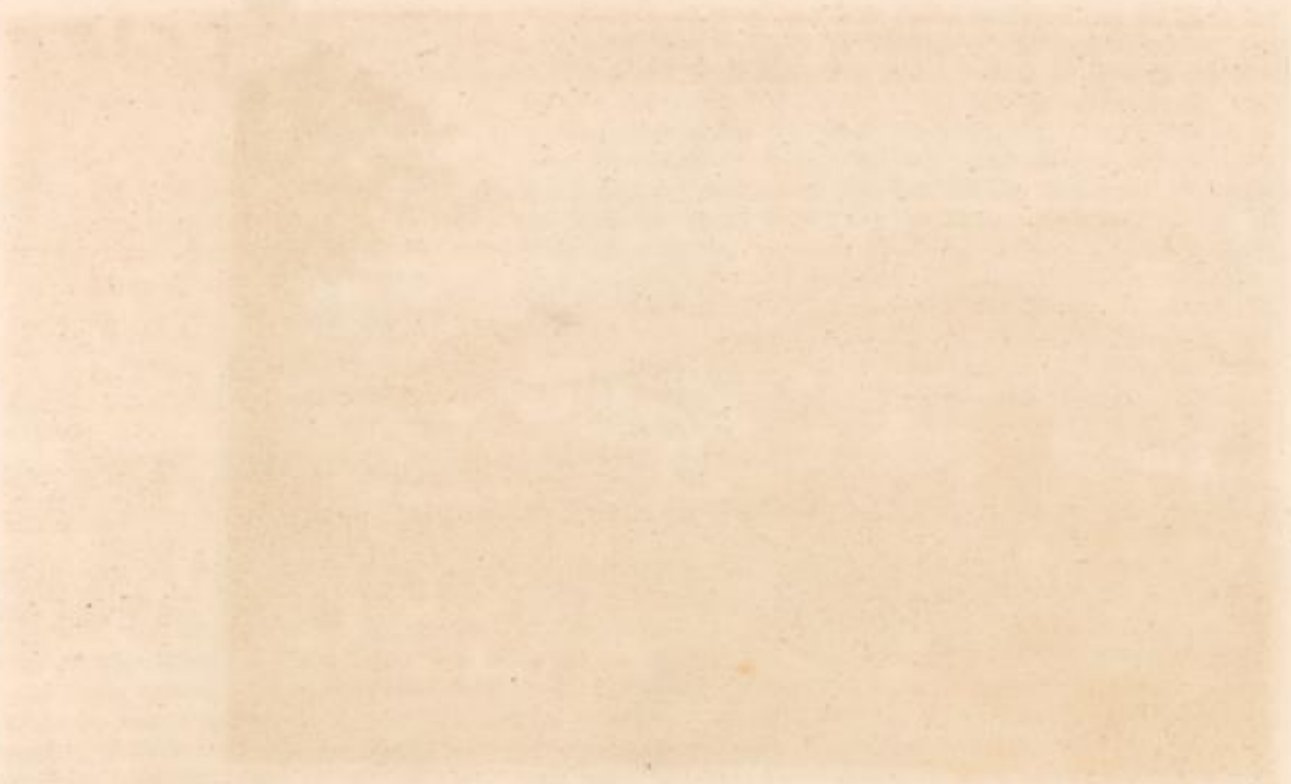
verblutete in den Schlachten und Kämpfen, und das Reich wurde nach dem Tode dieses zweiten Kosru die Beute der Schwäche und Verwirrung. Die Letzten der Dynastie wurden zum Spielball der Parteien und des innern Haders. Die Zwietracht beherrschte sie, sie würgten sich unter einander und der Staat gerieth in den Zustand der Fäulniß und Auflösung. Um das Verderbniß zu beschleunigen, sandte nun das Schicksal die Löwen aus dem Saracenen-Lande. Den Koran in der einen, das Schwert in der andern Hand, stürmte der Nachfolger des Propheten, Omar, das wehrlose Reich, und, ausrottend die alte Religion und Herrschaft, errichtete er auf den ruinenbedeckten Todtenhügeln des persischen Landes den Stuhl der arabischen Herrschaft, umpanzert von dem Schilde des neuen Glaubens und gekräftigt durch die neuen Ideen, welche nun durch das ganze Geisterreich des Orients flutheten. Nahe an 600 Jahre (von 636—1220) hat die arabische Herrschaft in Persien bestanden, bis Dschingischan mit seinen zahllosen Mongolen- und Tartarenhorden losbrach aus seinen Steppen und den Welttheil zerstörend und zertrümmernd überschwemmte. Vor diesen Völkerwogen verging die arabische Macht in Mittelasien gänzlich und Persien blieb den Mongolen fast 200 Jahre lang preisgegeben, während welcher Zeit Alles unterging, was von den frühern Kulturepochen noch übrig war. Timurlan war der letzte mongolische Herrscher, und dann traten turkomannische an ihre Stelle, die mehre Dynastien in schnellem Wechsel gründeten. Persien war damals wie ein herrenloses Gut, das bald Der, bald Jener in Besitz nahm, aussog und wieder einem Andern, Stärkern überlassen mußte. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ergreift wieder ein großer Mann das verwaiste Zepter: Schah Abbas (1587—1629). Er ordnet das Reich und bringt durch glückliche Kriege viele von den an die Nachbarn verloren gegangenen Provinzen wieder zurück. Seine Dynastie endigte 1747 mit Schah Nadir, der vergebens Persien noch einmal zu einer großen Macht erhoben hatte. Nadir wurde ermordet, und nach seinem Tode zerfiel Persien in vier Reiche, die sich einander befehdeten und niemals wieder vereinigt worden sind. Das Reich der Afghanen herrscht in Cabul und Afghanistan; Georgien ward, nach kurzer Unabhängigkeit, allmählig eine Beute der Türken und Russen, und vom eigentlichen Persien gingen, bis auf die neueste Zeit, in einer Reihe unglücklicher Kriege mit den Letztern die besten Provinzen im Norden des Reichs verloren. Persien, als Staat jetzt eine Ruine, schwach und wehrlos nach Außen und im Innern unter der Geißel der krassesten Despotie seufzend, die das Regiment in ein beständiges Plündern und Rauben, Pressen und Quälen verkehrt hat, wird zur sicheren Beute Rußlands, sobald England, von der Noth in seinem eigenen Hause bezwungen, sich aus Centralasien zurückziehen muß und die Absichten des moskowitischen Weltreichs in diesen Regionen nicht mehr in Schach halten kann. Dieser Zeitpunkt aber kann über Nacht kommen, denn die irische Schuld Englands ist zum Himmel hinangewachsen und der Tag, wo Gott richten wird zwischen der armen unterdrückten Schwester und der knechtenden, ist gewißlich nahe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Teheran, welches an Ispahans Stelle seit einem halben Jahrhundert zur Hauptstadt des Reichs und Residenz des Schahs erhoben worden ist, gibt in seiner Erscheinung das treue Bild vom Ruin des Landes. Der Ort ist selbst großentheils Ruine, obschon die jüngste der persischen Städte. Man denke sich einen Haufen von zehntausend schlechten Lehmhütten, planlos, wie es der Zufall gegeben, in winkligen, engen, stinkenden Gassen zusammen gebaut, aus denen sich da und dort die Kuppel einer Moschee, das Dach einer Kaserne und die Gebäude der Residenz des Schahs, einige Pappeln und bis an die Gipfel gestutzte Platanen heraus heben. Ein trockener Graben mit einer breiten Lehmmauer umgibt die Stadt, die man von keiner Seite betreten kann, ohne von dem Anblick der tiefsten Armuth, des Schmutzes und des Elends betroffen zu werden. In allen Gassen liegt der Schutt eingestürzter Häuser, über welchem die Bevölkerung gleichgültig sich den Weg bahnt. Nirgends ist eine Spur von Erhaltungssinn oder Ordnung zu finden: — leblos und traurig schleichen die Menschen dahin, Verzagtheit und Verschlossenheit im Ausdruck, Unlust bei allem Thun und Treiben. Es ist einem Jeden in's Antlitz geschrieben, daß der Mensch hier nichts ist als ein Spielzeug der Laune seines Gebieters, daß weder Personen noch Eigenthum die mindeste Sicherheit und Gewähr haben und daher Niemand mit der Zukunft Rechnung führt. Gedankenlos lebt man hin von einem Tage zum andern, ungewiß, was das Geschick der nächsten Stunde verhängen wird. —

Teheran hat kaum 40,000 Einwohner — wie wenig für die Hauptstadt eines Reichs, das fast zweimal so groß als Deutschland ist und eine Bevölkerung von 14 Millionen zählt! — Ein Drittel der Stadt nehmen die Gebäude der Residenz mit den Kasernen und der Citadelle ein. Der Säbel ist hier das Zepter. Der Schah hält sich eine berittene Leibwache von 8000 Mann, und ein Theil derselben ist stets in der Ausführung seiner Verfügungen zur Steuererhebung begriffen, die der Fürst im ganzen Lande militärisch betreibt und welche nichts weiter ist, als ein System der Brandschatzung und Erpressung, unter dem die letzten verborgenen Quellen des Wohlstandes und des öffentlichen Glücks vertrocknen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BADEN-BADEN

DXXXXIII. Baden-Baden.

Wer zur Saisonzeit durch die prachtvollen Säulenhallen, durch die Promenaden und englischen Anlagen, durch die in feenartigem Glanze schimmernden Säle des Kurorts Baden-Baden wandelt, vergißt, daß er sich in einem Landstädtchen befindet, welches einem kleinen deutschen Fürsten angehört: er fühlt sich in eine Hauptstadt des Kosmopolitismus versetzt, in welcher die sogenannte Elite der Nationen unsers Welttheils ein Lustlager aufschlug. Allenthalben, in Promenaden, an Buden und Laden, in Hallen und Sälen, an Menschen und Thieren siehst du die ausgesuchteste Pracht zur Schau gestellt, Lust und Genuß sind die Firmen auf allen Schildern und Stirnen, und wenn mitunter ein Kranker in einfachem Gewande zwischen der rauschenden Menge dahin schleicht, so ist dieß nichts Störendes; liegt doch der Gedanke nahe, daß auch anderwärts nicht lauter Gesunde wohnen.

Und wer sind die Hunderte und Tausende, welche die wandelnde Bevölkerung dieses Ortes bilden? Wer sind diese glücklichen Menschenkinder, welche, unbekümmert über das Links und Rechts mit seiner Sorge und seiner Noth, harmlos der Zukunft entgegentanzen? Wer sind die Vollbürger in diesem Schlaraffenlande?

Antwort: Die Aristokratie Europa's, die Aristokratie nach allen ihren Abstufungen, von der der Geburt und des Geldes an bis hinauf zur Aristokratie des Genies. Denn hier haben ihre Vertreter sowohl die feinste Bildung, wie die Aufgeblasenheit der hohlen Arroganz, das körperliche Siechthum, wie die geistige Zerfahrenheit und die trostlose öde Blasirtheit, und rings um die Peripherie dieses Kreises zieht die Gewinnsucht eine doppelte Mauer, während zwischen allen Radien hin die Gaunerei ihre Schleichwege bahnt.

Das durch Jahrhunderte klug und keck durchgeführte Streben der Gewaltigen in der Vernichtung aller der reinen Natur entkeimten Verhältnisse in Staat, Kirche und Familie erblickt hier sein glänzendes Resultat zu einem Gesammtbild vereinigt, wie es kaum ein anderer Punkt Europa's in so engem Rahmen darbieten kann. In diesem Spiegel sieht die alte Europa, was unter Kamm und Scheere der Höfe und deren Schleppenträger, Adel, Pfaffen und Beamten, endlich aus ihr geworden ist.

Betrachtet diese Elite der Gesellschaft recht in der Nähe, tretet in ihre Privatzirkel, begleitet sie auf die Promenaden und auf gemeinsamere Ausflüge zu den nahen zahlreichen Lustorten, folgt ihnen in die Säle zu Bällen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Reunionen nach und stellt euch hinter sie am grünen Tische; haben sich eure Augen an den anfangs gar blendenden Glanz gewöhnt, so merkt auf, welches Triebrad die vielen großen und kleinen Räder dieser Gesellschaftsmaschine in Bewegung setzt? Es ist ein Doppelrad: die asiatische Schwelgerei und die europäische Lüge.

Wer blickt noch nach Asien, um eine Satrapenwirthschaft zu erspähen? Wer sucht noch nach Verbrechen des Harems im Morgenlande? Das Ausgesuchteste von Beiden bietet uns die europäische Aristokratie von Lissabon bis Petersburg in ihren Palästen und Wanderzelten, daheim und auf ihren Geschäftsreisen, d. h. ihrem hastigen Jagen nach Reizung und Befriedigung der ermatteten Begierden, nach Ausfüllung der langen leeren Stunden so vieler langer leerer Tage des Jahrs, nach Ausspinnung der in der Verzweiflung über das ewige Einerlei ihres faden Lebens angeknüpften Intriken, der ärgern Pläne nicht zu gedenken, deren schauderhaftes Gelingen in unseren Tagen manche Königskrone und manchen Fürstenhut an den Pranger des Abscheus genagelt hat. Wahrlich, der Orient ist mit all seinen Erbärmlichkeiten eingezogen in die höhern Regionen des Abendlandes, in denen Prunksucht und Faullenzerei das von Millionen fleißiger Hände unter Hunger und Mühsal Zusammengebrachte genußlos verpraßt.

Ja, genußlos! Besuchen wir die gerühmten Salons der Exclusiven und beobachten sie während der gepriesenen Saisonzeit der Bäder, was tritt uns da allorts entgegen? Zunächst die Mode, der Eitelkeit und Beutelschneiderei stets kränkelndes Kind, für das enorme Summen verwendet werden, ohne daß es je zu einem gesunden, festen Zustand gelangt. Das schadet nicht. Es veranlaßt doch den Ausdruck von Vergnügen in der stets geputzten vornehmen Welt, man freut sich über ein anderes Bändchen, ein anderes Fältchen, einen anderen Schnitt, eine andere Farbe, und warum nicht? Man muß ja vergnügt seyn, dazu ist man vorhanden. Schmückt sich doch auch der Wilde mit buntem Gestein, der Indianer tätowirt sich und die Pfauenfeder ist des Chinesen höchste Zierde. Aber Genuß, den Genuß der Gebildeten, der Edelen (und dazu rechnet sich ja die gesammte Aristokratie) erkennen wir darin nicht. — Tretet in die Salons, in denen der Luxus die Schätze aller Welttheile zusammengeschleppt hat, in denen dem Auge, den Ohren, dem Gaumen entgegen kommt, was nur fähig ist, ein Beglaubigungssiegel auf das Zeugniß über den Reichthum des Besitzers zu drücken, euch erfaßt ein doppeltes Staunen: über die zahllosen Herrlichkeiten der Erde und — über die gleichgültigen Gesichter Derer, auf deren Wink diese Pracht zusammengetragen wurde. Ist Das doch Alles nur da, damit Andere eine huldigende Verwunderung aussprechen, und ist es doch plebejisch, über Dinge, deren baarer Werth tausend arme Familien beglücken würde, ein anderes, als das alltägliche Gesicht zu zeigen. Hier darf das innere Vergnügen der Exclusiven nicht hervortreten. Wie bürgerlich wäre das, wie gemein! — Belauscht das aristokratische Geflüster ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Conversation. So feine, vornehme Leute, die von ihrer Höhe auf das Volk tief herniedersehen, gewiß bewegen ihre Gedanken sich stets in edelster Haltung um die erhabensten Gegenstände; gewiß erkennen und durchforschen sie, denen der Staaten Lenkung bis daher allein in die Hand gegeben war, die Mittel zur Menschenbildung und Volksbeglückung; gewiß sind sie mit den Schöpfungen unserer großen Geister, mit den Meisterwerken der Künste, mit den Fortschritten der Wissenschaften, mit den Bewegungen im Völkerverkehr innig vertraut und in ihren Kreisen darauf bedacht, mit ihren reichen Mitteln allenthalben zu helfen und zu fördern. Denn wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. — Weit gefehlt! Es gab eine Zeit, wo man allerdings den Schein einer solchen Höhe von Bildung und Gesinnung für die Aristokratie zu retten wünschte; als der Schein durchsichtig wurde, hielt man es nicht mehr der Mühe werth, der Kanaille gegenüber sich zu verstellen. Und so erkannte man bald genug in dem Salongeflüster das fade Geschwätz, die hohle Wortklauberei, das Spiel mit glatten Schmeicheleien, jene Zungentändelei, über welche männiglich sein Entzücken zu gestehen pflegt, während die ganze Gesellschaft sich gegenseitig in möglichste Entfernung wünscht. — Seht sie an langen, von Gold und Silber schimmernden Tafeln sitzen, seht sie im Ballsaale in den von Edelgestein funkelnden Reihen stehen, immer klirrt die Fessel der Etikette um die hochwohl- und hochgebornen Glieder; seht sie in geschmackvoller Einfachheit zu einem Gotteshause, seht sie in gewähltem Kostüm in die freie Natur eilen, immer regelt der strenge Zollstab des minutiösesten Anstandes jede Bewegung der Hand und gestattet keiner Herzensregung ihren unmittelbaren Ausdruck; nur am Spieltisch, wo die Leidenschaft jene Bande zerreißt, und wohl in der Einsamkeit, aber nur in der sichersten, tritt nackt hervor der Regent dieses bis zur Wurzel verunstalteten und aller Ursprünglichkeit entfremdeten Lebens.

Ja, so weit hat sich das Leben dieser Aristokratie in der Zeiten Lauf von den Gesetzen der Natur entfernt, so tief ist die Kluft zwischen dem, was die Vernunft gebietet, und dem, was das Herkommen, die Hofsitte und die Sucht, anders zu seyn und sich anders zu gebärden, wie das Volk, geworden, daß die Erscheinung einer Mannes- oder Frauengestalt, wie des Volks gesund erhaltener Sinn sie achtungswürdig preist, zu den Ausnahmen der exclusiven Kaste gehört, und daß die Verstellung, das falsche Wesen, die Lüge die zerrissenen Fugen derselben nothdürftig zusammenhalten muß. Gleich den Volksbedrückern des Morgenlandes sog die Mehrzahl der Leute dieser Kaste am Marke des Volks, aber ärger noch als jene, weil kleinlicher, habgieriger und bedürfnißreicher, spekulirten sie auf den Pfennig des Volks, mochte er aus den Staatskassen oder auf noch leichterem Wege zu erlangen seyn. Die einträglichsten Posten besetzten sie; wie die Aemter verwaltet wurden, war in den meisten Staaten ihre geringste Sorge. Mußten doch selbst neue Aemter geschaffen werden, wenn Einer von altem Adel nicht anders „standesmäßig" unterzubringen war. Und dennoch sah bis noch vor wenig Wochen ein der Art aus dem Volksbeutel genährter Mann der Aristokratie mit hoch erhobenem Halse auf die „Bürger-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen" herab, und nicht wenige solcher Leute sind es auch, welche in den Bädern mit dem Volksgut die Lüge des Reichthums durchführen, während der fleißige Bürger für sie arbeiten, darben und steuern muß. Die Sitte des Orients behagte der Aristokratie, und mit Ingrimm blickt sie nach der andern Seite der Welt, wo das Volk **seine** Sonne leuchten sieht: die Sonne der geachteten Menschenwürde und der Freiheit.

So ist's. Alle Feinde der Volksfreiheit blicken hoffnungsvoll nach Osten; dort winkt ihr Heil. Die Macht, die es dort wahrt und wieder in die Länder der europäischen Mitte bringen soll, ist längst gewählt, auf ihrer Fahne steht: „Absolutismus um jeden Preis." — Das Volk und alle Freunde der Freiheit blicken nach Westen; dort winkt die blaue Fahne mit den silbernen Sternen, und hell strahlt ihre Inschrift über den Ocean: „Freiheit und Gleichheit!"

Und warum steht jene Fahne so hoch und fest? — Weil ein Volk sie hält, das seit dreien Generationen das Glück ächter, reiner demokratischer Jugend- und Volksbildung genießt. Dort heischt die Lebensregel: „Lerne, so viel du kannst, du brauchst es!" der Schulbefehl in den meisten europäischen Staaten aber lautet: „Lerne, was du sollst, nicht was dir und der Welt nützt." Dort — freie Bewegung aller Kräfte des Geistes und Körpers — hier ängstliches, lauerndes Prüfen und Zügeln, Hemmen und Schieben nach besonderen Regierungsplänen; — dort der Blick des Lehrenden und des Lernenden auf einen ehrwürdigen, großartigen Staatsbau hingerichtet, — hier die Staatsmaschine den Blicken der wißbegierigen Jugend möglichst verhängt, bei strenger Strafe über die „Unberufenen," welche an dem Vorhang ziehen; — dort Lehre und Leben Hand in Hand; — hier Schule und Praxis, Lehre und Bedürfniß in ewigem Hader; — dort eine Volksgeschichte, groß in der Vergangenheit und groß in der Gegenwart, — hier eine von diplomatischem Lug und Trug und dynastischem Eroberungsgelüste gemachte Geschichte, in welcher man die Nationen wie Heerden, von einer Schlachtbank zur andern, getrieben sieht, um in den friedlichen Zwischenakten geschoren, ausgesogen, gequält und mit leeren Versprechen und Zusagen gehöhnt und getäuscht zu werden: — eine elende und schmachvolle Vergangenheit und keine genießbare Gegenwart, denn alles Heil für uns liegt ja im Hoffen auf den folgenden Tag.

Gottlob, die Völker sind endlich erwacht. Wanken sie auch, noch halbträumend, unsicheren Schrittes ihrer so spät angebrochenen Zeit entgegen, ihre Hoffnungen können nicht mehr zu Schanden werden, ihre Augen, jetzt noch von der langen Nacht getrübt, sie werden strahlen im Lichte der Sonne, die im Westen leuchtet und von dorther aufgegangen ist über alle Völker Europa's.

Jene Aristokratie aber, der Wurm, welcher seit so vielen Jahrhunderten am Marke der Völker nagt und ihr Leben zu einem dauernden Siechthum verkehrt, aus welchem Glück, Freudigkeit und Wohlbehagen verbannt ist, sie stirbt unter dem Odem der Zeit dahin, und auch in Deutschland ist ein dauernder Bestand für sie nicht mehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu hoffen. Mag sie immer noch stolz ihr Haupt recken, oder mag sie mit verstellter Schlauheit emsig dem Volke schmeicheln; es wird ihr, dieser glitzernden Genossenschaft von Leibeigenen im Dienste der Höfe und der Lüge des Lebens, nichts helfen. Ihre Standesehre ist vor dem Volke hingeschwunden für immerdar, und das historische Recht ihres Besitzes findet im Rechtsbewußtseyn der Nation keinen Glauben mehr. Entkleidet von dem trügerischen Nimbus sieht sie in diesem gepriesenen historischen Rechte nur den verjährten Mißbrauch und das altersgraue Unrecht. Vor den Revolutionen hat kein Recht der Verjährung Gültigkeit. Schnell fahren sie über die Jahrhunderte bis zum Ursprung des Mißbrauchs hin und fordern unerbittlich den geraubten Besitz zurück. Wie sie in Frankreich den Baronen vordem mit einem Federstrich den ganzen Feudalbesitz abgefordert hat, so wird sie auch in Deutschland zu rechter Stunde mit den Lehnträgern der Usurpation kurze Abrechnung halten. Nicht auf ein Flickwerk hat's die Zeit abgesehen, wie man den Fürsten und der Nation wohl weiß machen möchte; nicht auf halbe Arbeit, die nur mechanisch theilt und Ungleichartiges gewaltsam zusammen bindet; nicht auf Palliative für das kranke Leben, sondern auf dessen gründliche Heilung. Die Aristokratie der Geburt ist das älteste Krebsgeschwür am deutschen Volkskörper. Es muß entfernt werden, sollte es auch herausgebrannt werden müssen, damit der Körper wieder in frischer Gesundheit erblühe. Darum, ihr Angehörigen der Geburtsaristokratie, ihr von Adel und ihr Standesherren, laßt euch rathen! Harrt nicht, bis von der Revolution, die doch nun einmal als eine unleugbare Thatsache in die Gegenwart getreten ist, mit euerm Unrecht auch euer Recht hinaus geworfen werde! Bedenkt, daß Alles, was mit seinem Bestande auf Mißbrauch und Schlechtigkeit angewiesen ist, nicht mehr Gnade vor der öffentlichen Meinung findet. Darum werft die Thorheit des leeren Hochmuths auf blos conventionelle Vorzüge, den Tröbel äußerer Auszeichnung mit dem ganzen dünkelhaften Junkerthum, das ja ohnehin der Spott des Volks geworden ist, von euch, flieht den langweiligen Müssiggang der Höfe und die faden, kahlen, flachen, leeren, im Grunde so gemeinen Zirkel der blasirten Welt, und wer Adel der Gesinnung wirklich im Herzen trägt, der rette den letzten Rest von Achtung, die euerm Stande noch anklebt, durch die Metamorphose zum wahren, rechten, tüchtigen, ehrenfesten Bürger und wirke als solcher im regen öffentlichen Leben, in der Gymnastik der Volksbewaffnung, in der Schule der Wissenschaft und in Allem, was das Volk achtet und ehrt und was beiträgt zu seinem Wohle. Ihr habt ebenfalls Ketten zu brechen: wären sie auch vergoldete. Brecht sie, die schimpfliche Leibeigenschaft eueres im Hofdienst, in Tand und Schein der Etikette und in leeren conventionellen Formen aufgehenden Lebens und — vor allem Andern! — wendet euch ab von dem Phantom eures historischen Rechts, das, außer euch selbst, keinen Menschen mehr täuscht. Wartet nicht, bis man euch Rechte aufzugeben nöthigt, welche keine sind; sondern reicht sie dem Volke als freiwilliges Opfer dar und sucht euch damit des Volkes Dank zu erwerben. Für eine erzwungene Gabe wird niemals Erkenntlichkeit getauscht. Das Schicksal der französi-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schen Aristokratie in der ersten Revolution ist eine furchtbare Warnung und sie sollte an euch um so weniger verloren gehen, da sich die deutsche Revolution, allen Verständigen sichtbar, rasch derselben Lebensstufe nähert, auf welcher der französische Volkssenat stand, als er die Vernichtung der Feudalrechte verfügte. Da hilft kein Zögern und kein Widerstand; nur ein Zuvor- und Entgegenkommen kann nützen und den Verlust mindern. Oder glaubt ihr, ihr von Adel und ihr Standesherren, daß jetzt, nach der Umkehr, der in Umwandlung und Neugestaltung begriffene deutsche Staat auf Unkosten der Nation zu euerm separatistischen Vortheil sich ordnen könne? Das wäre die gröbste Täuschung und zugleich die gefährlichste, der ihr euch hingeben könntet. Wähnt nicht, daß aus dem jetzigen Chaos des deutschen öffentlichen Lebens das alte heilige Reich erstehen wird wie ein Phönix aus dem Feuer und mit ihm wiederkehren werden für euch die goldenen Tage der Ehren und der Lust, die ihr unter den Schwingen des Reichsadlers so lange genossen habt. Mögen alle Zeichen der todten Herrlichkeit — Reichsapfel und Kaiserkrone, Zepter und Purpurmantel — in Frankfurt zur Schau gestellt werden, mögen sie Sympathieen erwecken, mögen wohlmeinende Männer für die Größe der deutschen Nation unter der Majestät eines kaiserlichen Hauptes schwärmen und die Versöhnung aller Interessen im Schatten derselben versuchen: — die Revolution geht ihren Gang fort und es kann nichts nützen, daß man ihr Todtes und Abgethanes als eine lebendige Geburt in den Schooß legt. Nein, der stille Krieg des deutschen Volkes mit seinen Regierungen, welcher der gewaltigen Explosion unserer Tage um mehr als ein halbes Jahrhundert vorausgegangen ist, wird nicht sein Ziel in einer staatlichen Ordnung finden, welche Unversöhnliches zusammen schmiedet und den Kampf der feindseligen Elemente nur verlängern und verderblicher machen müßte. Die Revolution hat einmal ihren Trennungs-, Auflösungs- und Zersetzungsprozeß in Deutschland angefangen und sie wird ihn vollenden, was auch geschehen mag, ihn aufzuhalten. In diesem Prozeß müssen aber alle Unterschiede des Rangs und des Standes verloren gehen und die Aristokratie der Geburt wird bei uns ganz gewiß so vollständig verschwinden, als sie in Frankreich verschwand. Während so viele tüchtige, brave und wohlgesinnte Männer sich abmühen mit dem Plan zum allmähligen Umbau des alten, aus den Fugen gegangenen deutschen Bundeshauses, dürfte es ganz und gar zusammenstürzen und kein Plan wird dann mehr passen, es wird nichts zu thun seyn, als, ohne Rückblick auf die alten, abgethanen Verhältnisse und ihre Zeit, von Grund aus neu zu bauen mit neuen Steinen. Dann — wenn auch nicht früher, — wird man zugestehen, daß die Regierungsformen in Deutschland, wie sie bisher bestanden, keineswegs in Allem zu Recht bestehende gewesen sind, daß vielmehr ein Regiment der Gewalt und der Usurpation vielfach da gewesen ist, in dem Fürst, Beamte und Aristokraten Alles waren, der Bürger aber nichts, und daß das, was man bisher in Deutschland bürgerliche Ordnung genannt hat, öfters der That nach nichts weiter war, als eine Tyrannei, die sich unter der gleißenden Hülle der Gesetzlichkeit und der dezenten Form zu verbergen wußte. Noch ist unser Sinn befangen durch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gewohnheit der langen Censurnacht, in der wir das Leben hingebracht haben: wir sehen bei hellem Tage und mit offenen Augen nicht den ganzen Moder und die Fäulniß unserer Zustände und das Gewimmel der Maden und Molche in unserm Staatsleben; — und wer möchte auch darnach schauen in den ersten Stunden der heiligen Begeisterung für deutschen Volkes Freiheit und Unabhängigkeit und für Alles, was den Menschen, den Bürger, die Nation ehren und erheben kann! Aber dieser Frühling des Gefühls geht vorüber, wie jeder Frühling — der weinigen Gährung muß die essigsaure auf dem Fuße folgen. Dann werden wir wohl Manches belächeln, was jetzt als groß gedacht und klug entworfen auf der Tagesordnung der Gegenwart steht, und mit bitterer Ironie werden wir auf das Thun und Streben von Männern zurückblicken, die, obgleich der großen Mehrzahl nach, gewiß mit der redlichsten Absicht, sich der fruchtlosen Mühe unterziehen, Unvereinbares zu einigen und gegnerische Interessen zu verbinden und zu versöhnen. Das Sprüchwort sagt: im Kampfe mit der Dummheit richten selbst die Götter nichts aus: — die Allmacht selbst aber vermag nichts gegen die Trennungskraft von Elementen, Ideen, Begriffen und Zuständen, welche das ewige Naturgesetz geschieden hat.

Werfen wir nun einen Blick auf Baden — Badens Landschaft und Stadt. —

Im schwäbischen Gebirge, dem dunkeln Schwarzwalde, hat sich das Murg-Flüßchen ein tiefes Thal gegraben, welches, ohne auf Großartigkeit Anspruch zu machen, doch eine Menge Naturschönheiten in sich vereinigt. Streckenweise unbewohnt, wild, schauerlich, öde und still, lärmt und klopft an andern Orten das rührige Leben der Schneidemühlen, Poch- und Hammerwerke und aus Stollen und Halden in der Thalwand guckt der verborgene Fleiß des Bergmanns. Die prächtigen Wälder, die bis zum Thalgrund hinabsteigen, bestehen aus Fichten und Weißtannen und alle Schluchten und Höhen dampfen von den Meilern der Köhler und den Oefen der Kienrußbrenner und Theerschweeler, welche hier im innungsmäßigen Verbande stehen.

Eine schmale Kette kegelförmiger Waldberge trennt das Murgthal mit seinen anspruchlosen Bewohnern von dem betäubenden Geräusch der großen Welt in dem besuchtesten Kurort des Welttheils. Baden-Baden brüstet sich mit einer Kurliste, die schon bis auf 27,000 Namen in einer Saison anstieg: Besuchende, nicht Kranke. — Kaum der zehnte Theil wird vom körperlichen Wehe hierher geführt; die übrigen lockt das Vergnügen; tausende das Spiel.

Die Gegend ist schön. Die Bucht, an deren Rand der freundliche Ort gebaut ist, wird von einem Halbkreis von Bergen umgeben, auf deren Gipfel das Grau verfallener Burgen mit dem Grün des Waldes anmuthig wechselt, und umsäumt von Rebgeländen und Obsthainen, aus denen die Menge niedlicher Häuschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herausschaut, zwischen welchen da und dort ein schloßartiger Landsitz oder eine prunkende Villa sich hervorhebt. Die Stadt selbst hat sich zur Sommer-Residenz des begehrlichsten Reichthums und des Adels anständig eingerichtet; eine Menge palastähnlicher Gebäude schmücken die Straßen und Plätze. —

Der Ruhm der badener Heilquellen ging schon durch die römische Welt. Septimius Severus, Caracalla, Heliogabel hatten Wohnungen bei den Thermen, und der glänzende Hof der Imperatoren trug vor 1600 Jahren in Baden ein vielleicht noch üppigeres Leben zur Schau, als die Gegenwart. Noch geben eine Menge Trümmer und Merkmale von der Anwesenheit der alten Weltbeherrscher Kunde: — Thermenreste, Mosaiken, Inschriften auf Meilenzeigern und Grabsteinen, Gefäße und Münzen.

Die Quellen, welche aus dem Gneis der Terrasse des sogenannten Schneckengartens hervorsprudeln, sind in ihrer Zusammensetzung und ihren Wirkungen den wiesbadener Thermen ähnlich. Sie gehören zur Klasse der muriatischen und ihre Heilkraft äußert sich vorzugsweise in den Krankheiten des Lymph- und Drüsensystems, bei Skropheln, hartnäckigen Rheumatismen, Lähmungen und in den Leiden, welche aus der Schwäche der Verdauungsorgane entspringen. Man braucht den Brunnen als Bad in allen Formen, am häufigsten als Douche. Ein frisches, kräftigendes Stahlwasser, das in der Nähe quillt, unterstützt den Gebrauch der Thermen und öfters mit großen Erfolgen.

Die Saison beginnt im Mai, ihre Glanzzeit füllt den Juli aus, und in den ersten Septembertagen veröden Salons und Promenaden. Doch bleiben immer kleine Winterkolonen zurück, meistens englische Familien, die, von der herrlichen Gegend gefesselt, nicht selten für mehre Jahre sich hier niederlassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

INTERIEUR des OPERNHAUSES in PARIS

GRAND BAL MASQUE

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXXIV. Der Maskenball im Opernhaus in Paris.

Die Mitternachtsstunde war angebrochen. Es war Lundi gras, der vorletzte Abend des Karnevals. Die Nacht war kalt, der Himmel glänzte tiefblau, die Sterne funkelten, die Milchstraße — jedes Stäubchen auf derselben eine Sonne — gürtete schimmernd das Firmament und spannte in ruhiger Majestät ihren Bogen über die Weltstadt. Sie schien zu schlummern. Da schlägt die Gespensterstunde — Lärm vertreibt die Stille, Wagen rasseln, die Thüren öffnen sich, die Fenster werden heller, die Straßen belebter, und unter schallendem Gelächter huschen wunderliche Gestalten, nicht Männer, nicht Frauen: — nein! Wesen ohne Namen in den Trachten und Anzügen aller Völker, aller Stände, aller Zeiten, verlarvt durch das Gedränge. Wo gehen sie hin diese Helden und Könige Hand in Hand mit der Zigeunerdirne und dem Bettelweib? Wohin eilt jene Kassandra im Arm des Tartüffe, diese römische Matrone geleitet durch einen Abbé vom Hofe des Regenten? — Alle haben nur ein Ziel: — das Opernhaus. — Dort ist heute die Maskerade, an der halb Paris Theil nimmt; das große Narrenfest, und Jeder, der fünf Franken entbehren kann, will heute ein Narr mit seyn, oder sich doch ergötzen am Narrenspiel. — In dem ungeheuern Raum des Opernhauses strömt das blendende Licht von 80 Giran-dolen herab, die Logen und Bänke füllen sich; doch noch ist's still: nur tausend und aber tausend Blicke kreuzen sich forschend und spähend in dem Chaos der wunderlichen Masken. — Auf einmal zittern die Mauern und schlagen die Herzen, ein Posaunengeschmetter, wie der Todtenruf am jüngsten Tage, gibt die Losung, mit dem Sturm der Töne ist losgelassen der Sturm der Lust und der Tollheit. Wie im Veitstanz reißt's die Massen in den Wirbel, ein Delirium ist Alle überkommen, der Fanatismus des Vergnügens hat die Seelen gepackt, diese Wesen, diese Larven, Männer und Frauen, sie jauchzen und hüpfen, und Eins das Andere umschlingend werfen sie sich in das Durcheinander des formlosen Tanzes. Das Vergnügen wird zur Trunkenheit, die Trunkenheit zur Raserei: in immer schnellerm Takte treibt die Musik die Massen im Kreise, bis gänzliche Erschöpfung zu einer Pause nöthigt. Aber kaum haben die wüthenden Tänzer ausgeschnauft, so beginnt das Orchester von Neuem, das Pandämonium der Lust erbebt wieder unter den Füßen der Larventräger, und so geht es fort bis zum hellen Tage. — Das Opernhaus ist in der Karnevalsnacht wirklich ein Tollhaus zu nennen. Paris aber, dies aufgeschlagene Buch der Weltgeschichte, wer erkennt es in diesem taumelnden Wirrwar der Nichtigkeit und des Scheinlebens wieder? — Wer sieht in diesem Bilde den tausendarmigen Riesen, welcher, wenn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er seine Glieder reckt und umwendet, die Welt erzittern macht, daß alle Throne wanken? den Heros, der nur den Arm zu heben braucht, um den Welttheil aus seinen Ketten zu erlösen? Dies das eine Bild der pariser Welt, — und dann das andere, wo das Volk die Tuilerien stürmt; dort Larven, hier Wesen der Wirklichkeit; dort die Lüge, hier die Wahrheit; dort die Jäger der Lust, hier der Blousenmann bei harter Todesarbeit; dort der Fanatismus des Vergnügens, hier die lebenverachtende Begeisterung für die Freiheit: — bei der Betrachtung beider Bilder wird es einem klar, daß es zwei Völker in Paris gibt, die nichts mit einander gemein haben, als — den Namen. Und wie in Paris, so in Berlin, so in Wien. Wer hat hier auf den Barrikaden gestanden? war's das Volk der Salons, der Oper und der Logen, oder war's das Volk der Werkstätte und der Straße? — Das ist immer so gewesen und wird auch künftig immer so seyn. Behüte uns in Deutschland nur der Volksverstand vor den dummen Streichen, welche die Franzosen in den Kinderjahren ihrer Freiheit machten, damit wir nicht, wie sie, die Revolution dreimal von vorn anfangen müssen, um die errungene Freiheit aus der Salon- und Larvenwelt zu retten, die sie aus den Armen des Volkes zu sich lockt, um — sie zu erdrosseln. Wir sind leider auf dem besten Wege, es mit einer „besten Republik" à la Louis Philippe zu versuchen. An Talenten für die Rolle des Bürgerkönigs hat Deutschland keinen Mangel und deutscher Glaube ist stark.

DXXXXV. New-Orleans.

Die neue Welt ist der alten Tod, und als wäre in jener ein neues Eden aufgethan, so wandern Millionen fort und Millionen, die nicht selbst wandern können, weisen Amerika ihren Kindern und Enkeln mit den Worten: „Seht dort die neue Heimath!" Wem ist's zu verdenken? Wem können unsere Zustände gefallen? und wer kann die Möglichkeit ihrer Fortdauer ertragen? Rastlos, wie vom bösen Geist besessen, jagen sich ja in Deutschland die Dinge und Menschen durcheinander und an ein Ordnen ist bei diesem Widerspiel unversöhnlicher Kräfte nicht zu denken. Alle Halbheit hat von jeher zum Verderben geführt und jetzt schon sehen wir Alle ein, daß uns nur die volle Freiheit was nützen kann. Niemand kann Feuer und Wasser mengen — und doch vertragen sich diese beiden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

NIEW ORLEANS

Elemente noch leichter, als das Prinzip der Volkshoheit mit dem alten Schulbegriff der konstitutionellen Monarchie. — Es ist platte Thorheit, auf solcher Grundlage den Neubau des deutschen Staats aufzuführen. Hat noch je eine konstitutionelle Staatsverfassung, trotz der unzähligen Experimente, ihrem Zweck entsprochen? Keine, weil keine es vermag. Gute Staatsverfassungen sollen der Ausdruck geselliger Vereine seyn, welche selbstständige Menschen unter sich zu wechselseitiger Hülfleistung und zu gegenseitigem Schutz, zu gemeinsamer Sicherheit und zur Vermehrung ihres Glücks errichten; nicht aber das, was unsere konstitutionellen Monarchien daraus machen, Anstalten, um die arbeitenden Majoritäten auf Kosten der genießenden und verzehrenden Minoritäten auszubeuten. Darum ist in solchen Staaten jeder Schritt, der dieses Ziel nicht fördert, auf Täuschung berechnet und alles Thun zum Gegentheil nur scheinbar, ein Thun ohne Frucht und Segen. Jede Maßregel für Volksfreiheit läßt, wenn man ihr scharf auf den Grund sieht, alsbald die verborgene Verneinung erkennen. Das ganze volksfreiheitliche Treiben der konstitutionellen Regierungen ist dem Saturn zu vergleichen, der seine Kinder zeugt und — frißt. So lange die Nation diesen Widerspruch im Prinzip gelten läßt, so lange muß sie die Hoffnung auf die Aerndte ihrer Märzaussaat vertagen, und keine Kraft, kein Genie, kein aufopfernder Einzelwille kann ihr helfen. Ihre Männer, seyen sie Männer der höchsten Fähigkeit, des reinsten Willens und des unerschrockensten Muthes — sie mögen sich aufreiben im ausdauernden Kampf; aber es wird nichts fruchten. Solcher Zustand ist nachgerade unerträglich geworden; Allen unerträglich. Er muß enden. Da die Monarchie es verschmäht hat, die Braut der deutschen Zukunft — die Republik — zum Altare zu führen, ihr aber eine andere Bestimmung als die, dem souveränen Volke den friedlichen Uebergang zur Selbstregierung zu vermitteln und zu erleichtern, nicht eingeräumt werden kann, so bleibt dem Volke nichts übrig, als ganz mit ihr zu brechen und den feindseligen Gegensatz seiner Hoheit zu entfernen. Es kann keinen Selbstmord begehen um der Alleinherrschaft willen, und noch weniger ist ihm zuzumuthen, daß es, nachdem es der Freiheit Altäre aufgerichtet und ihr so blutige und theure Opfer gebracht hat, seinen alten Drängern gestatte, sie wieder umzureißen und das frühere System zurückzuführen, welches den Bürger verjagt, damit der demüthige Unterthan und willenlose Knecht zurückkehre und der Mensch wieder zur bloßen Ziffer herabsinke, die nur nach dem Ertrage zählt. Die Monarchie hat durch ihre Reaktionsversuche seit der Revolution dem Volke bewiesen, daß kein Vertrag mit ihr zu schließen sey. Will also die Nation nicht im fortdauernden stillen Bürgerkrieg mit ihren Regierungen auf Glück und Ruhe verzichten, will sie nicht zulassen, daß das gesellschaftliche Leben sich aufreibe und auflöse im unnatürlichen Streite zwischen Haupt und Gliedern, so muß sie jetzt die Konsequenzen ihrer Erhebung entschlossen bis an's Ziel verfolgen. Die Tage der Täuschung sind vorüber. Unter gleißender Hülle birgt die Monarchie die bitterste Feindschaft gegen die Majestät des Volks und dessen Freiheit, und läßt man ihr Zeit, die Gifte, welche sie grausam und unerbittlich in ihrer Werkstatt bereitet, dem verhaßten Volksgeiste beizubringen, so wird die deutsche Freiheit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vor der Entwickelung sterben und endigen in einem Reiche der Gewalt und wüthenden Leidenschaften, in welchem das Raubthier sich selbst Alles, den Andern nichts gestattet. Dann ist keine Zukunft mehr für Deutschland, als der starre Despotismus der Viel- oder der Alleinherrschaft; und ihr Resultat ist — Knechtschaft, Barbarei und Volkselend. Das eben ist's was so Viele fürchten, denen die Hoffnungssonne im Westen aufgeht und die den Rettungsanker in Amerika auswerfen.

New-Orleans ist das künftige London der neuen Welt. Schon ist's nach Größe und Bevölkerung die dritte Stadt der Union, nach Reichthum und Handel die zweite des Welttheils und nur New-York über ihr. Aber ihre Lage gibt ihr eine Wachsfähigkeit von so ungeheuerer Kraft und solchem Nachhalt, daß es kein Zweifel ist, daß sie, noch ehe das Jahrhundert schließt, New-York überflügelt haben wird. — Als die Hafenstadt des Missisippithals beherrscht sie über 40,000 engl. Meilen natürliche Wasserstraßen und durch Kanäle und Eisenbahnen streckt sie ihre Verbindungen diesseits bis in das atlantische Meer und westwärts bis zum stillen Ocean aus. 300 Dampfboote unterhalten ununterbrochen den Verkehr auf diesem unermeßlichen Gebiete und 2000 Flußfahrzeuge führen die Produkte desselben herbei, welche New-Orleans der übrigen Welt zusendet. Von Baumwolle allein werden hier jährlich über 100 Millionen Pfund verladen, und über 30 Millionen Gulden ist der Werth der übrigen Ausfuhren in den letzten Jahren gewesen. So unermeßlich dieser Verkehr erscheint: er ist doch nur der Anfang von dem, was er seyn wird, wenn einst das Handelsgebiet von Neu-Orleans, das eine Bevölkerung von 200 Millionen bergen kann, seine Kulturfähigkeit vollständig entwickelt haben wird. Diese Entwickelung wird mit jedem Jahre rascher und kräftiger; denn der Strom der Einwanderung mündet jetzt vorzugsweise in dieses Gebiet aus und steigert dessen Produktion an Handelsgütern immer fort. Daher das Wachsen der Stadt selbst in einer Weise, die sogar in der neuen Welt außerordentlich, in der alten aber ohne Beispiel ist. 1732 war New-Orleans ein Flecken, den 500 Europäer und 2000 Sklaven bewohnten. Die Bevölkerung war bis 1802 langsam auf 10,000 angewachsen. Nachdem jedoch Louisiana als Staat in die Union aufgenommen worden war, wuchs sie reißend: 1831 hatte sie 50,000 Einwohner, 1847 100,000.

Ohne Ein Hinderniß wäre das Aufblühen von New-Orleans noch riesenhafter, und dies eine Hemmniß wird wohl auch ewig als Blei an seinen Schwingen hängen. Die Stadt wird nämlich auf drei Seiten von unermeßlichen Sümpfen eingeschlossen, die nie trocken zu legen sind und die die Dominien der Alligatoren und Schlangen bleiben. — Hier hat der Genius des Todes sein Laboratorium und Jahr aus Jahr ein dezimirt er mit dem „gelben Fieber", das alle 12 Monate neu geboren wird, die Bevölkerung. Wenn im Hochsommer der grüne Schleim die endlosen Cypressensümpfe bedeckt und seine Miasmen der stolzen Stadt in's Antlitz bläst, dann flieht Alles, was fliehen kann, fort in gesundere Gegenden und der Tod erhebt von dem bleibenden Theil der Bevölkerung unerbittlich einen kaum erschwinglichen Tribut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SPEIER.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXXVI. Speyer.

Jedes Volk hat in dem Lande, in welchem es lebt oder seinen Ursprung sucht, eine heilige Stätte, einen Berg oder eine Au, einen Strom oder eine Stadt, einen Wald oder eine Quelle, um die es den goldenen Reif seiner schönsten Sagen und Geschichten legt. So ist Auge und Herz des deutschen Volks vorzugsweise dem Rheine zugewandt seit uralter Zeit. Der Rheinstrom mit seinen Gauen, Städten, Domen, Burgen und Klöstern bleibt des Deutschen liebste Sehnsucht, vom begeisterten Jüngling bis zum berechnenden Mann und träumenden Greis erkennen Alle in dem mächtigen Schiffeträger die kräftigste Ader des deutschen Lebens, und als ob seine Fluthen an jedes Herz auch in den entferntesten Theilen des Vaterlandes schlügen, hallen die Lieder vom Rhein und seinen Sagen und seinen Reben an den Ufern aller deutschen Ströme wider.

Am Rhein ist unser klassisches Land. Von den Alpen bis zum Meere reiht sich an ihm Stätte an Stätte, die im Verlaufe der Jahrhunderte die Blicke des gesammten Vaterlandes auf sich gezogen haben und deren Namen als Wegsäulen in unserer Geschichte stehen. Dort kämpften die germanischen Stämme ewigen, unversöhnlichen Krieg mit dem römischen Weltreiche, und dort stürmten sie seine Burgen und errangen sie die großen Siege, welche ihnen zu dem Kapitol selbst den Weg bahnten. Dort gründete die deutsche Wissenschaft ihre ältesten Sitze, dort entfaltete sich die deutsche Kunst zur ersten Blüthe, dort hat sie ihre Meisterwerke hingestellt, die noch jetzt die Bewunderung der Völker sind; am Rhein druckte Guttenberg das erste Buch; am Rhein fanden deutsche Gewerbe den fruchtbarsten Boden und verbreiteten den Ruf von der Kunstfertigkeit und dem Fleiße der Bewohner über weite Länder; Schiffer und Winzer erfüllten das gesammte Rheinland mit den lockenden und fesselnden Bildern der Rüstigkeit und des Frohsinns; starke und schöne Städte zeugten von Wohlstand und Bildung und in der Mitte der mächtigen und freiheitstolzen Bürger schlugen Kaiser und Fürsten ihre glänzenden Sitze auf. Aber leider! auch die Blätter der Trauer und Unehre in den Jahrbüchern unseres Volks sind bedeckt mit rheinischen Namen. An keiner anderen Grenze des Reiches treten dem Deutschen Merksteine von so schlimmer Bedeutung vor Augen, als in den rheinischen Landen. Hier liegen vor aller Welt die Zeugnisse von der Zerrissenheit der Nation und der Ohnmacht und Schlechtigkeit ihrer Fürsten; hier kündigen die Burgtrümmer auf den Bergen von dem Elend des ungeschützten Volks in den Thälern; hier erzählen die grauen Prachtbauten der Städte von der einstigen Macht des später so schmählich niedergetretenen Bürgerthums; hier sehen wir die von Gott den Völkern durch die Sprache gezogenen Grenzen verwischt, verschoben und zerschnitten, und hunderte von Schutthaufen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Brandstätten bewahren die Spuren vom Schwerte siegreicher Eroberer, vor denen sich das deutsche Volk, vom eigenen Blute verlassen und verrathen, beugen mußte, und der Rhein gab dem Gipfel deutsch-fürstlicher, volksverrätherischer Niedertracht und Schande — dem Rheinbunde — seinen Namen.

Besonders schmerzliche Gefühle über die Verwahrlosung und Verkümmerung der Nationalehre erregen dem Deutschen zwei Ruinen an den Ufern des Rheins — (Ruinen nennen wir sie im Vergleich ihrer kleinen Gegenwart zu ihrer erhabenen Vergangenheit) — Worms und Speyer: Worms, groß gezogen durch die Gunst der Kaiser, die gern hier lebten, und Speyer, gepflegt vom frommen oder ängstlich gläubigen Sinn der Gekrönten, die sich im Kaiserdom ein Grab bestellt hatten.

Von Worms hat unser Buch bereits Bild und Wort gebracht. Zu der andern Denksäule deutscher Schmach leitet die Stahlplatte, welche uns den einzigen Zeugen vorführt, der von dem großen, blühenden, alten Speyer übrig ist: den Dom. Kaiser Konrad II. legte am 12. Juni 1030 den Grundstein zu diesem Prachtbau, um den Himmel zu versöhnen, der ihn, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Gisela, nach dem sprichwörtlichen Ausdruck des Volksglaubens mit „Sterben und Verderben ohne Erben" drohen mußte. Konrad und Gisela und ihr Sohn Heinrich III. waren die ersten in der Gruft des Doms, dessen Bau Heinrich IV. vollendete; diesem aber gönnten seine beiden bittersten Feinde im Leben, die Kirche und sein Sohn, erst lange nach seinem Tode die Ruhe in den selbst gebauten Hallen der Verwesung. Mit ihrem Sohn bestatteten sie hier den letzten Salier. Neben ihn legten sie seine treue Bertha, von deren Häuslichkeit und Fleiß noch jetzt das Sprüchwort Kunde gibt: „Die Zeit ist vorbei, wo Bertha spann." Aus dem hohenstaufischen Geschlechte wurden die Kaiserin Beatrix, des Rothbarts Gemahlin, und Philipp von Schwaben hier bestattet; zu ihren Särgen reiheten sich der Rudolfs von Habsburg, der seines Sohnes Albrecht und endlich jener Adolfs von Nassau.

Man wartet die Ruhestätte großer Todten mit Liebe und Sorgfalt und umgibt sie gern mit dem Glanz, welchen Kunst und Reichthum verleihen können. Die Früchte dieser Pietät der Kaiser und des Reichs gegen die dahingegangenen Herrscher kamen der kaiserlichen Todtenstadt zu Gute und erfüllten sie mit Leben und Gedeihen. Das freie Speyer wurde groß und schön und stark, feste Mauern schirmten die stattlichen Wohnungen und tapfere Bürger trotzten jedem Feinde. Lag doch schon im Jahre 1129 Kaiser Lothar mit seiner Heeresmacht vergeblich vor seinen Wällen! Und noch zwei Jahrhunderte später gelang es weder den Raubrittern der Nachbarschaft, noch dem Verrathe der Patrizier, den Muth der wachsamen Bürger zu brechen, ja selbst der noch mächtigere Feind, welcher in den verrätherischen Bischöfen Adolf und Rabanus gegen sie aufstand, zerstob vor den wohlgerüsteten Vertheidigern der reichsstädtischen Freiheit. Die Zeit vollster Blüthe und höchsten Glanzes genoß Speyer im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts: es wurde Sitz des Reichskammergerichts (1513) und sah den Reichstag von 1529, welcher den Protestanten ihren Namen gab, innerhalb seiner Mauern. Mit dem siebenzehnten Jahrhundert beginnt das Sinken der Stadt. Der dreißigjährige Krieg beschleunigte ihren Verfall, indem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er sie abwechselnd den Schweden und den Kaiserlichen, und endlich 1644 den Franzosen unter die Füße warf, und das Ende des Jahrhunderts zeigte dem Wanderer auf der Stätte, wo einst Speyer stand, einen von Mauertrümmern umgebenen Schutthaufen, aus welchen als einziges Denkmal aus den Tagen ihrer Pracht und Größe der Kaiserdom emporragte.

Es war ein schweres Gericht über die Stadt ergangen; mit der ganzen Pfalz büßte sie für die Sünden des im westphälischen Frieden von seinen Fürsten für immer zerrissenen Kaiserreichs.

Im Frühling des Jahres 1689, an einem Maitage, hatte des alten Speyer letzte Stunde geschlagen. Ludwigs XIV. Söldlinge, die im Jahre zuvor Herren der Stadt geworden waren, sahen sich genöthigt, dem endlich herbeiziehenden Heere des Kaisers und seiner Verbündeten das Feld zu räumen. Vor ihrem Abzuge fügten sie zu den Titeln ihres „großen" Königs den eines gekrönten Mordbrenners. Nachdem sie die Befestigungswerke der Erde gleich gemacht, alles Werthvolle, die Archive und Gerichtsakten sogar, davon geschleppt und die Bürger geplündert hatten, gingen sie an die Zerstörung der ganzen Stadt. Unter das Thier war im Wüthen und im Verwüstungseifer die Soldateska gesunken! Am Dome wurde bis auf das unerreichbare Mauerwerk alle Pracht vernichtet, man drang in die Gruft, riß die Särge an das Tageslicht, beraubte die Leichen ihres Schmucks, warf die Gebeine umher und schob mit den Köpfen der deutschen Kaiser Kegel! Da rollten die Schädel von Mann und Weib, von Vater und Sohn, von Freund und Feind, und nur Einen hat man später wieder erkannt — den Schädel des Königs Albrecht — an dem Schwerthieb, an welchem er in des Bettelweibes Schooß gestorben war. Als die Franzosen sich an diesem weltgeschichtlichen Kegelschub sattsam ergötzt hatten, steckten sie die Stadt an allen Ecken in Brand. Ueber das einst so herrliche Speyer schien der jüngste Tag hereingebrochen zu seyn. Ja, es war der Wille des Franzosenkönigs, daß eine Wüste seine Stätte bezeichnen solle, denn die Bewohner, welche ihr Leben aus Brand und Mord gerettet hatten, sollten, so wollte es Ludwig XIV., sich auf französischem Gebiete niederlassen und dafür der monarchischen Großmuth ein Jahr lang Unterhalt und die folgenden zehn Jahre Abgabenfreiheit zu danken haben. — Die treuen Speyerer wandten aber der königlichen Gnade ihres Henkers den Rücken, sie wanderten am Bettelstab zurück an den Ort, wo ihre Paläste gestanden hatten und bauten um den alten Dom eine neue Stadt an. Der Baum ihres Glücks war jedoch an der Wurzel beschädigt. Speyer hat sich nie wieder erhoben. Wo einst die mächtige freie Reichsstadt ihr gefürchtetes und geachtetes Banner erhob, belehren uns seit 1815 blauundweiße Schlagbäume und Wappen, daß man vor einem bayerischen Orte steht, und sein Titel „Kreishauptstadt" höhnt gleichsam die alte Herrlichkeit.

Das Schicksal Speyers und die Verwüstung der Pfalz ist seit zwei Jahrhunderten das offizielle Thema, um Franzosenhaß und Franzosenfresserei im deutschen Volke zu unterhalten, und noch 1840 mußte der gute Michel das freie Rheinlied singen, als die erschrockenen Vierunddreißig hinter seinem breiten Rücken Sicherheit suchten. Das ist nun hoffentlich auch vorbei für immer. Der Deutsche weiß jetzt, daß er nicht erst von den Franzosen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschlagen wurde, sondern daß er längst von seinem Kaiser und seinen Fürsten geschlagen war; er weiß, daß die todten Kaiser schutzlos dem Feinde in die frevelnden Hände fielen, weil der lebende Kaiser und seine Lehnsleute das Reich dem Feinde gegenüber schutzlos gelassen hatten; er weiß, daß Deutschland dem Verrath seiner Fürsten alle Schmach und allen Schaden dankt; er weiß endlich, daß es die größte Dummheit der Völker war, sich zum Ruhm und Gedeihen einzelner Dynastenstämme gegenseitig zu zerfleischen, und achtet nur noch ein Wappen: das der Freiheit und Ehre der Nationen! Völker, welche dieses Wappen in ihrer Fahne führen, geizen nicht nach Schlachtenruhm und nähren nicht Eroberungsgelüste, Mittel, durch welche nur Einzelne, nur Herrscherfamilien, nimmermehr Völker groß und glücklich werden. Alle gesitteten Völker haben ein Ziel und zwischen sich und diesem Ziele einen gemeinsamen Feind: ihre Eintracht ist ihres Feindes Verderben, und dieser Feind, er ist den Mächten des Unterreichs, seiner Heimath, längst verfehmt; — hingegeben ist er den Rachegeistern und nicht Heere, noch diplomatische Arglist können ihn vor dem Verderben schirmen, noch eine geweihte Stätte ihm ein Asyl gewähren. Der Geist der Vergeltung ist zürnend in die Geschichte getreten — und dieser Geist ist kein säum'ger. Die Ladung ist geschehen; das Urtheil schwebt wie das Damoklesschwert über seinem Haupte. Bald wird's vollzogen seyn und dann wird's heißen: „sein Daseyn war der Quell alles Bösen auf der Erde, aber vergangen ist's und verflucht sey es auf ewig!" — Nein, jener unnatürliche Zwiespalt, der vom Erbfeinde der Nationen Jahrtausende lang künstlich genährt wurde, und den er voller Arglist auch jetzt neu entzünden möchte, findet keine Nahrung mehr, — die Völker sind Brüder; sie hegen keinen Haß, keinen Neid gegen einander; sie geben sich willig jenen Gefühlen hin, die in jeder Menschenbrust laut zu Gunsten jedes Bedrängten sprechen, und wo ein Volk sich frei macht von seinen Drängern, da wird's begrüßt von der Akklamation der ganzen gesitteten Welt, es empfängt den Bruderkuß von allen andern.

Darum blicken auch jetzt wir Deutsche ohne Rachegedanken von dem zerstörten Speyer nach Frankreich hinüber, dessen edles Volk hundert Jahre nach der Verwüstung der Pfalz durch die Vertreibung seiner Könige bewiesen hat, wie tief es deren Thaten verachtete. Mit den Gebeinen der deutschen Kaiser hatten französische Soldknechte Kegel geschoben; die Gebeine jenes Ludwigs XIV. aber riß das französische Volk aus der Gruft von St. Denis und warf sie in eine Kalkgrube. So schreibt das Volk seine Noten zu den Lügen der Hof-Historiographen. — Fürstengräber können nie Altäre für die Nationen seyn; denn aus ihnen weht der böse Geist, der die Lebendigen erfüllt hat. Ueber dem Sarge Friedrichs II. von Preußen schwuren sich Napoleon von Frankreich und Alexander von Rußland ewige Treue, und — sie brachen den Eid. Wenn aber Deutschlands und Frankreichs Nationen sich jetzt die Hände über dem Altare der Humanität und Freiheit reichen, — so wird aus ihrer Vereinigung ein Völkerbund erwachsen, die stärkste Bürgschaft für das Glück und den Frieden des Welttheils.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

EMDEN

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXXVII. Emden in Ostfriesland.

Neue Schwungkräfte bewegen die Gesellschaft, und, angetrieben von der allmächtigen Meinung, dreht sich das Rad der Länder- und Völkergeschicke in immer rascherm Fluge. Das Greisen-Geschlecht, das die Zeiten von vorhin gesehen, kann sich in die Gegenwart nicht finden. Es tritt ab, noch ehe es abgestorben ist, oder es wird von dem Rade der Zeit weggeschleudert. Die Generation der Männer ist erwachsen in dem großen Umschwung der Dinge und hat zum großen Theil dabei mitgewirkt. Dieser macht die Jugend das Ruder streitig, — eine Jugend, die, von der Gegenwart erzogen, keck herandrängt und sich weiser dünket, als die Väter; eine Jugend, lebendig, betriebsam, klug und gewandt, muthig bis zur Verwegenheit, abgeneigt allem Alten bis zum Fanatismus, begeistert für alles Hohe, was die Idee gebiert; eine Jugend, die Theil nehmen will am öffentlichen Leben und die nicht nur von ihrem Berufe, sondern auch von ihren Fähigkeiten fest überzeugt ist, und welche ihre Ansprüche um so höher steigert, je häufiger sie in den alten Inhabern der Gewalt nichts gewahr wird, als eine Masse abgeschmackter, unfähiger, in ihren Anmaßungen bis zur Albernheit beschränkter und erstarrter Menschen, an denen alle Lehren des Schicksals vorübergingen wie Plato's Weisheit an einem Idioten.

In dieser wirbelnden Bewegung, wo sich Altes vom Neuen scheidet und in furchtbarem Zwiespalt, in heftiger Wirkung und Gegenwirkung einander bekämpft und aufzureiben trachtet, thut es Einem wohl, den Blick in eine Ecke des Vaterlands zu werfen, wo sich ein kleines Volk selbstständig und heimisch entwickelte, das den Schatz der Ruhe auch noch in den Stürmen der Gegenwart zu retten wußte und jene Stätigkeit bewahrte, welche auf dem in sich gewährten unerschütterlichen Bestand und Besitze ruht. Der Stahlstich führt uns dahin, — unser Bildchen von der Stadt Emden im fernen Ostfriesland.

Der Bewohner des Binnenlandes und der Ebene sehnt sich nach Gebirg und Meer. Als Kind lauscht er keinen Mährchen und Sagen lieber, als denen, welche in den schauerlichen Klüften oder auf den schwindelnden Höhen der Berge vor sich gehen, oder von den unheimlichen Tiefen und grausigen Stürmen und Gefahren des endlosen Wassers erzählen, und als Jüngling ist sein kühnstes Reiseziel wiederum Meer oder Gebirg, wo die Natur zu Wagnissen herausfordert und der Kampf mit den Elementen Leib und Seele stählt. Aber auch der Mann, der erfahrene, gereiste, weilt bei der Betrachtung der verschiedenen Völker und ihrer Thaten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sitten mit besonderem Interesse bei Gebirgsvölkern und Küstenbewohnern. Hier zeigt sich der Mensch am reinsten in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit. An der Küste wie im Gebirge (die größeren Städte gelten mehr oder weniger für Ausnahmen) ist der Mensch vorzugsweise auf den Umgang mit der Natur und Seinesgleichen hingewiesen; abgeschlossen vom abglättenden Weltverkehr baut er seinen Ideenkreis kernfest aus und überliefert ihn in starren Formen Kindern und Kindeskindern. Mit dem väterlichen Geschäft erbt die Sitte fort, und wie im Haus, ruht im Stamm und Volk Gesetz und Recht auf dem bewährten Boden von Erfahrung und Gewohnheit. Daher beim Aelpner wie beim Küstenmann das Festhalten am Hergebrachten, Alten und die Scheu, die mit jeder Neuerung oft auch den Fortschritt von sich weist. Dieser patriarchalische Zug der Gebirgs- und Küstenbewohner dehnt seinen Einfluß auch auf die staatlichen und Gemeinde-Einrichtungen aus; es spricht sich dies aus in dem Hange zu möglichst enger und bestimmter Begrenzung der Stämme und Gemeinschaften, Familien und Zünfte. Jede Gemeinschaft hält unerschütterlich auf dem geringsten Rechte, und bitterer Groll und Hader um Kleinigkeiten trennt oft die nächsten Nachbarn.

Also geartet erscheinen uns die Friesen. Sie sind die rüstigsten Männer am ganzen deutschen Meer. Dieser germanische Volksstamm, dessen Macht und Tapferkeit schon die Römer kennen lernten, wohnte ursprünglich zwischen den Rheinmündungen, der Nordsee und der Ems. Durch Drusus wurde er zwar den Römern zinspflichtig, aber schon im Jahre 28 n. Chr. reizten die Bedrückungen, welche einzelne römische Befehlshaber erregten, wieder zum Aufstand: sie gewannen ihre Freiheit zurück und wußten ihre Unabhängigkeit, den Römern gegenüber, in mannhaften, beharrlichen Kämpfen zu behaupten. In den Kriegen der übrigen teutonischen Stämme mit den Römern wird der Name der Friesen nur selten genannt. Ihre Kämpfe fochten sie aus auf eigene Faust und kümmerten sich nicht um die der Nachbarn, der Chauken, Sachsen und Franken. Ohne eine Ausdehnung ihrer Herrschaft zu beabsichtigen, führten indeß doch spätere Fehden mit angrenzenden Stämmen zu größerer Ausbreitung und Niederlassung. Alles Land zwischen Ems und Weser besetzten die Ostfriesen, im Gegensatz zu den die alten Sitze behauptenden Westfriesen, und in den westlichen Küstenstrichen Schleswigs, von der Eider bis Tondern und auf den davor liegenden Inseln treten die Nord- oder Strandfriesen auf. Sowohl Chauken, als Angeln oder Sachsen, die ältern Bewohner dieser Küstenstriche, mischten sich willig mit dem stammverwandten Volk, und mit dem Namen desselben verschwand mit der Zeit ihr eigener.

Stolz auf ihre Unabhängigkeit und mißtrauisch gegen Jeden, von dem sie für ihre Freiheit glaubten fürchten zu müssen, trugen die Friesen den bittersten Haß gegen die Franken und Alles, was ihnen als feindlich bezeichnet wurde. Diesen Haß theilten sie mit den Sachsen. „In stetem Kampfe mit gefährlichen Feinden und dem Meere, welchem sie einen großen Theil des Bodens abgerungen, haben die Friesen in ihrem Marschlande, wie die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schweizer auf ihren schneebedeckten Alpen, hohes Kraftgefühl, Muth, Freiheits- und Vaterlandsliebe genährt, und bloß die Lage ihres Landes, nicht Mangel an kriegerischer Tüchtigkeit, war die Ursache, daß sie den wiederholten Angriffen der Franken früher erlagen, als die Sachsen." Auch ihrem Glauben blieben sie, wie die Sachsen, am längsten von allen germanischen Stämmen treu. Nirgends wurde der Kampf um die heidnischen Altäre blutiger geführt, nirgends war er wechselvoller, denn das Friesenvolk verlor, wenn auch oft besiegt, nie seine Spannkraft. Bei jedem neuen Anlauf schleuderte es das aufgedrungene Kreuz wieder von sich. Aber auch in diesem großen Kampfe scheinen sie nicht als Verbündete gemeinschaftlich mit den Sachsen gegen die fränkischen Gewaltherren gefochten, sondern nur die günstigen Wendungen des Sachsenkriegs für sich benutzt zu haben. Diese hartnäckige Abgeschlossenheit, diese Scheu vor allem Bündtnerwesen ward ihr Verderben. Karls des Großen Heeresmacht und dem Bekehrungseifer des Bischofs Luidger, eines geborenen Friesen, können sie, nachdem ihr tapferer Fürst Ratbod erlegen und in freiwillige Verbannung gegangen ist, nicht länger widerstehen. Um 790 fügen sie sich ihrem Geschicke, leisten den Franken Heeresfolge, stehen nunmehr den Sachsen feindlich gegenüber, treten in das alldeutsche Reich des großen Kaisers wie alle übrigen von ihm unterworfenen Stämme, und erhalten Grafen, als Reichsbeamte, zu Wächtern der staatlichen Einheit und zu Schirmherren der alten Freiheit, welche Karl schützte, nicht vernichtete. Die Regierungsgewalt der Reichsgrafen dauerte indessen nicht länger, als die Tüchtigkeit der Kaiser selbst gedauert hat, und da es mit dieser bald zu Ende ging, so traten sie, erbittert durch wiederholte Einfälle der Normannen in ihrem Gebiete und von dem Reiche schutzlos gelassen, zu dem freien friesischen Bund der sieben Seelande zusammen. Die Reichsgewalt versuchte vergeblich, die Abgefallenen zu züchtigen. Sie widerstanden und das Volk der Friesen blieb unabhängig. Nun, da kein fremdes Gesetz mehr im Lande herrschte, bauten sie das Haus ihrer Verfassung und ihres Rechts fester als früher aus. Eine gewandte Hand skizzirte dieses Gebäude so: „In der Nähe von Aurich wurde alljährlich beim Upstalsboom (Obergerichtsbaum) der allgemeine Landtag abgehalten, wozu die einzelnen Landgemeinden ihre Boten sandten, und wo man sich über das allgemeine Beste berieth und über das Landrecht einigte. Die Friesen wußten und fühlten es, was der Grund wahrer Volksfreiheit sey; eine eigentliche Konstitution, die von Gewaltherrschern verdreht und gedeutelt werden kann, sucht man vergeblich bei ihnen: an ihrem freien Stuhl und der freien Sprache hatten sie ein besseres Palladium ihrer Rechte. „Edler freier Friese", dies war der schöne Gruß, womit ein friesischer Mann den andern empfing, und lange wachten sie mit Eifer darüber, daß derselbe eine Wahrheit bleibe. Der Stamm der Brokmer duldete selbst, damit die gemeine Freiheit nicht gefährdet sey, keine festen Schlösser und Burgen in seinem Gebiete. Trotz jenes ganz Friesland bis zur Weser umschlingenden Bundes hatte jede Gemeinde ihre besondere Verfassung, selbst ihre besonderen Rechte; eine jede wählte ihren Richter auf ein Jahr; diesem standen, damit der richterlichen Willkür

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorgebeugt werde, Talemänner (Sprecher) zur Seite. Ueberdies war eine doppelte Appellation gestattet, ein Mal von dem Richter der Gemeinde an die des Stammes, das andere Mal von diesem an den allgemeinen Landtag am Upstalsboom. In kirchlicher Hinsicht standen die Friesen unter den Bischöfen von Utrecht, Bremen und Münster; auch dem Klerus gegenüber behaupteten sie ihre Freiheit mit Erfolg; sie gestanden demselben nur freiwillige Spenden zu; von Zehnten und dergl. war bei ihnen nicht die Rede." — Das friesische Recht, in vielen Bestimmungen dem angelsächsischen ähnlich oder gleich, unterschied sich von diesem durch mildere Strafgesetze; namentlich traf den Freien nur bei Tempelschändung der Tod. Dagegen waren ihre Gerechtsame deutlich und fest dort niedergesetzt. „Die Friesen sollen freie Bürger seyn, so lange der Wind aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird." — „Der freie Friese soll auf keiner Heerfahrt weiter ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Fluth wieder zurück, wegen der Noth, daß er das Ufer alle Tage bewahren soll wider die salzige See und die wilden Seeräuber." — Freiheit war der Odem der ganzen friesischen Gesetzgebung.

In solcher Weise hat sich des Friesenvolks Gemeinwesen gebildet und so stand es viele Jahrhunderte durch, von den Stürmen der Zeit unangefochten, da — eine große, ernste Gestalt, blickend hinaus von der Höhe seiner Deiche und Dämme in das tiefbewegte Meer, mit dem es um die Herrschaft seines Bodens im ewigen Kampfe lag, — und rückwärts hin auf die Binnenländer, wo Krieg und Habsucht unter den verwandten Stämmen dauernden Hader nährten. Niemals Fehde mit den Nachbarn suchend und aller Gelüste nach Vergrößerung seiner Macht baar, war es zufrieden und glücklich im Genuß seiner Freiheit. Während die meisten andern deutschen Volksstämme übereinander geschwemmten Völkerflötzen glichen, zusammengeführt von der Fluth des Kriegs, der Niederlassung und der Eroberung, stand der Friesenstamm allein am reinsten im ersten Urcharakter da. Treue, stolzes Selbstgefühl und Vaterlandsliebe, durch den Kitt der freiesten Verfassung innig verwachsen, gaben dem Charakter des Friesen sein scharfes, festes Gepräge. Das Volk hauste stolz und frei auf seinen Höfen, durch die Erblichkeit von den Vätern aus grauer Vorzeit her überkommen, und ärndtete unverkümmert den Segen, der auf seinem Boden und seinem Fleiße haftete.

Aber kein Glück währt beständig und auch das der Friesen sollte nicht immer dauern. Ihr so trefflich ausgebildetes, wahrhaft republikanisches Gemeinwesen blieb nicht immer von dem Gewürm frei, welches die edelsten Gebäude der Volksfreiheit so häufig zu Grunde richtet: Aristokratie und Hierarchie zerfraßen allmählig die Grundfesten. Aus der Mitte der gleich Freien erhoben sich in Zeiten der Gefahr einzelne Häupter. Sie bauten Burgen am Meer, Burgen im Lande zum Schutz der Bewohner gegen Seeräuber und Einfall der Nachbarn, und diese Burgherren verwandelten sich nach und nach in kleine Despoten, welche die Freien drückten und jochten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in gegenseitigen Fehden das Mark des Landes aufzehrten und beutelustigen Stärkeren in die Hände lieferten. In diesen Wirren war es den Pfaffen ein Leichtes, ihre Herrschgelüste zu befriedigen, und die Bischöfe, im Bunde mit der kaiserlichen Macht, kamen zur Gewalt, die sie mit den kaiserlichen Statthaltern, den Grafen von Holland, theilten. Doch sträubten sich die Friesen noch lange Zeit, das Joch anzuerkennen, und erst 1457 kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen sie wieder eintraten in den deutschen Reichsverband, welchen sie seit 500 Jahren verlassen hatten. Dieser Schritt reuete sie bald; nun aber vergeblich. Nachdem sie sich nutzlos der Erbstatthalterschaft des Herzogs Albrecht von Sachsen und seiner Nachfolger zu erwehren gesucht hatten, kam Westfriesland 1523 durch Herzog Karl von Geldern an Karl V., wurde ein Theil des burgundischen Erbes und hat seitdem die Schicksale der Niederlande getheilt. Immer aber bewahrten die Friesen den tapferen Sinn ihrer Altvorderen, waren würdige Genossen der Siege der holländischen Fahnen und blieben allezeit eines besseren, als des ihnen gefallenen, Looses würdig.

Dies der Blick auf das Friesenvolk im Allgemeinen. Betrachten wir nun noch besonders das Land, dessen Hauptstadt uns der Stahlstich verbildlicht.

Ostfriesland, des deutschen Landes Nordwestecke, ein Niederland, das sich nur wenig über den Spiegel des Meeres erhebt, ist ein den Fluthen der See und den Gewässern der Moore abgerungenes Erbe seiner Bewohner. Geest und Haide, Moore und Meer umlagern den goldenen Saum des Landes, das Marschland, dessen reichster Theil wiederum die Polder sind, d. h. das vom Meere angesetzte und künstlich eingedeichte Marschland. Die Deiche nennt der Friese seinen „güldenen Ring" um das Land. Mit Dämmen und Kanälen zahlt er seinen Tribut an das Meer, das gewaltsam nimmt, wenn ihm dieser versagt wird. So ward der Dollart, einst ein herrliches Land mit fünfzig blühenden Ortschaften, „wegen Saumsal in der Verwahrung der Deiche" von 1277 bis 1287 von den Fluthen zurück erobert und in einen Meerbusen verwandelt. Die Kanäle sind die Straßen des Landes, sie verbinden fast jedes Dorf mit Emden; gleich zahlreich sind sie in den Aemtern Aurich und Pensum. Die Ems und Leda sind des Landes Hauptflüsse, beide schiffbar. „Auf diesem „„merkwürdigen Niederland"", so schreibt ein kundiger Beobachter, „am Nordsaum des deutschen Landes, auf meeresgleichen Wiesen, hat, wie im Süden in den Felsenthälern der Alpen, altgermanische Freiheit eine letzte Freistätte gefunden und in zahllosen Kämpfen zu behaupten gewußt, und wenn auch des Landes politische Selbstständigkeit unterging, so ward doch aus ihren Trümmern vollkommene Freiheit der Person und vollberechtigtes Eigenthum der Bauern gerettet. Diese hergebrachte Freiheit, Selbstständigkeit, Unabhängigkeit des Gemeindelebens, und Wohlstand, der Widerschein früherer ruhmvoller Tage, geben noch immer den Marschbauern einen stolzen, unabhängigen Sinn. Die Phantasie hat ihre Gaben nicht reich ausgestreut auf diesen künstlichen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wagerechten, in Vierecke eingetheilten Boden; aber wackere, umsichtige, bis zum Eigensinn beharrliche, freiheitsliebende Männer erzeugt und ernährt er. Reichthum ist in allen Marschgegenden zu Hause, wenn auch hin und wieder durch die Ungunst der letzten Zeiten in Verfall; in einigen herrscht wahrer Luxus, wie kaum irgendwo bei Landleuten, und neben der aus alter Zeit stammenden großen Mannichfaltigkeit von bunten Kleidertrachten haben sich die seltsamen Gebräuche, Sitten und Einrichtungen der Vorfahren erhalten, ein treues Bild altgermanischen Volkslebens." — Des Wohlstandes Hauptquellen sind die Landwirthschaft (auf 5000 freien Bauerhöfen sind Lehngeld, Erbunterthänigkeit, Hut- und Triftgerechtigkeit, Frohnden, Zehnten ꝛc. unbekannte Lasten!), Torfgräberei (sie ernährt $^1/_{10}$ der Einwohner), Fischerei, etwas Kunstfleiß und lebhafter Handel, namentlich mit Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht, nach Amsterdam, Bremen, Hamburg und England durch die friesischen Haupthäfen: Emden, Leer, Norden und Karolinensiehl.

Nachdem der Bund der sieben Seelande zerfallen und die Herrlichkeit des freien „Upstalsbooms" untergegangen waren, setzten auch in Ostfriesland sich einzelne Häuptlinge an die Spitze größerer oder kleinerer Landestheile und befehdeten sich unter einander. Endlich wählten sie sich ein gemeinschaftliches Oberhaupt, dem man auf einem allgemeinen Landtage 1453 die Würde eines Regenten und Oberherrn von Ostfriesland zugestand, jedoch mit ausdrücklicher Sicherstellung aller dem Lande und den Einzelnen eigenen Rechte und Freiheiten. Ulrich Cyrksena wurde der Mächtigste derselben; er unterwarf sich die übrigen ostfriesischen Herren, trug dem Kaiser Friedrich III. 1454 Ostfriesland als Lehn an und wurde dafür in den Reichsgrafenstand erhoben. Der bedeutendste unter seinen Nachkommen war Edzard der Große. Ihm verdankt das Volk, außer der Vergrößerung des Gebiets, die Zusammenstellung des ostfriesischen Landrechts. Unter ihm gewann auch die Reformation dort festen Boden. Unter Edzard III. litt das Land viel vom niederländischen Bürgerkrieg, dessen Parteien es oft überschwemmten. Kurze Zeit nachher erklärten Emden und andere Städte sich für den reformirten Glauben und zwangen ihren widerspenstigen Grafen im Vergleich zu Delfziehl (1595) zu mancherlei Zugeständnissen in kirchlicher und bürgerlicher Hinsicht. In beiden Theilen lebte jedoch die Mißstimmung fort und schürte die Streitigkeiten zwischen den Grafen und den Ständen auch während des dreißigjährigen Krieges, und diese arbeiteten mit Einfällen fremder Völker, Pest, Sturmfluthen, strengen Wintern, Mißwachs und Theuerung gemeinsam am Ruin des Landes. Dennoch wußte sich das Volk auch aus diesen schweren Zeiten zwei theure Kleinode zu retten: die ostfriesischen Konkordate, vom 2. Juni bis 28. September 1599 zu Emden von dem allgemeinen Landtag mit den Grafen abgeschlossen, und der sogenannte osterhusische Vergleich von 1611 gaben den Ostfriesen das Fundamentalgesetz ihrer Verfassung, das bis zu den neuesten Zeiten und sogar noch unter der preußischen Regierung in voller Kraft geblieben war. An Preußen kam Ostfriesland kraft der 1715 vom Kaiser ihm ausgestellten Be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lehnungsurkunde (eine 1691 beschlossene Erbverbrüderung zwischen den Cyrksena's und Braunschweig-Lüneburg erhielt die kaiserliche Bestätigung nicht) nach dem kinderlosen Tode Karl Edzards, mit welchem die männliche Linie des cyrksena'schen Hauses nach dreihundertjähriger Regierung ausstarb, im Jahre 1744. Die preußische Regierung wußte das Mißtrauen, mit welchem sie im Lande empfangen wurde, durch Erhaltung und Achtung der alten Landesakkorde und der ständischen Verfassung, so wie durch durchgreifende und zweckmäßige Restauration des auf diesem alten Fundamente ruhenden Staatsgebäudes, in Vertrauen umzuwandeln und verhalf dem durch die unaufhörlichen inneren Zwiste und äußeren Bedrückungen gesunkenen Wohlstand zu neuer Blüthe. — Desto härter traf die Einverleibung des Landes erst in das Königreich Holland, dann in das französische Kaiserreich das Volk der Ostfriesen, das nun seine Rechte und Freiheiten zertrümmert und mit Füßen getreten sah. Der Befreiungskrieg machte zwar auch sie frei von der französischen Herrschaft; die volksverrätherische Diplomatie gab sie jedoch am 15. December 1815 an England Preis. Ostfriesland ward eine hannöverische Landdrostei.

So ist des großen friesischen Volksstammes Freiheit und Unabhängigkeit verloren gegangen. An der langen Meeresküste und auf den Inseln zerstreut sind die freien und edelen Friesen, „welche keinen Herrn über sich und keinen Knecht unter sich duldeten und in ächt germanischer Art nur von der Volksgemeinde Recht und Gesetz nahmen", nach und nach von Adel und Fürsten überwältigt und ihrer staatlichen Selbstständigkeit beraubt worden. Sie theilten das gemeine deutsche Loos. Früher hatten sie, sich selbst genug, das große Ganze von sich gestoßen. Nachher verließ sie das große Ganze und zuletzt gingen sie unter in dem allgemeinen Schiffbruch der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit. Und als sie wieder erobert war, 1813, mit Strömen Bluts; da wurden die Friesen von dem Wiener Fürstenkongreß betrogen, wie wir Alle betrogen worden sind: — sie wurden verschachert und verhandelt an fremde Herren, und der schnöde Akt der gesalbten Hebräer als legitim gestempelt.

Emden, Ostfrieslands bedeutendste Seestadt, liegt am wohlgeschützten Dollart und unweit der Emsmündung. Es zählt gegenwärtig gegen 13,000 Einwohner. Die Stadt zeigt allenthalben holländischen Schnitt und hat, die sieben Kirchen und das nach dem Muster des antwerpener gebaute Rathhaus ausgenommen, wenig Sehenswerthes. Alterthümliches und Modernes behauptet neben einander seinen Platz und läßt den Beschauer zu keinem Gesammteindruck des Bildes kommen. Ein Zeugniß für die einstige große Blüthe und den noch nicht gesunkenen Wohlstand der Stadt geben die vielen, reich ausgestatteten und vortrefflich geleiteten Armen- und sonstige Unterstützungsanstalten. Emden, das 1595 freie Reichsstadt unter Hollands Schutz wurde, steht als ein Unicum in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs da: während alle Länder und selbst Ostfriesland unter seiner blutigen Geißel verödeten, gedieh diese für damalige Zeit feste Stadt zu Macht und Reichthum und einer Bevölkerung von 22,000 Einwohnern (die angesehenen und reichen Familien des Flachlandes suchten hier eine Schutz-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stätte), und es sank von seiner Höhe herab, als nach dem westphälischen Frieden die zerschlagenen Völker im übrigen Deutschland wieder zu athmen und die Glieder zu regen begannen. Die preußische Regierung suchte Emden durch Errichtung eines Freihafens und durch Handelsverbindungen mit Indien und China zu heben; kräftiges Leben kam aber erst durch den siebenjährigen, den englisch-nordamerikanischen und den französischen Revolutions-Krieg in Ostfrieslands Handel und Schifffahrt. Damals betrug die Zahl der auslaufenden großen Seeschiffe über 1000. Diese ganze Herrlichkeit vernichtete England während seines Zwistes mit Preußen, 1806, mit unvergleichlichem Eifer. In kurzer Zeit verlor Emden durch englische Kaper für 3 Millionen Gulden Eigenthum und fast sämmtliche größere Seeschiffe. Während der holländischen Herrschaft (1806 — 1810) war die einst so stolze Stadt so tief gesunken, daß sie nur noch in der Einträglichkeit des Schleichhandels einen Rettungsanker sah und benutzte. Aber auch diese Quelle floß, nachdem Napoleon die Küstensperre mehr und mehr vervollkommnete, spärlicher und versiegte endlich ganz. Nach den napoleonischen Kriegen strebte zwar allenthalben der Verkehr seine alten Wege wieder einzuschlagen und neue aufzufinden; für Emden war jedoch die gute Zeit vorbei. Andere friesische Häfen erhoben sich; und neben den zwei großen Handelsplätzen an der Elbe und Weser konnte es niemals eine Bedeutung für den Welthandel wieder erlangen. Hamburg und Bremen standen neben Emden wie Riesen neben einem Zwerg.

Im Jahre 1570 besaß Emden 600 Seeschiffe; auch in der Periode der preußischen Herrschaft war die Handelsflotte noch stark; jetzt ist die Zahl der registrirten Seeschiffe auf 84 gesunken.

Für Emden kann wieder eine große Stunde nur dann schlagen, wenn der deutsche Flottentraum eine Wahrheit wird. Emdens Hafen ist der vortrefflichste an der ganzen Nordsee und bietet alle Erfordernisse zu einem Kriegshafen, der den von Portsmouth an Großartigkeit nicht nachstehen würde. Napoleons Blick hatte hier die Stelle erkannt, auf welcher, England gegenüber, ein großer Seehandelsort und ein unbezwingbarer Waffenplatz erstehen sollte: der russische Winter von 1812, dem ein so kurzer Völkerfrühling folgen sollte, vernichtete den Plan mit seinem Entwerfer. Wäre Deutschlands Einheitstraum in jener Zeit Wirklichkeit geworden, — wäre damals ein deutsches großes Reich emporgewachsen — dann würde auch für Emden manche gute Frucht gereift seyn; aber die junge Saat, die unser Herzblut düngte, zerschlug der Hagel europäischer Despotentücke. Ob der neue Völkerfrühling den alten Traum in's Leben ruft? Ja, wenn **das souveräne Volk** es will — und in der deutschen Union mag dann auch der „edle Friese" die Tage wieder sehen, wo kein deutscher Stamm freier war, denn er, und keiner glücklicher.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DIE KAISER PFALZ

IN GELNHAUSEN.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXXVIII. Die Kaiserpfalz in Gelnhausen.

Die Republik war unsere Jugend; Kaiser und Reich füllten unsere reiferen Jahre aus; altersschwach geworden, schlug uns die Dynastenherrschaft in ihre Bande und durch die Republik werden wir uns zum neuen Leben verjüngen. Die Unfähigkeit der alten Monarchie, sich neu zu gestalten im Geiste der Zeit und die Bedürfnisse und Forderungen eines freien Volks zu befriedigen, liegt am Tage. Die Ueberzeugung von dieser Unfähigkeit durchdringt alle Klassen, ihre Hinfälligkeit ist notorisch, und selbst bei ihren treuesten Anhängern ist der Glaube an ihre Lebensdauer tief erschüttert. Die Monarchie in Deutschland gleicht einer Sterbenden. Krampfhaft hält sie sich am gesunden Volksleib festgeklammert, und in ihrer Todesangst schreit sie jeden Arzt und jeden Quacksalber, der vorüber geht, um Rettung an. Nicht gedenkend ihrer Vergangenheit und jeglicher Selbstachtung sich entäußernd, sucht sie demüthig nun sogar bei Denen Hülfe, welche sie in den glänzenden Tagen ihrer Macht mit bitterer Feindschaft verfolgt hat. Volksmänner, welche sie vordem in den Kerker warf und an Ketten legte, citirt sie an ihr Sterbebett, und aus Hochverräthern und Majestätsverbrechern, Verbannten und Flüchtlingen macht sie Vertrauensräthe und Minister. Warum folgen aber **diese** Männer **solchem** Rufe? Sind die edeln, starken Stämme des Volkshains dazu da, daß man sie fälle einen nach dem andern, um die zusammenbrechenden Gebäude der Fürstenherrschaft zu stützen? Sind sie nichts Besseres werth? Sind sich jene Männer nicht eines höhern Berufs bewußt, als des zur **letzten Priesterschaft** eines Götzen? Nicht an der alten, verrosteten Kette der Alleinherrschaft mitzuschleppen, sondern schöpferisch neue, bessere Zustände für des Vaterlandes Zukunft zu gründen, ist ein Geschäft, würdig, daß die bessern und reichbegabten Geister all ihr Können und Vermögen daran setzen. Die Zeit ist rührig; sie hat Meilenstiefeln an; die Monarchie ist aber das Prinzip der Trägheit und darum hat sie die Zeit verworfen. Wandelbarkeit ist die Bedingung alles Lebens, und Fortschritt und Vervollkommnung sind seine Aufgaben. Wir sollen im Schlamm der Alleinherrschaft nicht stecken bleiben wegen einzelner Goldkörner, die sich darin verbergen; wir sollen nicht die berghohe Masse des Mißbrauchs schonen, weil manches Gute unter ihm versteckt liegt. Aufgeräumt und weggefegt muß werden von Grund aus und ohne Zögern. — Wir sollen aber auch nicht die Fabel vom Schlaraffenlande glauben, in welches die Republik nach einem weit verbreiteten Wahne Deutschland verwandeln wird. Ein solches Eden mag am Ende der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeiten liegen, wenn der Mensch den Teufel in sich selber bezwungen hat und die Tugend allerwärts als Nothwendigkeit des Daseyns gilt. Diese Zeit liegt jedoch unter künftigen Aeonen begraben, und bis dahin wird uns kein anderer Baum grünen und Früchte tragen, als den wir gepflanzt haben unter dem Schweiße unseres Angesichts und gepflegt mit harter Arbeit. — Auch die Republik ist kein anderer. —

Trotz dem wird er gepflanzt werden. Es ist nicht auszuweichen. Der alte Baum der Monarchie ist innerlich morsch und faul, seine Wurzel ist abgestorben, er ist der Art verfallen und an seinen Platz muß eine junge Pflanze. Alles irdische Leben geht im Kreislauf. Auch das deutsche Volksleben hat seinen Turnus. Aufgegangen aus der Demokratie, schossend und wachsend in der Republik, blühend und Früchte ansetzend im Reich, reifend, welkend und dorrend in der Fürstenherrschaft, hat nun die Revolution den Saamen wieder ausgeschüttet auf die Erde, er ist zurückgekehrt zu seinem Ursprung, und aus dem Boden der Volkshoheit geht er von Neuem als Republik auf. Das ist der Kreislauf; kein Gott kann ihn ändern.

Die Tage unserer Gegenwart sind die Tage des Keimens. Darum treibt ein innerer Instinkt die Nation jetzt nach Allem hin, wodurch sie den neuen Lebenskreis, der ihr eröffnet ist, erfüllen kann. Sie strebt und ringt aus allen ihren Kräften, sich von Zuständen und Verhältnissen loszumachen, bei denen, wie sie fühlt, fernerhin kein Verlaß mehr ist; nicht Sicherheit nach Außen, noch Frieden nach Innen; nicht Würde, noch Hoffnung; nicht Glück, noch Liebe. Trennung von der Monarchie — (die in den Augen Vieler schon ein Kadaver ist) — ist unvermeidlich, und die Nation wird dies Ziel erreichen — je nachdem man sie gewähren läßt, oder hindern wird — friedlich oder kämpfend.

Bis dorthin bleibt Alles Flickwerk und jede Einrichtung ein Provisorium. Wir können nicht eher neu bauen an dem Platz des Alten, als bis dieser gereinigt ist von Schutt und Trümmern. Und dann muß das Erste seyn nieder zu arbeiten und aufzusäubern bis zum untersten gesellschaftlichen Fundament — zum Urvertrage, der allem vernünftigen Begriff vom Staate zum Grunde liegt. In diesem Vertrage hat Jeder seine nur durch das Maß seiner Kräfte beschränkte Freiheit willig an die allgemeine Freiheit hingegeben, Jeder hat seine Person, sein Leben, seine Rechte und sein Eigenthum in die Genossenschaft, den Staat, eingelegt, und vom Staate hat er sie gewährt und gesichert zurückerhalten. Indem so der Einzelne sich an's Ganze verlor, hat er sich alsobald wiedergefunden als gleichberechtigtes Element dieses Ganzen; indem er sich der Gesammtheit unterwarf, hat er seinen Antheil an der Herrschaft über die Gesammtheit gewonnen. — Nur in der Allheit ist der Einzelne aufgegangen, nicht aber in einer Klasse, oder in einer Familie, oder in einer einzigen Persönlichkeit. Nach dem gesellschaftlichen Urvertrage bleiben Alle einander gleich, wie sie es vorher gewesen sind, und Keiner ist, der auf Grund des Vertrags ein Vorrecht für sich in Anspruch nehmen könnte. Darum darf in einem, aus dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Urvertrage folgerecht und unverfälscht entwickelten Staate keine Gliederung in Ständen und Klassen, keine Unterordnung, kein Staat im Staate geduldet werden; denn die ausdrückliche Wirkung des gesellschaftlichen Pakts soll ja die Ausgleichung der Unterschiede seyn, welche sich im Naturzustande durch physische Stärke oder geistige Ueberlegenheit Einzelner gegen Andere kenntlich machen; er ist gegen das Recht des Stärkern gerichtet, er soll die Unterdrückung verhindern, nicht sie hervorrufen, erleichtern oder ihr gar, als heilig und unverletzlich, Bestand gewähren. Darum ist das Volk, weil es mit sich selbst den Vertrag abgeschlossen hat, im wahren Staate immer auch der einzige Gebieter über sich selbst, und die Summe der Willenskräfte jedes Staatsangehörigen, jedes Bürgers, macht eben jenen Gesammtwillen aus, welcher als Souveränität dem Volke inne wohnt. Es kann sich dieser Machtvollkommenheit eine Nation nie entschlagen; sie besitzt sie als ein Recht, das ewig unveräußerlich ist und sich unzertrennlich mit dem Begriff „Volk" verbindet. Sie kann folglich auch durch keine Entäußerung gültig übertragen werden. Sie hat ihr Daseyn einzig und allein in dem gesammten Volke und äußert sich gesetzgebend und regierend, nach dem Willen der Mehrzahl, durch ihre Organe, die vom Volke zur Legislatur frei und direkt gewählten Männer seines Vertrauens und die verwaltenden und exekutiven Behörden. Letztere, um die Beschlüsse des Gesammtwillens, diesem unterthänig, in Vollzug zu setzen, können nie, wie die erblichen Fürsten von Gottes Gnaden, die Quelle ihrer Macht in sich selber tragen; sie schöpfen die ihrige, welche stets dienender Natur bleibt, einzig und allein aus dem Brunnen aller Autorität, der Souveränität des Volks, und ihr Mandat erlischt, sobald das souveräne Volk es zurückzieht. Auf so einfachen Grundlagen beruht die republikanische Staatsverfassung, und eben so einfach als stark baut sie sich aus, wenn sie bei ihrem Bau nichts anderes gelten läßt, als die folgerechte Anwendung des Prinzips der Volkshoheit. — Geschieht dies, dann wird auch die ethische Nothwendigkeit, das Sollen, sich stets mit der rechtlichen Freiheit der Staatsangehörigen, die kein Gesetz antasten soll, zur moralischen Möglichkeit verbinden, und aus der Wechselwirkung jener Freiheit und dieser Nothwendigkeit werden eben so einfach die Pflichten und Rechte sich gestalten, welche die Unterwerfung des Einzelnen unter den Staatswillen zu einer freiwilligen erheben, und die, Alle schirmend, jeglicher Gewalt ihre sittlichen Schranken setzen. Und wenn dann die Religion über ein solches Gemeinwesen seinen Bogen des Friedens und der höhern Versöhnung, wie eine Brücke aus der immerdar wechselnden, unstäten, kreiselnden und wirbelnden, leiden- und thränenreichen Welt des Daseyns in die ruhige Welt des ewigen Seyns hinüberspannt; — wenn dann das auch im besten Staate unheilbare Wehe des trüben Erdenlebens jener „ewigen Liebe" sich in den Schooß legt, die alle Elemente der natürlichen wie der sittlichen Welt zusammenhält; wenn kein leidendes Herz den Trost entbehrt, daß es nicht außerhalb der Grenzen des Alls hinausgestoßen sey in die leere Wüste: — dann wird auch der Staat der höhern Le-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

benswärme und sittlichen Stärke nicht entbehren, ohne welche er seine höchste Bestimmung: die Zwecke der Humanität zu fördern, niemals erfüllen kann; — er wird für Menschenglück Das wirken, was überhaupt auf Erden durch den Gesellschaftspakt zu erreichen steht. — Ihr Ideal freilich wird eine deutsche Republik so wenig ausfüllen, als sein menschliches der Mensch: — der Mensch, dieser getrübte Strahl, herabgefahren aus dem Lichtkreise Gottes; dieser Funken aus den Flammensäulen des ewigen Geisterreichs und doch unvergänglich wie Gott selber! — Der Mensch kann das Kleinste nicht vollkommen thun, geschweige das Große: und der Menschenwerke Allergrößtes ist der Staatenbau für freie Nationen! — —

Unser Bild rückt uns wieder einmal Kaiser und Reich vor's Auge, und zwar diesmal den Wandelkaiser und das Wahlreich: — beide versunken, wie ihr Haus zu Gelnhausen, in Schutt und längst — Ruinen.

Beide waren hervorgegangen aus Verhältnissen, die nun fast tausend Jahre hinter uns liegen. Mit dem letzten Karolinger war die Erblichkeit der Thronfolge im ostfränkischen oder deutschen Reich zu Grabe getragen und zugleich das Band zerrissen, welches die deutschen Völkerschaften unter sich und mit dem Thron verknüpfte. Von den Hauptvölkerstämmen, den Franken, Schwaben, Bayern, Thüringern, Sachsen, Friesen und Lothringern, hielten nur Sachsen und Franken fest an einer dauernden Vereinigung, während Bayern und Schwaben schon damals, wie Burgund, auf Gründung selbstständiger Königreiche hinzielten. Die Furcht vor äußerer Gefahr und gegenseitige Eifersucht, nicht die Einsicht, daß nur ein gemeinsames Oberhaupt den Völkerschaften das imposante Gepräge einer großen, mächtigen Nation aufdrücken könne, am wenigsten aber Begeisterung für ein starkes Deutschland — bewog die Stammesfürsten zur Wahl eines Oberherrn. Nach diesen Wahlmotiven bestimmten sich auch die den Königen eingeräumten Rechte, wie denn überhaupt das ganze Bild der Reichs-Regierung und Verwaltung ein umgekehrtes geworden war: früher Erbkönige, durch welche die einzelnen Herzoge gewählt und eingesetzt wurden, jetzt Erbfürsten, welchen allein das Recht der Königswahl zustand; früher erbliches Reichseigenthum des königlichen Hauses, jetzt Einsetzung des gewählten Königs in die Reichsgüter.

Diese Verhältnisse waren indessen der Ausbreitung und Wahrung der Volksrechte günstiger, als der Entwickelung der Fürstengewalt. Mußte es im Interesse der Herzoge liegen, in der Kräftigung ihrer Stammländer sich ein Gegengewicht gegen etwaige Uebergriffe der Kaiser oder ihrer Nachbarn zu sichern, so forderten Pflicht und Klugheit die Kaiser auf, im Volke selbst ihren Schutz gegen etwaige Uebergriffe der Fürsten zu suchen, und dies, mehr als ihre Hausmacht, war zugleich das Mittel, der Wahlkrone selbstständigen Glanz zu verleihen. In diesem Sinne handelte Heinrich I., als er die Pfalzgrafenämter in den Herzogthümern einführte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Pfalzgrafen erhielten, wie die früheren Kammerboten, die Aufsicht über die Krongüter, die Gerichtsbarkeit über Diejenigen, welche vom herzoglichen Gerichtszwange befreit waren, und in peinlichen Fällen das Schultheißenamt neben dem Herzoge. Die bekanntesten dieser Pfalzen*) waren in den Provinzen sächsischen Rechts Merseburg, Goslar, Grona, Allstädt und Mühlhausen, und in den Provinzen fränkischen Rechts Aachen, Ingelheim, Trebur, Speyer und Gelnhausen. Diese waren der Lieblingsaufenthalt der Hohenstaufen.

Noch kräftiger verfolgte Heinrich sein Ziel der Niederdrückung der Feudaldespotie durch die Wehrhaftmachung des Volks und die Gründung eines freien Bürgerstandes. Sein Nachfolger Otto pflanzte auf diese Errungenschaften die äußere Glorie kaiserlicher Majestät durch die zum ersten Male ausgelegte Pracht der Krönung und den Hofdienst der Erzämter. Diesem Krönungsglanze folgte eine Regierung voll Blut und Stürme; Otto aber blieb Sieger gegen die aufrührerischen Großen wie gegen die äußeren Feinde des Reichs und brachte endlich auch die römische Kaiserkrone wieder auf das deutsche Königshaupt.

Durch die Erwerbung Italiens und der Kaiserkrone hatte Deutschland ein neues und weites Thor zu künftigen Kriegen geöffnet. Zu den Großen des Reichs trat der Papst als zweiter Feind der kaiserlichen Macht. Zugleich erhielt die Pfaffenmacht eine Stütze jenseits der Alpen und das Volk eine Stütze an der Pfaffenmacht gegen die Bedrückungen der weltlichen Herren. Die theuersten Opfer kostete aber Deutschland der durch jene Erwerbung heraufbeschworene Traum der Wiederherstellung der Macht und Herrlichkeit des alten Roms und der Errichtung einer römisch-deutschen Erbmonarchie. Die sächsischen Kaiser waren diesem Ziele dadurch näher gekommen, daß sie die Herzogthümer bald theilten, bald vereinigten und, so viel als möglich, sie an Mitglieder der königlichen Familie vergaben. Die fränkischen oder salischen Kaiser verfolgten denselben Plan; doch der Umschwung der Dinge unter Heinrich IV. führte ein ganz anderes Resultat herbei. Heinrich IV. sah sich genöthigt, Herzogthümer wieder erblich zu verleihen; an die Stelle der Pfalzgrafen traten Burggrafen und nahmen, wie die Markgrafen und Grafen, allmählig eine selbstständige fürstliche Stellung ein: auf den Trümmern der Monarchie erstand eine vielköpfige Aristokratie, neben welcher der freie Bürgerstand der Reichsstädte sich festsetzte. In dieser neuen Entwickelung schritt Deutschland auch unter den Hohenstaufen vorwärts, über deren Stellung zum deutschen Volke wir uns schon früher ausgesprochen haben. Unter ihnen wurde die Erblichkeit der Herzogthümer gesetzlich anerkannt; die Volksherzogthümer gehen, zersplittert, an einzelne Erbfürsten über und die Völkerstämme verlieren

*) Das Wort Pfalz, altdeutsch Phalenz oder Palenz, stammt vom lateinischen Palatium, Palast. Die deutschen Wahlkaiser hatten nämlich keinen festen Sitz, sondern zogen im Reiche umher und bewohnten die in den verschiedenen Städten für sie und von ihnen errichteten Kaiserpaläste. Daher nannten wir sie oben Wandelkaiser.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre selbstständige Stellung und ihre Namen in der Geschichte; die Bischöfe treten als reichsunmittelbare Herren auf und üben in ihren Sprengeln die herzogliche Gewalt aus. Dazu kommen endlich noch die Ritterschaften, die freien Städte und die geistlichen Verbindungen in ihrer höchsten Blüthe.

So war denn nach dreihundertjährigem Kampf die Kaisermacht bis auf einige armselige Trümmer zusammengesunken. Zwar hieß der Kaiser noch der erste Fürst der Christenheit; der Nimbus der Majestät war jedoch zerrissen und nur eine großartige Persönlichkeit des Kronenträgers konnte ihn noch mühsam zusammenhalten. Eine solche war Rudolf von Habsburg. Seine energischen Schritte zur Aufrechthaltung des Landfriedens erwarben ihm den Dank des Volks; sein rastloser Eifer für seine Nachkommen erregte Mißstimmung unter den Fürsten, aber gleichwohl nahmen seine Nachfolger diesen Theil seiner Regentengeschäfte sich allein zum Muster: die Sorge für die Kräftigung des eigenen Hauses überwiegt jede andere, und ihr gegenüber tritt die Sorge der Wahlfürsten, stets Männer von geringer Hausmacht auf den Thron zu bringen, immer deutlicher hervor. Luxemburg, Oesterreich, Bayern liefern Könige dieser Art, und weder die Bestimmungen des Kurfürstenvereins zu Rense, noch die goldene Bulle vermochten das Reich von seinem Krebsschaden zu heilen. Zu den Werken der Eitelkeit und Selbstsucht, mit welchen Karl IV. seine Regierungszeit ausfüllte, kamen Verluste an den Reichsgrenzen und unaufhörliche innere Unruhen, denen auch der unfähige König Wenzel kein Ziel setzen konnte. Ruprecht sah seine Heeresmacht in Italien untergehen und Sigismund zündete an dem Scheiterhaufen zu Konstanz die Flamme des Hussitenkriegs an. Unter ihm erhielt der Burggraf Friedrich von Nürnberg das Kurfürstenthum Brandenburg und der Markgraf Friedrich von Meißen das Kurfürstenthum Sachsen; beide Staaten waren bestimmt, bei der Umgestaltung der Verhältnisse Deutschlands durch die Reformation die wichtigste Rolle zu spielen. Gesetz und Herkommen scheint endlich die Furcht der Kurfürsten vor einer starken kaiserlichen Hausmacht beseitigt zu haben, denn von Albrecht II. an bleiben sie bei allen Wahlen dem Hause Oesterreich treu, obgleich schon der nächste König, Friedrich III., nur an die Vermehrung seiner Hausmacht dachte. Noch wichtigere Rechte wußte der römische Stuhl durch die aschaffenburger Konkordate dem schwachen Reichsoberhaupt zu entreißen: die Besetzung der meisten Kirchenstellen und Pfründen und mit ihr eine unerschöpfliche Quelle reicher Einnahmen kam wieder in dessen Gewalt. Einen tröstlichern Blick gewährt nur das städtische, wissenschaftliche und Kunstleben; das Handwerk hatte seinen goldenen Boden; Wohlstand und Bildung waren der gewerblichen Thätigkeit und dem Handelsbetrieb gefolgt, das freie wissenschaftliche Leben äußerte bereits seine Einflüsse auf den Volksgeist.

Aber während die deutsche Nation durch humane Kultur erstarkte, wandte sich die politische Gestaltung Deutschlands einer immer größeren Beschränkung der centralen Gewalt zu. Hier hatte die Hierarchie selbst dem Siege der Reformation vorgearbeitet; sie hatte den Einfluß des Reichs auf das Ausland und sich selbst geschwächt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber auch auf die Reichsglieder, die nun, ob Fürsten, Dynasten, Städte, Ritter ꝛc., ihre eigene Meinung dem Kaiser und dem Papste zum Trotz durchsetzen konnten. Deutschland hatte unter Friedrichs III. langer Regierung nichts gewonnen; Oesterreich aber den Grund zu seiner Macht gelegt. Maximilian I. folgte seinem faulen Vater, der Wenzels Schicksal nur deshalb nicht theilte, weil eben, bei der Selbstständigkeit der einzelnen Reichstheile, des Kaisers Thätigkeit nicht sonderlich hoch angeschlagen wurde.

Max mußte bald genug erkennen, daß Deutschland zu einem Staatenbund und der Kaiser zum machtlosen Vorstand desselben ausgeartet war. „Die gewaltigen, regsamen Kräfte des deutschen Volks, Fürsten, Ritterschaften, Bürger- und Bauernbünde, strebten ungebändigt auseinander und ließen sich nie ganz, höchst selten in zureichender Menge zu einem Zwecke zusammenbringen. Da Max also seine Bahn nicht mit Hülfe der Deutschen verfolgen konnte, so that er es ohne sie, und was er erreichte, geschah nur für sein Haus, nicht für Deutschland." Seine Bemühungen um Herstellung eines geordneten Rechtszustands, Reichsgerichts, Reichseintheilung in Kreise und Schutzes gegen Außen hatten deshalb nur schwache Erfolge. Die Stände des Reichs beobachteten jedes kaiserliche Unternehmen mit der Eifersucht des Sonderinteresses; das Reich war längst kein ungetheiltes Ganzes mehr und die Landeshoheit der Territorialherren grenzte bereits an volle Staatsgewalt. Der Reichstag bestand aus drei Kollegien, nämlich den sieben Kurfürsten, den übrigen weltlichen und geistlichen Fürsten und den Ständen, d. h. den Prälaten, Grafen, Herren und Städten, die das Reich im engsten Sinne bildeten, denn für sie galt der Kaiser noch allein als eigentlicher Landesherr und bei ihnen findet man noch Bruchstücke der alten Verfassungsformen, während die landeshoheitliche Stellung der Fürsten sie der Hauptsache nach ganz verdrängt hatte.

So kraftlos war das deutsche Reich, als die Reformation es überraschte und zu den politischen und nationalen die religiösen Spaltungen fügte. Maximilians Tod, das Zwischenreich unter Kurfürst Friedrich von Sachsen und die Wahlkapitulation, welche Karls V. Macht beschränkte, wirkten günstig auf die Ausbreitung der Reformation und zugleich auf die Vernichtung des Restes von Reichseinheit. Denn wenn auch die von Karl durchgesetzte Reichs-Regimentsordnung ihm zu seiner Macht das volle kaiserliche Ansehen wieder zu gewinnen schien, so machten doch die bald nach den Reichstagen von Worms, Speyer und Augsburg ausbrechenden Kriege diesen Hoffnungen ein Ende.

Und hieher ist auch die Grenze von Dem zu setzen, was man unter „Kaiser und Reich" versteht. Von jetzt an treten die einzelnen deutschen Staaten als selbstständige Waffenmächte auf. Unter „Kaiserlichen" begreift man nur noch die österreichischen Soldtruppen. Reichsarmeen erscheinen fortan blos als Gegenstand des Spottes. Der Kaiser selbst gilt als der Erzfeind aller protestantischen Deutschen, Religionshaß zerreißt den letzten Faden, der die Glieder mit jenem Haupte verband; ein Kaiser der Deutschen existirt nur noch in der Sprache der Diplomatie,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus den Herzen der einen Hälfte des deutschen Volks ist er gerissen und ein großer Theil der anderen, der katholischen, schwört eigenen Göttern. — Der westphälische Frieden drückte das Siegel auf diese Jammerzustände: er stellte Deutschlands Grenzen bloß, öffnete der Einmischung fremder Mächte in innere Staatsangelegenheiten Thür und Thor und sanktionirte die Auflösung der Reichseinheit. Und von nun an entwickelt sich die Herrschaft des französischen Wesens im Kabinette, im Salon, endlich in Schule und Haus, die Tage von Deutschlands tiefster Erniedrigung brechen an, die Nachbarn treiben mit dem faulen Reichskörper Spaß und Kurzweil. Umsonst sucht Joseph II. ihn noch einmal wach zu rütteln; Friedrich II. von Preußen hatte ihm den tödtlichen Fußtritt gegeben; die französische Revolution und der Verrath seiner Glieder gaben ihm den Gnadenstoß. Ein halbes Jahrtausend hat er hingesiecht am unheilbaren Krebs der erblichen Dynastenherrschaft. Friede sey mit ihm!

Ja, Friede mit „Kaiser und Reich!" — Wer so lebte und so starb, kann und darf nicht wieder erstehen. Wir verkennen nicht das Gute, welches aus jenen Zeiten, wo Deutschland 370 Reichsstände zählte, in einzelnen Gebietstheilen noch segensreich wirkt; wir wissen, daß Wissenschaft, Kunst, Volksbildung fast so viele Schutzstätten hatten, als es große und kleine Höfe und Herrschaften gab, und daß manches Werk der Wohlthätigkeit jenen Zeiten seinen Ursprung verdankt.

Gedenken wir daran mit Dankbarkeit! Aber ebensowenig sey vergessen, wie unsäglich viel Last und Noth, Unrecht und Unehre aus jenen Zeiten noch auf dem deutschen Volke drückt! Werfen wir dieß dem alten todten „Kaiser und Reiche" nach, lassen wir uns nicht täuschen von unsern Germanisten, deutschthümelnden Romantikern, Verehrern der Vergangenheit und Rittern der mittelalterlichen Zustände, die um die Kaiserhäupter einen neuen Nimbus fügen und das freiheitsstolze Volk der Gegenwart wieder gut kaiserlich machen möchten. Es soll ihnen nichts helfen. Was noch von Kaiser und Reich am Vaterlande hängt und seiner freien Entwickelung mit verrosteten Hemmketten entgegentritt, das wird abgeworfen und unsere zerrissenen Fürstenmäntel — bald genug werden auch sie verschwinden von der freien Schulter der Germania, die keiner gekrönten Schutzleute bedarf, um Licht und Recht ihrem Volke zu wahren und das Zepter der Freiheit und Ehre zu halten in starker und fleckenloser Hand!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BUENOS AYRES

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DXXXXIX. Buenos-Ayres.

Am La Plata-Strome, fünfzehn deutsche Meilen von seiner Mündung, auf einem Landrücken, der sich 40 Fuß über den höchsten Wasserstand des Stromes erhebt, umgeben von einer unermeßlichen Ebene, liegt die größte Stadt Südamerika's, Buenos-Ayres, die Metropole des Bundes, in welchem die Republiken der Plataländer vereinigt sind. Ihre Lage ist der von New-Orleans ähnlich, und dieser Stadt an Größe und Volksmenge nahe kommend (Buenos-Ayres zählt 90,000 Einwohner), hat sie nicht geringere Ansprüche an die Zukunft. Der Plata ist nach dem Marannon und Missisippi der größte Strom des Welttheils und der natürliche Kanal für die Ein- und Ausfuhr eines Gebiets von mehr als 60,000 deutschen Geviertmeilen — eines Gebiets, größer als Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland zusammen. Wenn einst die europäische Auswanderung diesen Gegenden Millionen Arme zugeführt und Kultur und dichte Bevölkerung ihre Wohnsitze in derselben aufgeschlagen haben, dann wird keine Stadt der alten und neuen Welt mehr Garantien der Größe und des Gedeihens haben, als Buenos Ayres, und es wird um so schneller wachsen, je kräftiger ein Umstand dazu mitwirkt, welcher der Stadt den Namen gab. Die „gesunde Luft" des Orts ist eine Wahrheit und die Langlebigkeit seiner Bewohner sprüchwörtlich. Es stirbt jährlich nur der 48ste Theil der Bevölkerung, ein Verhältniß, das ohne Beispiel ist unter den Großstädten der Erde.

Buenos Ayres ist mit seiner längsten Fronte gegen den Strom gerichtet und präsentirt sich von da sehr imposant. Ein weiter Halbkreis von Gärten und Anlagen schließt es auf der Landseite ein. Die Stadt ist regelmäßig angelegt und ihre Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln in der Entfernung von je 450 Fuß. Breite Trottoirs laufen zu beiden Seiten der Häuser hin; die Fahrbahn in der Mitte ist theils gepflastert, theils auch nur chaussirt. Die Straßenbeleuchtung ist vortrefflich und die Reinlichkeitspolizei überhaupt musterhaft. In der Bauart herrscht die spanische vor. Jedes Haus bildet ein Viereck von ein bis zwei Stock Höhe, welches einen Hof einschließt, auf welchen die Fenster der Zimmer gehen. Die Fronte nach der Straße hat in der Mitte einen breiten Thorweg, zu dessen beiden Seiten sich gemeiniglich Läden und Contore, oder die Werkstätten der Handwerker befinden. Auf den platten Dächern stehen Blumen-Gestelle und Orangerien, und die artige Gewohnheit, die Außenwände der Häuser mit rankenden Gewächsen zu bepflanzen, gibt dem Ganzen ein gar heiteres Ansehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Um Balkone und Balustraden schlingen sich Luftpflanzen (Tillandsia), welche aus der Atmosphäre die Nahrung ziehen und nie des Begießens bedürfen. Mehre schönblühende Arten derselben sind hier heimisch.

Buenos-Ayres, obschon unterm 34. Breitengrade liegend, hat doch kein wärmeres Klima als die Gegend des Mittelrheins, und der Winter macht den Gebrauch des Kamins nöthig. Das Feuermaterial ist eine Hauptausgabe an einem Ort, wo es weit und breit keine Wälder gibt und kein anderer Brennstoff zur Anwendung kommen kann, als englische und nordamerikanische Steinkohlen, oder das Holz von Aprikosenbäumen, die hier nicht der Früchte, sondern des Holzes wegen plantagenweise gezogen und wie unsere Weiden alle drei bis vier Jahre geköpft werden. Dahingegen sind andere Lebensbedürfnisse und alle Kolonialwaaren hier um so wohlfeiler; Fleisch ist sogar noch geringer im Preise als das Brod. Gegenstände des Luxus vertheuert ein hoher Eingangszoll. Im Ganzen ist das materielle Leben billiger, als in irgend einer andern Großstadt der neuen Welt, und auch in geselliger und geistiger Beziehung können wenige Städte mehr bieten. Der Ton der bessern Gesellschaft ist leicht, ungezwungen und läßt von der altspanischen Grandezza nur die ihr innewohnende Anmuth zurück. Jede angesehene Familie hält offenes Haus und empfängt zu ihren Abendgesellschaften die von Bekannten des Hauses eingeführten anständigen Fremden sehr zuvorkommend. Politik, Musik und Tanz sind die Hauptquellen der hiesigen Unterhaltung und des Vergnügens. Musik wird von aller Welt mit Leidenschaft getrieben; das Piano fehlt in keiner anständigen Wohnung. Das Theater ist gut und wird häufig besucht. Stierkämpfe, sonst häufig, sind obsolet geworden. Die altspanischen Sitten vergehen immer mehr, je häufiger die Niederlassungen von Briten, Nordamerikanern, Deutschen und Franzosen werden und je mehr die Fremden durch ihren Reichthum, ihre Intelligenz und ihre Zahl an gesellschaftlichem Einfluß gewinnen. Einen großen Uebelstand hat Buenos-Ayres zu beklagen: — den Mangel an gutem Trinkwasser. Die meisten Einwohner sind auf ihre Cisternen angewiesen. Andere lassen sich das Wasser aus dem Plata zuführen, was eine bedeutende Ausgabe verursacht. Brunnen fehlen ganz, und die vielfachen Versuche zur Auffindung artesischer Quellen sind fehlgeschlagen.

Wohlstand ist in Buenos-Ayres der sichere Lohn der Arbeitsamkeit; denn Geschick und Fleiß werden hier so theuer bezahlt, als in den nordamerikanischen Städten. Dennoch sind Armuth und Bettelei nicht selten, beide Kinder der spanischen Faulheit. Der thätige, sparsame Ausländer hingegen kommt nirgends in der Welt schneller empor und ein großer Theil der hiesigen reichen Leute gründeten ihr Glück unter den bescheidensten Verhältnissen. — Die Hauptnahrungsquelle ist der Handel, der schon jetzt über 500 große Seeschiffe beschäftigt und jährlich über 12 Millionen Dollars umsetzt. Die Importen umfassen alle Fabrikerzeugnisse Europa's, denn Fabrikthätigkeit kennt man hier nicht; sie werden bezahlt mit den Ausfuhrartikeln, deren Zahl eben so gering ist, als ihr Betrag groß. Die unermeßlichen Ebenen des Landes geben Millionen von Pferden und Rindern das ganze

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahr hindurch die reichlichste Weide, und jedes Landgut hat mehr oder minder viele Quadratmeilen solchen Weidelandes aufzuweisen, auf dem die Heerden ohne Pflege leben und sich vermehren, und wovon man jährlich so viel Thiere einfängt, als man eben Häute, Talg ꝛc. zu verkaufen gedenkt, oder der Wirthschaftsplan es gestattet. Das Fleisch der Rinder wird auf vielen Gütern nur in so weit benutzt, als es die Konsumtion erheischt; das übrige wird Beute der Geier und Raubthiere. Selbst in Buenos-Ayres kostet das beste Rindfleisch nur wenige Pfennige. Einen Ochsen kauft man zu 4—5 Dollars, ein Pferd zu 3—6 Dollars. — Alle Obstarten, Gemüse und Wein werden in den Gärten angebaut und gedeihen vortrefflich; aber weiter erstreckt sich ihre Kultur nicht, und selbst das Mehl fahren die Amerikaner herbei, da die Gutsbesitzer bei dem reichen Ertrage ihrer Viehzucht es nicht für der Mühe werth halten, auch Ackerbau zu treiben. Sogar die Milch der Kühe wird noch wenig genützt, obschon die Plataſtaaten die ganze Welt mit Butter und Käse versorgen könnten. — Auf manchem Gute weiden 50—100,000 Stück Rindvieh, und manches verkauft jährlich 10,000 Stück Häute. Eine Nebennutzung der Viehzucht sind die Hörner, von denen jährlich nahe an 1½ Millionen Stück exportirt werden. In neuerer Zeit haben die Nordamerikaner angefangen, große Salzereien von Rindfleisch zu etabliren, von denen bereits 2—300,000 Centner jährlich ausgeführt werden: ein Geschäft, das eine neue große Quelle des Reichthums für das Land öffnet.

Buenos-Ayres, das 1809 und in den folgenden Jahren seine Befreiung vom Joch des spanischen Mutterlandes erkämpfte, würde seine Größe noch viel schneller entwickelt haben, wäre es nicht so häufig ein Schauplatz bürgerlicher Unruhen, und könnte es zu einem ruhigen Genuß der Freiheit kommen. Bisher hat es sich fast stets der Diktatur der Faktionen unterwerfen müssen und auch sein heutiger Diktator Rosas ist ein Despot. Dem Volke fehlt es an Vorbildung zur Freiheit und an republikanischer Tugend, und wo beides mangelt, da mögen die Nationen die Throne zerschlagen, aber der Tyrannei werden sie nicht entgehen. So wird auch uns, nachdem wir das Joch zerbrochen und uns über die Fürsten erhoben haben mit dem Vollgefühl unserer Kraft, — die beste Frucht der Revolution ein Geheimniß bleiben, wenn wir nicht in unserm Herzen und in unserm Kopfe, im Hause und in der Schule revolutioniren und nicht die strengen Grundsätze der Republik in unserer Lebensweise, in unsern Sitten, Gewohnheiten und Vorstellungen zur dauernden Geltung bringen. Könnten wir, wie Franklin und seine Genossen es thaten, als ächte Republikaner die Republik machen — wie wären wir glücklich! —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DL. Die Schlackenburg bei Teplitz.

Unter den heitern Umgebungen des berühmten böhmischen Kurorts Teplitz zeichnen sich die Anlagen auf dem Spitalberge aus, deren interessanteste Partie — die Schlackenburg — uns der Stahlstich versinnlicht. Sie krönt den Gipfel des Bergs und macht ein ernstes Gesicht in der schönen Landschaft; aber statt bärtige Ritter empfangen freundliche Kellnerinnen den Besucher und statt rauhen Waffenlärms hört man in den Sälen und Korridors die schäckernde Freude und frohe Gesänge. Auf dem platten Dache des Eckthurms ist eine herrliche Aussicht auf das vorliegende Thal mit der Stadt und dem an jedem hellen Tage von Spaziergängern wimmelnden Schloßgarten, und in größerer Ferne thürmt sich die blaue Wand des Erzgebirgs empor mit ihren bald kuppel-, bald kegelförmigen Höhen.

DLI. Die Karthause bei Pavia.

Eine Meile nördlich von Pavia, der alten Hauptstadt der lombardischen Könige, erhebt sich eines der größten Prachtgebäude Italiens: Kirche und Kloster der weltberühmten Karthause des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti.

Die Entstehungsgeschichte dieses Klosters gleicht der der meisten ähnlichen fürstlichen Stiftungen: es galt, für ein schweres Verbrechen die habgierige Kirche durch ein reiches Geschenk zu versöhnen. Das Verbrechen war schwerer Mord, die „fromme" Stiftung geschah, der Verbrecher ruht in geweihter Erde und die Geistlichkeit betet über seinem pomphaften Grabmonument. Das ist tausend Male da gewesen. Die Geistlichkeit preist solche Werke und ihre Gründer, die Kunst verherrlicht, die Poesie verewigt sie, bis die Geschichte den Griffel der Gerechtigkeit in die strenger prüfende Hand nimmt, Prunk und Wortgepräng der Schmeichelei ausstreicht und ihren Urtheilsspruch in einfacher Schrift darunter setzt: „Ein Werk der Lüge, der Heuchelei und der Eitelkeit."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die SCHLACKENBURG bei GÖPLITZ

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlages

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PAVIA.
Die Carthäuser Kirche.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Johann Galeazzo, der schlechte Sohn seines unwürdigen Vaters, Galeazzo's II., — eines der vielen Visconti's, welche vom eilften bis fünfzehnten Jahrhundert über das Mailändische herrschten und durch Raub- und Faktionskriege wie durch häusliche Schandthaten die Ehre Italiens befleckten und Glück, Würde und Freiheit des Volks mit Füßen traten, — Johann Galeazzo hatte einen Oheim, Barnabo, vor dessen Nachstellungen schon sein Vater sich von Mailand nach Pavia zurückgezogen hatte und dessen Macht auch er fürchtete. Diesen, einen, nach Art der Visconti's, finsteren, ungestümen und grausamen Mann (— er bestrafte, wie die von gekrönten deutschen Waidmännern im 19. Jahrhundert erlassenen Gesetze, Wilddiebe nicht nur, sondern auch jede „Beleidigung" seiner Jagdhunde standrechtlich mit dem Tode!) — galt es, aus der Welt zu schaffen. Johann war mit diesem Entschluß, seitdem er 1378 zur Regierung gekommen war, vertraut; dennoch vermählte er sich 1380, nach dem Tode seiner ersten Gattin, mit der Tochter seines Opfers. Zuerst versuchte er es mit Vergiftung. Die Versuche mißlangen. Da steckte Galeazzo die Larve der Freundschaft auf und lud seinen Oheim und Schwiegervater ein zu einer Lustfahrt auf dem Lago Maggiore. Der alte Sünder ging in die Falle des jungen. Er wurde mit zweien seiner Söhne festgenommen, auf Befehl des Neffen und Schwiegersohnes in's Gefängniß geworfen und hier 1388, und diesmal wirksam, vergiftet. Der fürstlichen Greuelthat setzte das Mittel, die Wuth des Volks vom Mörder abzulenken und die Masse für sich zu gewinnen, die Krone auf. Johann hetzte das Volk zur Ermordung der Beamten seines Onkels und gab die Schätze und Schlösser desselben der Plünderung Preis.

Auf diesem blutbeschmutzten Grund erstand der Plan des Kirchenbaus, den die Nachwelt als ein Wunderwerk der Frömmigkeit verehrt hat. „Zur Sühne seiner Schuld und Erlösung seiner Seele" — so berichten die italienischen Chronisten — legte Johann Galeazzo 1396 den ersten Stein. Dieß geschah mit dem höchsten Gepränge im Beiseyn der Bischöfe von Pavia, Novara, Feltre und Vicenza, sowie der ganzen übrigen Geistlichkeit seiner Herrschaften, und Millionen wurden nun aus dem Volke gepreßt, um den Bau zu fördern. — Die Pfaffen aber lohnten den Fürsten mit dem Nimbus der Heiligkeit, und um derselben sich noch würdiger zu beweisen, veranstaltete Johann jährlich große Wallfahrten zu dem Schreine der heil. Jungfrau. Der Opferstock füllte sich bei solchen Zügen bis oben an. Kein Wunder, daß die Geistlichkeit in ihm den treuesten Sohn der Kirche erkannte und ihn dem dummen, betrogenen Volke als einen Gegenstand der Verehrung anpries. „Willst Du ein Heiliger werden, so morde Deinen Bruder und gib Dein Vermögen der Kirche" — sagt Hutten. Es ist immer so gewesen.

Das Gebäude selbst, nach Bauart, Größe, Einrichtung und Ausschmückung, verdient die Bewunderung, die ihm stets zu Theil wurde. In drei Jahren war der Bau so weit vollendet, daß ein Prior mit vier und zwanzig Mönchen seinen Einzug halten konnte. Ungeheuere Privat- und Staatsgüter, die der Gründer für Klostergut erklärte, erhoben die Karthause sogleich zu einer der reichsten Abteien Italiens. In seinem letzten Willen verordnete der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stifter, daß von dem Klostereinkommen jährlich ein bestimmter Theil zur Verschönerung und Erweiterung der Gebäude verwendet werden müsse. Dieß und die Schenkungen, welche dieser großen Mastanstalt der Faulheit fortwährend zu Theil wurden, boten hinreichende Mittel, um die Karthause zu einem Sammelplatz der Kunsttalente zu machen, die mit Begeisterung an der Ausschmückung des Wunderbaus arbeiteten. Luino, Giacomo della Porta, Procaccino, Sacchi, Guercino und andere Meister waren vier Jahrhunderte hindurch, vom fünfzehnten bis zum achtzehnten, zu diesem Zwecke in Thätigkeit, und doch glauben wir beim Beschauen aller dieser Werke kaum, daß es in diesem Zeitraum möglich war, so Vieles zu vollenden. Die ganze Karthause ist ein Kunstmuseum und der Werth desselben wahrhaft unschätzbar. Skulpturen, Schnitzereien, Bildwerke, Arbeiten in Gold, Erz, Elfenbein, Ebenholz und in kostbaren Steinen, Mosaiken, Oel- und Freskogemälde, welche alle Räume füllen und den Kapellen und Chören, Sakristeien und Altären, Monumenten und Mausoleen die höchste Pracht geben, sind nicht zu zählen. Kein Reich hätte jetzt die Mittel, eine solche Sammlung zu erwerben. Sogar die Räume für niedrige Zwecke sind mit Basreliefs, Malereien und Statuen von den größten Meistern ausgeschmückt. Den höchsten Glanz entfaltet jedoch, inmitten dieser stummen und überwältigenden Herrlichkeit, des Stifters Grabmal. Die Mönche begannen den Bau desselben hundert Jahre nach Johanns Tod und zugleich nicht ohne die Absicht, den Sforza's, den Nachfolgern des verherrlichten Johann Galeazzo, damit einen Wink zu geben, daß sie in dessen Fußtapfen treten möchten. Das Prachtwerk, von Pellegrini begonnen, ward von Giacomo della Porta im Jahre 1562 vollendet. Die Arabesken und kostbaren Ornamente sind von Christofero Romano. Das Ganze besteht aus dem schönsten parischen Marmor.

Das Kloster wimmelte von Insassen, als Kaiser Joseph II. den Thron bestieg. Mit so vielen andern üppigen Schlemm- und Betpalästen traf auch die Karthause das Schicksal, ihrer bisherigen Bestimmung entzogen zu werden. Der große Kaiser trieb die Mönche hinaus und in die Thätigkeit des Lebens zurück und stellte vier Priester zur Besorgung des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen, so wie einen Sakristan zur Beaufsichtigung und Erhaltung der Gebäude und Kunstschätze des Klosters an. Einige der Gemälde wanderten aus den überfüllten Räumen später nach Wien und Paris; alle andern sind da geblieben, und noch heute bewahren die Gebäude die Kunst, die Pracht und den Reichthum vergangener Tage.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DLII. Perava-Malva in Central-Indien.

Despotismus ist die fruchtbarste Mutter der Revolutionen. Deshalb sind die auf Gewaltherrschaft gegründeten Reiche selten von Dauer. Es bestätigt dies die Geschichte in tausend Beispielen und zu allen Zeiten.

Die Staaten in Indien und Centralasien hatten von jeher den Despotismus der Alleinherrschaft zum Fundamente und Einsturz und Wiederaufbau folgen hier rasch auf einander. Mächtige Reiche und gewaltige Dynastien kommen und verschwinden wie Meteore. Ein kraftvoller Arm erhebt sie; ein schwächerer läßt sie sinken; ein anderer stärkerer stürzt sie nieder und errichtet auf den Trümmern eine neue Herrschaft, einen neuen Staat. Als im Mogulreiche, das unter Aurungzeb ganz Indien umfaßte und über 110 Millionen Unterthanen zählte, das Zepter von schwachen und unfähigen Tyrannen gehalten wurde, da geriethen die entfernteren Provinzen in den Zustand permanenter Empörung. Auflodernd und mit Blut gelöscht, flammte sie immer von Neuem auf so lange, bis sie gelang und die Abtrennung vom Reiche erfolgte. Furchtbare Erpressungen brachten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch die gedrückten Gebirgsvölker der Ghauts zum Aufstand, an dem sich des Mogulreichs beste Kraft fast ein Jahrhundert lang verblutete, ohne ihn zu bewältigen. Die Gebirgsstämme vereinigten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind und unter dem Namen Mahratten spielen sie fortan in der Geschichte Centralasiens eine hervorragende Rolle. Ihr Held war Sewajih, der, anfänglich als erwählter Heerführer, ihre Schlachten schlug und dem sie sich, nachdem er viele Siege erfochten, freiwillig unterwarfen. Sewajih eroberte die schönsten Provinzen des Mogulreichs, schlug in Poonah seine Residenz auf und erbaute sich in Malva einen Palast, der als ein schönes Denkmal der indischen Baukunst dieser Periode noch jetzt Bewunderung erregt. Er liegt auf der Insel eines Sees, von dessen Ufer eine Brücke zum Hauptthore führte, die jetzt abgebrochen ist. Das ungeheuere Gebäude, dessen Errichtung zwei Millionen Rupien kostete, steht seit der Vernichtung der Mahrattenherrschaft durch die Engländer zu Anfang dieses Jahrhunderts öde und eilt seinem gänzlichen Verfall entgegen. Der Mahratte, jetzt beherrscht von einer Fürstin eines andern Erdtheils, die wie ein Nebelbild in seiner Vorstellung schwebt, und gehorchend einem Statthalter, welcher ihn mild und gerecht regiert, sieht zwar in dem verlassenen Königshause ein Grab der Ehre seines Landes und seines Stammes; aber nichts desto weniger fühlt er, daß die neuen Gesetze der fremden Herren besser sind als die alten der angestamm-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten Fürsten. Diese waren Helden; aber sie waren Tyrannen. Die Helden wurden besiegt, getödtet, gefangen; dadurch konnte jedoch das Volk nicht seine Freiheit verlieren, denn es hatte keine. Es wechselte nur seine Gesetze und blieb unterwürfig; Unterwürfigkeit war seine Gewohnheit. —

Gegenwärtig sind die Mahratten der tapferste Kern der indobritischen Armee, und das Motto von Englands Politik für sein indisches Reich:

„Herrschen durch die Ueberwundenen"

findet in den Mahratten eine starke Stütze.

DLIII. Das Kap Horn.

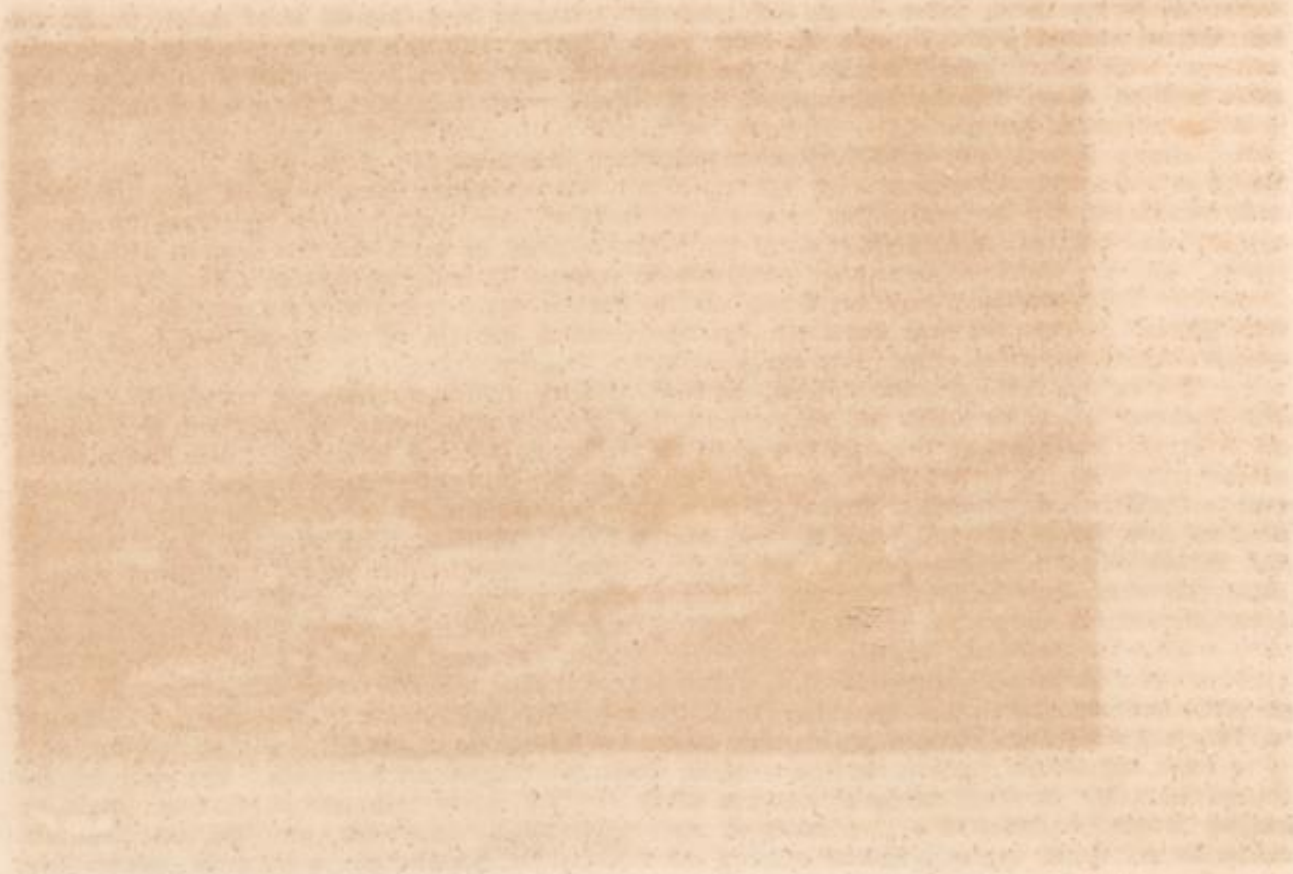
Es werde! — dieser Gedanke Gottes schuf die Welt, und wie er sie geschaffen hat, so lenkt er sie — durch Gedanken. Seine Gedanken im Menschen machen diesen zum Vollstrecker seiner Schicksalsbefehle, zur Sehne seines Bogens, zur Feder des Weltgetriebes. Seine Gedanken sind offenbar in den Propheten und Aposteln, in den Erfindern und Erforschern der Wissenschaften und Künste, sie sind lebendig in jenen Männern, welche, wie die Marco Polo, die Humboldte und La Perouse, den Schleier wegziehen von unbekannten Ländern, und in jenen kühnen Seefahrern, deren geräuschlose Entdeckungen einen bleibendern und wohlthätigern Einfluß auf den Kulturgang der Menschheit ausüben als die Thaten der gefeiertsten Fürsten und die glänzendsten Siege. —

Noch war kein halbes Jahrhundert seit dem Funde der zweiten Erdhälfte durch Kolumbus vergangen, und schon war man über die Gestalt Amerika's klar. Die Küsten waren befahren und selbst über Gebirgszug und Stromnetz im Innern hatte man Vorstellungen, welche, wie es die Karten aus jener Zeit beweisen, der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Nur über einen Punkt herrschte ein großer Irrthum. Man glaubte, der Welttheil dehne sich südwärts bis zum Polarkreise aus und die Meerenge, die Maghellan zuerst durchschiffte, sey der einzige Weg, um aus dem atlantischen Meere in den großen Ocean zu gelangen. Man hielt das Feuer-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CAP HORN

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

land nicht für eine Insel, sondern für die Fortsetzung des Kontinents selber, das sich in unbekannter Größe nach dem Südpol ausdehne. Erst Drake erschütterte diesen Glauben. Als er durch die Meerenge gesegelt war, wurde er durch Sturm an die Südspitze des Feuerlands verschlagen und er fand in einer Felsbucht beim Kap Horn ein Asyl. Seine Meinung, das Feuerland sey eine Insel, war aber zu schwach gegen das Vorurtheil, und sie verscholl allmählig wieder.

Vierzig Jahre später rüstete ein reicher holländischer Kaufmann, der Jude Isaak Le Maire, zwei Schiffe zu dem besondern Zweck aus, eine Umsegelung der amerikanischen Südspitze zu versuchen. Er wollte damit dem Verkehr nach dem großen Ocean eine neue Straße öffnen und ihn von der Herrschaft Spaniens befreien, welches, nicht zufrieden, daß die Fahrt durch die Maghellansstraße gefährlich war und zwei bis drei Monate dauerte, auch noch Befestigungen angelegt hatte, um sie fremden Nationen zu schließen. Die Expedition des patriotischen Kaufmanns hatte glücklichen Erfolg und das von den Wellen des großen Oceans bespülte amerikanische Südkap — eine durch einen Kanal vom Feuerland getrennte Felsinsel — erhielt nach dem Dorfe Horn, dem ländlichen Wohnort des reichen Isaak am Zuidersee, den Namen.

Die Beschaffenheit des Landes entspricht nur theilweise den Vorstellungen, welche sich nach den Berichten der alten Seefahrer bis auf die neueste Zeit fortpflanzten. Das Kap Horn liegt etwa unter demselben Breitengrade, wie Edinburg; das Feuerland dehnt sich von 52 bis 56 Grad aus, und das Klima ist an den flachen Küsten desselben nicht kälter, als an den Dünen Preußens. Es ist ein Alpenland mit der Fortsetzung der Kordilleren, die in steilen, mehre tausend Fuß hohen Vorgebirgen am Südende der Insel in den Ocean abstürzen. Meer und Land führen an der südwestlichen Küste endlosen Krieg mit einander. Wie am schottischen und norwegischen Westgestade haben die Arme des Oceans das Land zerrissen, in tiefen Kanälen hat er sich zwischen den himmelhohen Bergen und Schluchten durchgewühlt und das Feuerland in mehre Inseln getheilt. Die Ostküste hingegen fällt flach ab und sie hat jenes traurige, nackte, unfruchtbare Ansehen, welches die ältern Seefahrer schildern, während im Alpenlande des Westens romantische Thäler, wie in der Schweiz, eine üppige Vegetation haben und die schönsten Waldungen die Berge bekränzen. Der Hochrücken der Kordilleren erhebt sich zwei- bis dreitausend Fuß über die Linie des ewigen Schnees (6000—7000 Fuß über die Meeresfläche) und alle Pracht der Gletscherwelt offenbart sich in diesen Regionen wie in den Eisgebirgen Savoyens.

Die imposanteste Szenerie hat der westliche Theil der Maghellansstraße selbst. Mit unbegreiflicher Gewalt brach sich da die Fluth einen Kanal durch den 6000 Fuß hohen Gebirgskamm, senkrecht oder überhängend starren die Granitwände von der Tiefe auf, umschwirrt und umkreischt von Millionen Seevögeln, welche an den Felsen horsten. Dunkel ruht auf dem klippenreichen Gewässer und verleidet dem mit Gefahren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Schrecknissen aller Art umgebenen Schiffer die Durchfahrt so, daß sie wohl nie mehr versucht werden würde, wenn die Umschiffung des Kap Horn nicht fast eben so gefährlich wäre. Denn der Sturm hört hier nicht auf zu rasen und fordert Jahr für Jahr Güter und Menschenleben in Menge zum Opfer. Ein Schiffbruch am Kap Horn ist fast immer gewisser Tod; denn nur wenige Stellen der mit himmelhohem Felsgemäuer besetzten Küste, über welche Gletscher hängen und Gießbäche ihre Schleier schütteln, sind zugänglich, und die auf Booten Rettung suchen, verschlingt gewöhnlich die Brandung. Die Forderung der Menschlichkeit, Errichtung eines Leuchtthurms mit einer Station für Rettungsboote und mit einem Asyl oder Hospiz für Schiffbrüchige ist, zur Schande der meerbeherrschenden Mächte, bis jetzt unerfüllt geblieben. Und doch ist die Straße um das Kap Horn eine der wichtigsten der Erde und es würde zuverlässig ihre Frequenz sich vervielfachen, wenn ein Etablissement wie das angedeutete die Fahrt eines Theils ihrer Schrecknisse entkleidete. —

Ehe wir das Feuerland verlassen, noch einen Blick auf seinen Herrn, den Menschen!

Ist dieses schmutzige Wesen, auf dessen zwergartigem formlosen Leib ein breitzusammengedrückter Kopf mit weitvorstehenden Backenknochen ruht, aus dessen viereckigem Schädel unter der platten Stirn die kleinen, leblosen, Stumpfsinnigkeit verrathenden Augen dich anstarren, wirklich ein Mensch? Du möchtest daran zweifeln. Dein Herz, das die ganze Menschheit mit Liebe umfassen möchte, dein Geist, welcher ein zwar ungleiches, aber unaufhaltsames Fortschreiten aller Völker der Erde zu einem gemeinsamen Ziele begreifen möchte, fühlt sich beunruhigt und betroffen. Wie, fragst du, dieses Geschöpf mit den schwarzen Zotten um das Antlitz, dessen Häßlichkeit ein dicker Knochen in der durchbohrten Unterlippe noch widerlicher macht, das mit thierischer Gier Peguinenthran schlürft und die Luft mit seinem Gestank verpestet, dies dein Bruder? Wo ist da der Gotteshauch, der den Menschen von dem Thiere unterscheidet, und worauf gründet sich da der Anspruch an die Sympathie des Gefühls, welche eine gleiche Abstammung hervorruft? Gegenüber dem Feuerländer, dieser plumpen Mißgestalt, in welcher noch nie ein Geistesfunke zur Flamme angefacht worden ist, bricht der Glaube, ein Brudergeschlecht aus einer Mutter bevölkere das Erdrund, zusammen.

Das größte Räthsel auf Erden bleibt der Mensch und über seine Entstehung ruht ein Schleier, den keine Wissenschaft aufhebt. Der Mensch füllt die ganze Erde. Kein Thiergeschlecht kömmt ihm an Verbreitung im Entferntesten gleich. Theuer jedoch erkauft er diesen Vorzug. Sein edel geformter Leib verschrumpft am Polarkreise zur fratzenhaften Zwerggestalt und sein Geist erstarrt in Unempfindlichkeit. Unter dem Aequator verdorrt er und unter den Tropenkreisen reibt sich der Mensch auf in thierischen Begierden und wüthenden Leidenschaften, die mit Erschlaffung abwechseln. Wir sehen ganze Menschenstämme, deren Lebensthätigkeit in dem Kreis aufgeht, welchen das unabweisliche Bedürfniß in einer harten Natur um sie gezogen hat, und selbst in-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mitten der Civilisation, wie viele Millionen und aber Millionen sind da vorhanden, in denen sich jeder Gedanke des engen Gehirns nur um die unmittelbare Noth dreht, und in wie Vielen erliegt der gebundene Geist dem mit jedem Morgen neu erwachenden Elend und Kummer! Wir sehen Völker ein langes Leben hindurch stumpf, gleich Wanderthieren, durch Wüsten ziehen. Kein Lächeln können sie der Einöde abgewinnen und keinen Segen, als die Beute des lauernden Auges und des räuberischen Arms, des Diebstahls und des Mords. Wir sehen Andere, welche keine Freude auf Erden kennen, als jene, welche die gierige Hand zum Mund bringt. Wir preisen stolz der Bildung hellen Tag, und finstere Nacht ruht auf der Masse der Menschheit! Den wenigen Hunderttausenden, in denen höhere Geisteskultur sich bethätigt, stehen Hunderte von Millionen gegenüber, in deren Seelen kein Lichtstrahl dringt und die in Elend und Stumpfsinnigkeit die lange Bahn von der Wiege bis zum Grabe durchlaufen, ohne Gedanken an die Vergangenheit, ohne Ahnung und Glauben einer bessern Zukunft, ohne Selbstbewußtseyn, ohne einen Begriff, der außer dem engsten Kreise des Lebensbedürfnisses liegt. Sie sterben dahin mit keinem andern Gefühl, als daß, — wenn ihre Zeit um ist, — der Boden, der sie geboren hat, sie wieder verschlinge. Wem die Religion noch eine Anweisung auf die ewige Seligkeit schrieb, der hat noch einen Trost; — doch auch diese wohlfeile Barmherzigkeit wird den Wenigsten zu Theil; denn die Mehrzahl der Religionen setzt das Reich der ewigen Qual und Strafen am Rande des Grabes hin und sie füllt noch in der Sterbestunde den Leidensbecher ihrer Gläubigen mit Aengsten und Schrecknissen! Trostlosigkeit begleitet sie durch's Leben, — Trostlosigkeit ist ihre Mitgift für die Ewigkeit.

In den Racen, welche durch Merkmale und Körperbildung scharf sich scheiden, geht der Stamm des Menschengeschlechts wie in Aesten auseinander. Eine Race ist die auserwählte. Die kaukasische, der auch wir angehören, ist es, welche seit Jahrtausenden die höhere Entwickelung des Menschengeschlechts trägt. Sie ist die Hüterin des heiligen Feuers; das Apostelthum der Kultur gehört nur ihr. Darum ward ihr Macht gegeben über alle Völker und mittelst dieser Macht streut sie die Funken über die Erde hin und richtet sie der Gesittung Altäre auf in allen Zonen. Im Alterthum war die Sphäre enge; jetzt ist sie weit geworden! Vor 2000 Jahren reichte die Kultur noch nicht über die Länder des Mittelmeeres hinaus. Seitdem hat sie alle Oceane überschritten, und wie die Herrschaft der kaukasischen Völker allmählig alle Kontinente umfaßt hat, hat auch ihre Kultur die übrigen Racen ergriffen — und die sie nicht aufnehmen wollen, die müssen verschwinden. Doch während so der erwählte Stamm des Ostens seine Schößlinge allwärts hin treibt, während er schon die ganze neue Welt mit seinen Zweigen überschattet, wird er selbst faul in seinen alten Sitzen, seine Wurzeln sterben rückwärts ab und er läßt seine sonst kraft- und kulturreichsten Völker verweichlicht, entsittlicht, entartet, in Verwesung oder verwildert zurück. Blickt nach Armenien, nach den euxinischen Ufern, nach den türkischen und persischen Ländern,

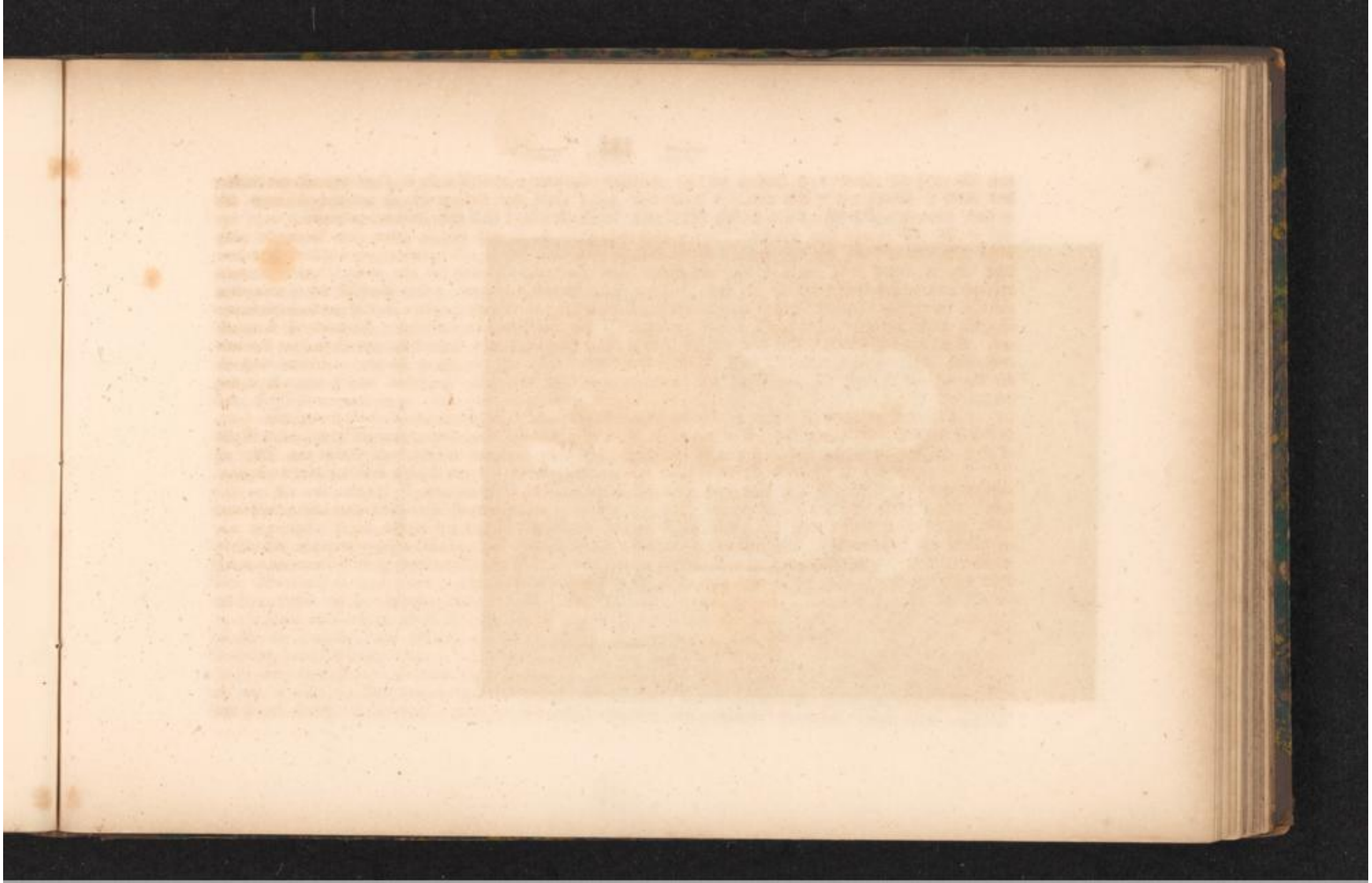
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Griechenland; schaut nach Italien und der iberischen Halbinsel: was seht ihr? Dort verwilderte Völker, hier sinkende, altersschwache Nationen, die träumerisch und kraftlos von ihrer großen Vergangenheit zehren und zu einer dauernden Erhebung unfähig, und unwürdig der Freiheit, der Säbelherrschaft verfallen.

Wir dürfen uns nicht täuschen! Selbst Deutschlands Volk, das jetzt in seinen alten Wohnsitzen nach seiner Verjüngung ringt, hat das Räthsel seiner Aufgabe noch nicht gelöst. Die Zeichen geben Vieles zu bedenken. Ein so großes Volk, welches, innerhalb eines Menschenalters, sich zweimal von seinen Fürsten betrügen und geduldig wieder einjochen ließ, ein Volk, das nun vielleicht zum drittenmal in Frankfurt die kaum errungene, und mit seinem Blute bezahlte Freiheit verrathen und verhandeln sehen wird — ein solches Volk ist in seine absteigende Bahn gewiß eingetreten, wenn es sich nicht ermannt und die Hochverräther abschüttelt. Es wird sich bald zeigen. Wäre der alte Stamm aber auch wirklich faul — so werden doch seine Schößlinge im Westen zu Bäumen erwachsen, und während dann die Väter in der alten Welt in Sklavenketten gehen, tragen die Söhne siegreich ihr Sternenbanner durch die neue Welt, und genießen, stolz und ruhmvoll, das Glück der Freiheit in vollen Zügen.

Wie der gebildete Deutsche in Nordamerika auf der Staffel der westlichen Kultur am höchsten steht, so der Feuerländer am niedrigsten. Dies verlassene Geschlecht, welches vom Kontagium geschichtlicher Entwickelung, das die Völker weckt, emporreißt und groß macht oder elend, nie berührt ward, hätte noch Jahrtausende fortvegetiren können, wären die Kulturmenschen fern von ihm geblieben! Leider haben sie ihm nur Böses gebracht. Sie machten die starren Geister nicht flüssig mit der Flamme ihres Branntweins, sie machten sie nicht menschlicher, indem sie sie mit ihrem Donner und Blitz bewaffneten; sie machten sie nicht glücklicher und zufriedener, indem sie die alten Götter wegnahmen und das Kreuz auf die Berge pflanzten. Seitdem der Verkehr mit den britischen und amerikanischen Wallfischfängern begonnen hat, decimiren Völlerei, Krankheit und innere Fehde das arme Völkchen; sie beschleunigen dessen Vernichtung, und die Zeit ist nicht fern, wo im Stammverzeichniß der Menschheit der Feuerländer nichts mehr seyn wird, als ein leerer Name.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die WOHNUNG des MICHEL ANGELO

Aus d. Pantheon, d. 1831, Berl. u. Nürnb.

Eigenthum u. Verlag

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

DLIV. Die Halle des Michel Angelo in Florenz.

Michel Angelo Buonarotti, Leonardo da Vinci und Raphael von Urbino bilden die Trias, welche die größte Zeit der Malerei in Italien bezeichnet. Michel Angelo, der ältere, entfesselte die Kunst vom Herkömmlichen und Traditionellen, er gab dem Pinsel die Macht zurück, den Gedanken mit Freiheit auszudrücken und schuf den großen geschichtlichen Styl. Leonardo stellte die Wahrheit der Form her, welche unter dem Zwang des Konventionellen verloren gegangen war; seine Bilder zeigten zuerst das reine Ebenmaaß der Menschengestalt wieder; Raphael setzte der Kunst durch die Schönheit der Formen und das Edle, Einfache und Angemessene der Komposition die Krone auf.

Unter den Dreien hatte Michel Angelo den umfassendsten Geist. Er war ein Genie, dessen Kraft nach jeder Richtung zum Aeußersten drängte und keine Einschränkung duldete. Seine Einbildungskraft war ein Vulkan. Wie heraufbeschworene Geister steigen die Gedanken zu seinen Bildern in seiner Seele auf und spiegeln sich ab in der Netzhaut seines Auges, wie in einer Camera obscura Mit vollkommener Herrschaft über die Form schuf er die meisten seiner Werke ohne langen Vorbedacht; seine Ideen beseelten die Wände oder die Leinwand, sobald sie entstanden. Keiner vor oder nach ihm war fähig, so unermeßliche Werke so schnell zu schaffen.

Wenn er ihnen aber die feineren Züge einhauchen wollte, welche die betrachtende Seele dauernd fesseln und den Werken Raphael's und Leonardo's den höchsten Reiz verliehen — dann scheiterte er. Je weiter er sich von der Skizze entfernte, je mehr verlieren seine Bilder, und bei denen, in welchen er eine Ausführung, wie sie dem Da Vinci und Raphael eigen waren, versucht hat, schwinden Fleisch und Haut seiner Menschengestalten, und es bleiben so zu sagen nur die Gerippe zurück.

Sein berühmtestes Werk ist das „jüngste Gericht", ein Fresko in der Sixtinischen Kapelle des Vatikan. Es ist die Apotheose seines Genies. Es zeigt seine ganze Größe und seine Mängel. Welche Gedanken! welche Charaktere! welche Situationen!

Der Kampf aller Elemente hat die Erdrinde zerrissen. Die Leichenfelder auf dem Meergrund sind gehoben aus der Tiefe. Finsterniß umhüllt die geborstenen Grüfte. Der Himmel öffnet seine Pforten, glänzendes Licht strahlt durch den Weltraum, und der Schöpfer, umgeben von zahllosen Schaaren, steigt herab, um die

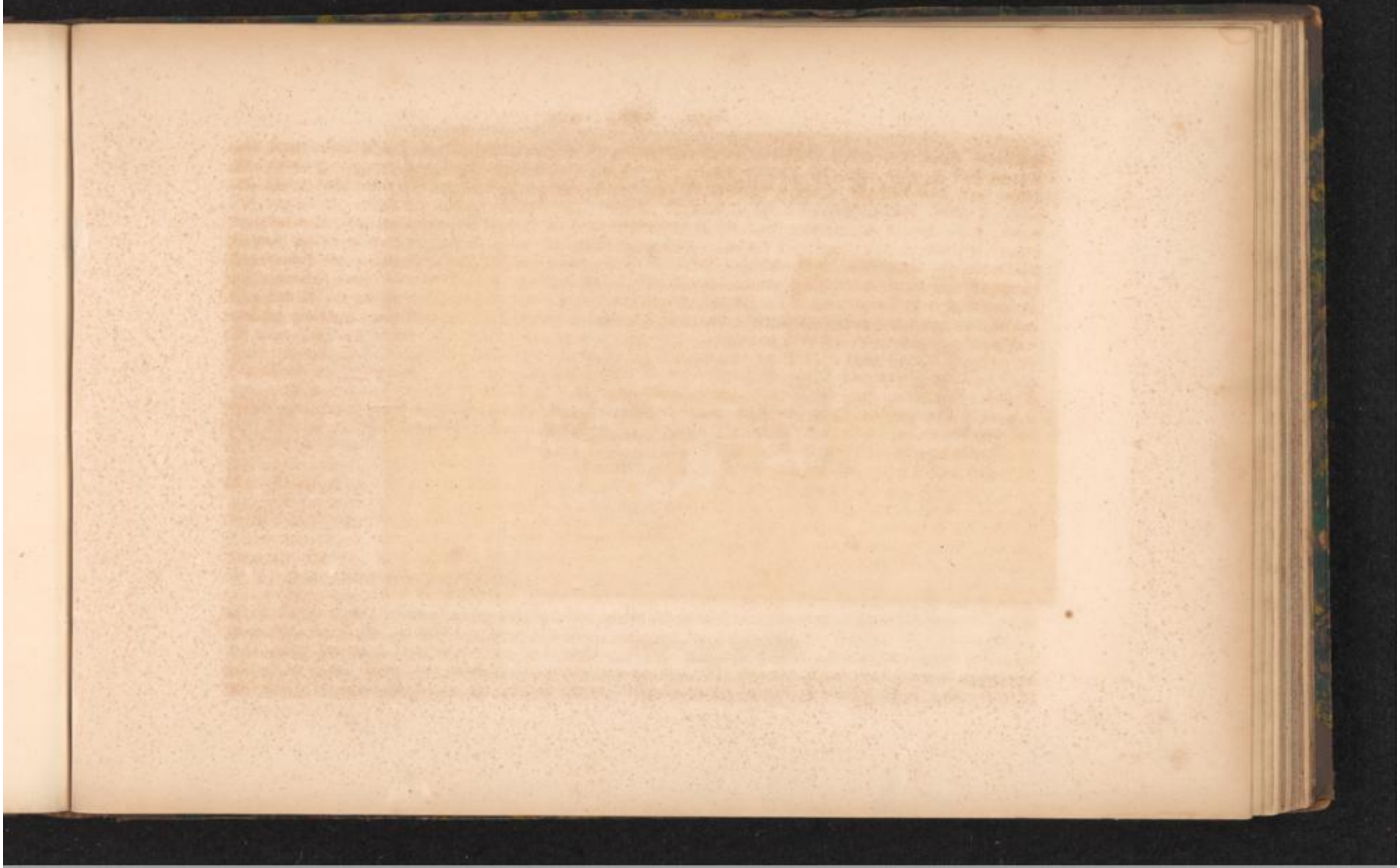
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gestorbene Menschheit, welche der Posaunenruf versammelt, zu richten. Tausend und aber Tausend stehen schon harrend da; Tausend und aber Tausend Andere sind im Begriff, aus den Gräbern zu steigen. Hier die Gerechten mit dem Ausdruck freudiger Zuversicht; dort die Schuldigen betend und händeringend; überall Geliebte, Aeltern, Kinder, Brüder, Freunde, die sich erkennen, auf einander zueilen und in der Wonne des Wiedersehens Gericht und Richter vergessen. Engel führen Gruppen der Seligen dem herabsteigenden Gott entgegen; väterlich streckt er ihnen die Rechte entgegen, Güte und Milde im hohen Antlitz; — aber drohend hebt sich die Linke gegen die Haufen, welche häßliche Teufelsgestalten zusammentreiben, die Kandidaten der Verdammniß. Schon schlagen die Flammen der Hölle aus dem Boden — es hebt sich die Decke — der schaurige Rachen thut sich auf, daß er Millionen verschlinge! „Ewige Qual für irdische Frevel" — der entsetzliche Spruch ist in den Zügen von tausend und aber tausend Gestalten zu lesen. Ihr Anblick sträubt das Haar und macht das Blut gerinnen.

Michel Angelo war Maler, Baumeister und Bildhauer zugleich, und groß in allen diesen Künsten. Der Plan der Peterskirche war sein Entwurf und er leitete den Bau viele Jahre.

Michel Angelo's Sohn ließ nach dem Tode seines Vaters diesem zu Ehren eine prächtige Halle erbauen und von den besten Künstlern der damaligen Zeit das Leben und Wirken des berühmten Vaters in einer Reihe von Freskogemälden darstellen. Zu ihrer Erhaltung setzte er ein Kapital von 20,000 Scudi aus — und sie gehört noch zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten in Florenz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

RUINEN von EDFOU
in Ägypten.

DLV. Die Ruinen von Edfou in Aegypten.

Jahrtausende fluthen in's Meer der Ewigkeit hinab; Jahrhunderte rollen vorüber; Geschlechter kommen und gehen und auf den Stufen des Glücks und der Macht steigen die Nationen auf und nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel; nichts ist beständig als der Tod. Doch trägt jeder Tod wieder ein Leben in seinem Schooße, wie jedes Leben ein Sterben, ein Verbluten, ein Verwelken, oder ein Verschwinden. Kreislauf ist's, doch ein Kreislauf wie am Sternenhimmel: ein Kreislauf mit Fortbewegung zu Zielen, die in unfaßlichen Fernen stehen.

Und diese Fortbewegung ist unser Trost. Ohne dieselbe wäre unser Im-Kreise-gehen in der That nur ein Stillstand, die Bewegung nur Schein, die Achse, um die sich Alles dreht, das leere Nichts. Es ist auch diese Fortbewegung der stärkste Bürge unserer Unsterblichkeit. Der Raupe gleich, die eingesponnen im dunkelsten Blatte wohnt, um später im Sonnenschein von Blume zu Blume zu flattern, werden auch wir Erdenpuppen von Stern zu Sternen fliegen und im Fluge den Himmel küssen. — Und mit dem Sternenauge werden wir dann auf die Erde herabsehen und denken der alten Heimath und der Freuden und Leiden, die sie gegeben hat, und die Saaten groß wachsen sehen, die wir ausgestreut, und die Früchte betrachten mit dem Gefühl der Seligen, wenn sie gut waren, und sind sie schlecht gewesen mit dem Gefühl der Verdammten.

„Was in der Zeit Du gesäet in die dunkeln Furchen der Erde,
Aerndte davon — sprach Gott — im lichten Himmel für ewig."

Das Räthsel der ewigen Vergeltung erhält **also** die einfache Lösung.

Auch diese Trümmer, deren Bild uns den beredten Zeugen einer viertausendjährigen Vergangenheit vor's Auge führt, kündigen von dem steten Fortschreiten im geistigen Leben der Menschheit. Zwischen den Bildungsgraden von damals und jetzt, welche Kluft! und wie ärmlich erscheint die Errungenschaft des kulturreichsten Volks des Alterthums gegen den Schatz des Wissens und Könnens der Neuzeit! Ein Schulknabe weiß jetzt mehr als alle Weisen des Pharaonenlandes zusammen, und Vieles ist jetzt unmöglich, was man damals den Völkern zumuthen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durfte. Wenn man eine gebildete Nation auffordern wollte, der Despotie Gebäude im Frohndienst aufzurichten, von deren Pracht und Größe die üppigste Phantasie eines abendländischen Herrschers kaum zu träumen wagt, was würde sie dazu sagen? und welches Volk würde jetzt in seinem Monarchen den lebendigen Gott anbeten mögen und ihm auf Altären opfern?

An solchen Dingen erkennen wir den Abstand zwischen der Kultur von heute und vordem und den ungeheuern Raum, den die Menschheit auf ihrer Bahn zur geistigen Vollkommenheit in der verhältnißmäßig kleinen Spanne Zeit durchlaufen hat. Ein solcher Rückblick erhebt, er versöhnt auch mit vielen Erscheinungen und macht den Glauben an ein beständiges Fortschreiten in jener Bahn unerschütterlich.

Und dieser Glaube sey der Fels, von dem herab der ruhig beobachtende Geist nieder schaue auf die Nebel und die tobenden Gewässer der Tiefe, und keine Leidenschaft, kein Irrthum, kein Zweifel, kein Grimm über verwirrende Verhältnisse, noch das Rückwärtszerren eigennütziger, boshafter und wahnsinniger Menschen soll ihn irren, oder den Blick verdunkeln. Der rechte Mensch, dem Gott Kraft gegeben, hat nur eine Bahn und nur eine alleroberste Pflicht: mitzuwirken für Das, was die edelsten Geister erwärmt hat von Anfang der Geschichte: — d. h. zu wirken für die Beglückung der Brüder durch Unterricht und Aufklärung, durch Erweckung zum Selbstbewußtseyn und zur Liebe für wahre Freiheit, die Mutter jeglicher Tugend. Mit voranzuschreiten für dieses Streben in der vordersten Reihe, das ist das Höchste des menschlichen Thuns und das Rühmlichste unter Allem.

Ein Wirken des Friedens ist es jedoch nicht! Kampf fordert's und Unruhe und schwere Arbeit und große Opfer immerdar. Wer es als Panier seines Lebens aufgesteckt hat, der darf sich nicht fürchten. Er muß hinabsteigen, tief hinab, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht kriecht, dessen Biß das Volksleben siech macht und elend und um den Preis seines irdischen Daseyns berückt. Er muß den Kampf wagen mit dem Gezücht, wie St. Georg mit dem Lindwurm, einen Kampf auf Leben und Tod. Dem die Entschlossenheit dazu nicht inne wohnt, der soll ihn nicht beginnen. —

In den Tempeln, von denen ein Theil dieser Trümmer die Ueberreste sind, wurden einst Menschenopfer geschlachtet von schurkischen Priestern; ein Blutzehnt für den König als Gott. Unsere Pfaffen beten noch für ihre Herrscher und machen die Gemeinde für sie beten. Die Natur des Geiers, der die unschuldige Taube würgt, haben sie ausgezogen; sie spielen nur noch die Nachteulen. Sie fordern nicht mehr Menschenopfer: sie wünschen nur, daß es dunkel bleibe. Sie sind auch barmherzig geworden; denn sie gönnen dem Volke den Himmel, nachdem es auf Erden gedarbt hat. Auch die Fürsten sind jetzt anders: sie lassen dem Volke nicht mehr Pyramiden bauen zur Frohnde; sie gestatten ihm Erwerb; nur sorgen sie dafür, daß Das, was der Fleiß gewonnen hat, der Fleißige mit ihnen theile. Sie sagen auch nicht mehr: Sklav, gehorch! Sie sagen dem Einen: du bist frei!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und dem Andern: du sollst frei werden, wenn du reif bist zur Freiheit, und dann bestellen sie den Einen zum Hüter des Andern, und das gegenseitige Mißtrauen macht Beide zu ihren Gefangenen. — So ist es. — Die Heuchelei, nicht die offene Gewalt ist's, womit die Dämonen der Erde den Fortschritt bekämpfen und darum muß sich gegen die Heuchelei vorzugsweise unser Geschoß richten. Sie ist zu solcher Meisterschaft herangebildet worden durch die lange Uebung, daß selbst verständige Leute durch sie getäuscht werden und nicht glauben können, daß man sie äffe. Keiner, der auf unserer Seite steht, soll daher müde werden, ihr in's Angesicht zu leuchten und sie zu entlarven. Ob uns die Gegner dafür Störenfriede heißen; ob sie sagen, wir reizten die Gemüther und kürzten den Menschen den Schlaf; ob sie uns Wühler nennen und Freunde des Umsturzes; ob sie alle Schimpf- und Scheltworte über uns ergehen lassen: es kümmert uns nicht! Wir sagen gelassen: besser ist's zeitig geleuchtet mit der warnenden Fackel der Wahrheit, als abzuwarten, bis Andere die Nacht mit der Mord- und Brandfackel erhellen! Wir sagen: besser ist's, die Wahrheit entwaffne und die Ironie beschäme die Gegner, als daß die schleichende Erbitterung unbemerkt das volle Maß erreiche und, überströmend, sich in Blut verwandle. Redlicher Wille bleibe die Quelle unsers Muths und das Wort der ehrlichen Ueberzeugung unser Schwert. Und **das** Schwert, recht geführt von rechten Männern, gab schon öfters die Macht, Völkern die Fesseln zu lösen. Die Gegenwart hat's bewiesen; die Zukunft wird es noch besser beweisen.

Was unser Stahlstich uns zeigt, sind die großartigen Reste der alten Apollinopolis magna, der Hauptstadt des apollonopolitischen Nomos in Thebais, die unter dem Zepter der Ptolemäer jene Prachtbauten erstehen sah, deren Trümmer sich jetzt noch stolz im Nile spiegeln. Nur Theben kann sich mit seinen Resten neben diese der Apollonia stellen. Das Loos beider ist gleich. Schmutz und Wetter arbeiten mit den Hämmern und Meiseln der Archäologen und Kunstkrämer gemeinschaftlich an deren Zerstörung. Apollonia erlag ihr später, denn es war noch lange Zeit unter den römischen Kaisern ein angesehener Bischofssitz; eine römische Legion hatte hier ihren Standort. Gegenwärtig finden wir auf dem flachen Dache des großen Tempels das Dörflein Edfou, das zur oberägyptischen Provinz Said gehört und gegen 1000 arabische Einwohner beherbergt, die sich in der Verfertigung schöner rother Thongefäße auszeichnen und dieselben auf dem Nil verfahren. Das Hauptgebäude des Tempels ist in seiner Länge von 424 Fuß und seiner Breite von 212 Fuß mit seinen zahlreichen Skulpturen noch deutlich zu erkennen; dagegen haben die Zwischenwände der Säulen des Portikus und die oberen Einfassungen der herrlichen, 110 Fuß hohen Pylonen sehr gelitten. Die Hauptursache der Zerstö-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rung liegt darin, daß der Unrath aller Art, welchen die Dorfbewohner aus ihren Fenstern werfen, nach und nach das Innere des Tempels ganz anfüllt, so daß jetzt die prächtigen Säle nur noch als Souterrains erscheinen und von den kolossalen Säulen blos die Kapitäler noch aus dem Schutt hervorragen. Ein kleinerer Tempel des Typhon erhebt sich neben den Ueberresten des großen.

Das Bild zeigt uns den am reichsten mit Skulpturen ausgeschmückten Haupteingang des großen Tempels. Welche Thaten durch diese wunderbaren und wunderlichen Bildwerke verewigt werden sollten? Wir wissen es nicht. Hat die Wahrheit sich dieser Riesenschriftzüge bedient, um ihre Freunde und deren Werke zu preisen? Wir glauben es nicht. Es ist nicht ihre Art, sich mit so betäubenden Massen und Gepränge in das Licht der Sonne zu stellen. Hat die Macht des Glaubens sie aufgebaut? Schwerlich diese Macht allein: die Trümmer selbst deuten verrätherisch auf noch andere Mächte. Die Macht der Tyrannei, Eitelkeit und Schmeichelei scheint hier Menschenwogen zusammengeschleudert zu haben, um für das Andenken der Götter der Erde unverwüstliche Säulen zu gründen. Von ihrer Größe und Herrlichkeit sollten jene Bilder und Zeichen allen kommenden Geschlechtern predigen und, hochaufgerichtet von dem Stolz dieses Gedankens, stiegen jene alten Könige über die niedergedrückten Häupter von Millionen hinab in die prangende Gruft. Dort lag ihr Staub. Die Zeit hat ihn verweht. Aber auch ihre letzte Hoffnung ist mit ihrem Geschlechte zu Grabe gegangen: die Zeichen und Bilder hörten auf, ihre Größe und Herrlichkeiten zu predigen, und wo sie noch aufrecht stehen, sind sie, was sie sind: Prediger in der Wüste: ihre Worte haben keinen Laut für die Ohren der Gegenwart und fänden, wenn der Gelehrten Witz auch den Laut wieder zu beleben wüßte, kein Ohr mehr, das ihnen lauschen möchte. Die den Fürsten angelogene Größe hat hier ein stummes Grab und wird es behalten: und die Zeit wird kommen, wo alle solche Lügen verstummen und sie verschwinden werden aus den Büchern der Weltgeschichte, die sie besudeln.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der BISCHOFS-PALAST
zu Durham in England.

DLVI. Der Bischofspalast in Auckland bei Durham in England.

Ich habe Mancherlei geschrieben, auch einmal eine Zeitung für's Volk. Das war im Jahre Einunddreißig, als die alte deutsche Eiche wieder einmal junge Sprossen der Freiheit trieb. Es währte leider! nur kurze Zeit und das Leben meiner Zeitung auch nicht lange; denn der Bundestag selig fand, noch ehe der erste Jahrgang zum Schluß kam, daß an dem Lichte, was ich dem Volke aufgesteckt hatte, genug sey auf ein volles Lustrum, und als guter Haushalter verklebte er mir für 5 Jahre den Mund. Das Pflaster war ein Heftpflaster und hätt's Einem wohl verleiden mögen auf alle Zeit. Indessen kommt mir doch dann und wann noch die Lust an, im Volkston zu plaudern, und da schreibe ich eine Seite voll für Hansen's Blatt, oder für Kunzen's, und schick's hin und frage nicht weiter darnach. — Heute nun, da ich am Universum schreiben will und der Setzer wartet, plagt mich das alte Gelüste zu ungelegener Zeit. — Lieber Leser! halte mir's zu gut dies Einemal, wenn ich dir mit dem Styl und Inhalt der nächsten Blätter Aergerniß gebe: kannst sie ja überschlagen. —

Meine liebe Gemeinde!

Die deutschen Pfaffen sind einmal rechte Esel gewesen. Wißt ihr warum? Ich will's euch sagen.

Ihr seyd doch meist gereiste Leute. Ihr seyd den Rhein hinunter gefahren und den Main, und die Elbe hinab und die Weser, und habt die grauen, herrlichen Münster gesehen, die ihre Häupter bis in die Wolken stecken, und andere Zeichen von der gewesenen Macht und Pracht der Kirche und ihren Reichthum: aber erkundigtet ihr euch nach den Palästen ihrer Priester, so wies man mit spöttelndem Lächeln auf eine einfache Wohnung. Fragt ihr nach den Abteien und Klöstern, so heißt es, das sind Kammergüter; fragt ihr nach den Wäldern, die den Kirchenfürsten fürstliche Einkünfte gaben, so heißt es, es sind landesherrliche Domainen, und die prächtigen Pfaffen-Schlösser, sie werden euch als Lusthäuser der Fürsten gewiesen, ein quid pro quo, an dem der Herrgott auch keine Freude hat. — Wie ist es zugegangen mit dieser Veränderung? Wie ist das Kirchengut Fürstengut geworden und der schwelgende Prälat zum armen Pfarrer, der von seines Herrn, des Staats, Gnade kümmerlich lebt? — Ich will's euch erzählen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch zuvor muß ich euch das Bild eines solchen Pfaffen aus guter alter Zeit recht leibhaftig hinstellen; denn sonst könnt ihr den Unterschied nicht gehörig fassen. — So ein Gotteskind — Bischof, Dompfaff oder Probst — kerngesund, wie eine Weintonne rund und guten Humors voll vom Scheitel bis zur Fußzehe, der war, hatte er sein Brevier zugeschlagen, der leidlichste Mensch in der Welt und der Mittelpunkt der geselligen Lust in der ganzen Gegend. So ein Erzpfaff aß euch zu Mittag ein Paar Fasanen, oder fünf Pfund Hirsch- oder Saubraten, oder einen Schinken in Burgunder gesotten und nebenbei eine Torte und ein Pfund Rosinen und Krachmandeln und trank dazu seinen Viertel-Eimer Steinwein oder Johannisberger ohne zu wanken. Ein Paar Flaschen Franzwein, oder Malaga, und ein Dutzend Begassinen machten sein Frühstück aus, ein Humpen Kardinal oder Bischoff vor dem Zubettegehen war sein Schlaftrunk, und wenn er Husten hatte oder Schnupfen, so rezeptirte ihm seine Haushälterin einen Napf voll Glühwein mit Zimmt oder Nägelein, alle halbe Stunden einzunehmen so lange, bis die Kur fertig war. — Alle Tage ging das fröhliche Leben von Frischem an; gut gegessen, gut getrunken, gefaselt und gejubelt in die Nacht hinein und geschlafen in den Tag hinaus: das war Jahr aus Jahr ein der Dinge Kreislauf im Leben der hochwürdigen Kirchensöhne von ehedem. — Gott hab' sie selig!

Aber wie alles Gute und Böse auf Erden nur eine Zeitlang währt, so war's auch da. Jahrhunderte hatte das Schlaraffenleben der Pfaffen in Deutschland gedauert, und die Vermehrung der Kirchengüter war während dem gewachsen fort und fort. Die Herzöge, Fürsten, Landgrafen ꝛc. sahen schon lange mit neidischem Auge auf die reiche Kirche. Sie dachten: Ei! die Dickbäuche haben's ja besser als wir, und viele sannen hin und her, wie sie es anders machten. Doch die Furcht vor dem Donnerkeil Roms, der auf Jeden niederfuhr, welcher Hand anlegen wollte am Kirchengute, hielt die fürstlichen Gelüste nieder. Da trat das Mönchlein in Wittenberg keck auf den Markt hin, und predigte Rebellion gegen die Pfaffenlehre und Pfaffenherrschaft, und — das Columbusei stand, der Zauber war gelöst. Den Schrecken vor Roms Bannstrahl warf Luther zugleich mit der päpstlichen Bulle in's Feuer. Die Reformation entzog halb Deutschland der Papstgewalt: aber unsere Fürsten, schlauer als unsere Pfaffen, machten nun der Kirche eine Schirmvogtsrechnung und steckten zu deren Bezahlung das Kirchengut ein. So wurden die Klöster und Abteien Kammergüter, und die Pfaffenwälder herrschaftlich und die Paläste der Bischöfe fürstliche Schlösser; und so wurde die protestantische Kirche eine Bettlerin, die von dem Brosamen fürstlicher Milde lebte und den Gemeinden eine Last war. Unsere deutschen Pfaffen ließen sich's aber gefallen: Sie hätten's nicht gebraucht, und ein kräftiger, rechtzeitiger Einspruch hätte wohl Vieles retten können vom Vermögen der Kirche: aber sie versäumten den günstigen Augenblick, und deshalb sagt' ich — „sie sind rechte Esel gewesen."

In England, da waren sie klüger! — Als auch dort das Reformationslicht hereinbrach, standen sie wie ein Mann zusammen und erklärten der nach dem Kirchengute lüsternen Krone: — die Aenderung des Glaubens-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ANACCHO

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bekenntnisses dürfe nichts am Bestande im Kirchengute ändern: und der König mußte dies anerkennen. Daher hat die englische Kirche das reiche Erbe behalten und die protestantischen Bischöfe und Erzbischöfe sitzen dort in ihren Palästen und verzehren fürstliche Einkünfte noch ganz so, wie vor 300 Jahren die katholischen.

Das Bild zeigt euch einen solchen Bischofssitz in Altengland von außen, und darnach könnt ihr die Pracht und Herrlichkeit und das Leben im Innern schon denken.

Auckland ist die Wohnung des Bischofs von Durham, welcher die schwere Aufgabe hat, jährlich 160,000 Gulden einzunehmen. Kein Wunder, daß es im Hause aussieht, wie im Feenschloß des Ammenmährchens, und ein anstoßender meilenlanger Park mit Berg und Thal, mit See und Wald, mit Lusthäusern, Meiereien und unzähligem Wild jeder Art macht das Paradies fertig, von dem mein englischer Beschreiber sagt: Zu schwach ist das Wort und zu ohnmächtig der Griffel, um eine richtige Vorstellung zu geben von Aucklands Herrlichkeit. —

Aber das verschlägt uns gar nichts, daß wir dergleichen Herrlichkeiten nicht auch bei uns haben und daß die protestantische Kirche in Deutschland sich hat prellen lassen. Für's Volk ist's Alles Eins: ob's die Fürsten haben, oder die Pfaffen. Dem Volke bleibt doch nur das Maulwischen.

DLVII. Ajaccio.

Unter den Städten der Welt glänzet das kleine Ajaccio
Ueberaus herrlich, denn sein ist ja die Wiege des Ruhms.

Es gibt Namen, die man nur aussprechen darf, um einen ganzen Zeitraum der Weltgeschichte aufzurollen. Ein solcher Name bist du, Ajaccio, Wiege der Napoleoniden, jenes Geschlechts, dessen Gründer es gegeben war, den Fuß zu stellen auf den Nacken der Völker, Könige an seinen Triumphwagen zu spannen, stolze, uralte Herrscherfamilien sich dienstbar zu machen, oder sie aus ihren Reichen zu vertreiben und ihre Stühle mit seinen Angehörigen zu besetzen; Ajaccio! Wiege des Mannes, welcher, mächtiger als Alexander und gewaltiger als Cäsar, drei Lustren hindurch die Geschicke eines Welttheils steuerte und jedes Blatt der Geschichte desselben mit seiner Chiffer beschrieb. Doch nicht bloß den Ruhm, Ajaccio! auch die ewige Gerechtigkeit machst du uns gegenwärtig. Wer dich ansieht, sieht den Arm Dessen, vor dem kein Unrecht dauernd besteht, gleichviel, ob es eine Krone trage oder eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bauernkappe, ob es sich in Purpurmantel oder in Bettlerlumpen kleide. Wo sind sie hin, deine Kaiser und Könige? Wo ist der Eroberer, dessen Glorie das Jahrhundert erfüllt, dessen Genie der Gesetzgebung neue Bahnen anwies, der die Kriegskunst umgestaltete, der Gebirge ebnete und Häfen grub? der Tyrann, welcher die Schädelpyramiden gebaut hat am Ebro und an der Beresina; der in seiner Machtvollkommenheit die Nationen zusammenknebelte und zur Schlachtbank führte; auf dessen Drohung Reiche zusammenbrachen, auf dessen Wink Staaten verschwanden? Wo ist er hin? Von dem gerechten Gott herabgeworfen von seiner Höhe, starb er angeschmiedet an den einsamsten Fels des Weltmeers, und sein Geschlecht, diese Race von Königen, es ist zerstoben in alle Winde und als wäre der Fluch Israels über sie gekommen, sind sie zerstreut in alle Welttheile. Ihr Stolz ist gedemüthigt, ihr Hochmuth erniedrigt; ihre pochende, strotzende Macht gebrochen; ihr wahrer Menschenwerth an den Tag gezogen, und erst nach Hinnahme der Erniedrigung erlangten sie Ehre und Achtung wieder in dem Stande, von dem das Geschlecht ausgegangen war und in Wirkungskreisen, auf welche sie als Throninhaber geringschätzend herabgesehen hatten. Der Eine baute Städte und Eisenbahnen als amerikanischer Bürger; der Andere gründete Hochschulen im fernen Lande der Freiheit; der Dritte grub Schätze der alten Kunst in Italien; der Vierte baute seinen Kohl mit eigner Hand; der Fünfte, Derjenige, welcher Kronen ausgeschlagen, machte sich als Mann der Wissenschaft einen gefeierten Namen: und das junge Geschlecht wirkt fort in nützlicher, bürgerlicher Thätigkeit. Nur Einer macht eine Ausnahme. Starr ist sein ehrgeiziger Blick auf die Höhe, wo der Name seines Onkels ewig strahlt, gerichtet und der Thor wähnt, Frankreich werde sich durch einen Freibrief auf Schlachtenruhm und Eroberung in das Netz eines Phantasten locken lassen. Er träumt den Kaisertraum! Er wird sich nicht verwirklichen. Frankreich wird den Schatz der Demokratie aus allen Stürmen retten, die ihm noch beschieden seyn mögen, und es wird gewiß nicht dulden, daß sich in seinem Schooße der Eitelste der Napoleoniden über den Bürger erhebe.

Ajaccio ist eine recht freundliche, kleine, lebhafte Hafenstadt der corsischen Westküste. Der blühende Oel- und Weinbau der Gegend und die Sardellenfischerei, welche nirgends mit größerem Vortheil betrieben wird, geben ihr reichlichen Erwerb. Die Stadt ist nicht bloß hübsch gebaut, sondern auch mit den herrlichsten Anlagen und Spaziergängen umgeben — ein Andenken Napoleon's, der auf die Verschönerung seiner Vaterstadt einige Millionen verwendete und sie mit den Anstalten großstädtischer und wissenschaftlicher Unterhaltung: mit Theater, Konzertsaal, Museum, botanischem Garten und öffentlicher Bibliothek versah. Ajaccio ist befestigt und der schwer zugängliche Hafen macht seine Vertheidigung leicht. — Das Geburtshaus Napoleon's führt die Inschrift — „Eigenthum der großen Nation" — und ein besonderer Beamter sorgt für dessen Erhaltung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ansicht der Kathedrale von Reims.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DLVIII. Der Dom zu Magdeburg.

Wer in den schönen Herbsttagen dieses Jahres von einem unserer Berge hinabblickte in die Thäler und Ebenen, wo allenthalben Fleiß und Lust sich um den reichen Erntesegen tummelten und eine neue Erntehoffnung ihre grüne frische Pracht auf hundert Aeckern entfaltete, der wird sich wehmüthiger Gedanken nicht haben erwehren können, wenn über dieser friedlichen Herrlichkeit der Natur der Kampf unserer wildbewegten Zeit ihm vor das Auge trat. Die ewige Ordnung der Welt, der stete Gang der Naturgesetze, ihre Unwandelbarkeit, die feste Bestimmung, die jedem Geschaffenen wird, vom Planeten des Himmels bis zum kleinsten Wurm der Erde, und daneben — der Mensch! — der Mensch, der allein seine Bestimmung so schwer erkennt, daß seine Verirrungen immer den breitesten Raum einnehmen im Buch der Weltgeschichte.

Wo ist die schwärzeste Quelle des menschlichen Elends? — Im Menschen selbst: eine uralte Wahrheit, von tausend Glücklichen anerkannt, von tausend Unglücklichen geleugnet und verworfen. Gott hat in des Menschen eigner Brust Himmel und Hölle neben einander gefügt und ihm die Schlüssel zu beiden gegeben: Vernunft und Willen. Zu beiden Thüren führt der Weg am warnenden Gewissen vorüber. Gott hat das Seine gethan. Dein ist die Schuld, hast du die falsche Thür erwählt, oder gar den Schlüssel zu deinem Himmel verloren. —

Doch nicht allein im einzelnen Individuum, auch in den Ideen, die eine ganze Zeit beherrschen, kann die Quelle großen Jammers lebendig seyn. Zu allen Zeiten war der Kampf um Glauben und Ueberzeugung der heißeste und in seinen Ausartungen der furchtbarste, weil er von Blinden geführt wird: denn die Leidenschaft beginnt und schürt ihn, und die Leidenschaft macht blind allemal. Nicht der bloße Streit um das Mein und Dein, um Recht und Unrecht hat jene haarsträubenden Martern erfunden, mit denen der fromme Glaube sich bewaffnete, um sich den Sieg zu erhalten; Scheiterhaufen und Guillotinen wurden aufgerichtet von Fanatikern für das Heiligste auf Erden, für Religion, Recht und Freiheit! — Und ist erst der Fanatismus in die Massen geworfen, dann werden Selbstsucht, Herrschsucht und Bosheit ihre feilen Führer besudeln und die Völker mit Blut und Schande.

Keine Verwirrung der Geister ist aber gefährlicher für das Wohl Aller, und keine drückt die Menschenwürde tiefer herab, als wenn die Glieder eines Volkes im Meinungskampfe sich zerfleischen: da wanken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und stürzen die mächtigsten Staaten, Sitte und Glück sinken von den Altären des Hauses und der Gemeinde in den Staub, Wohlstand und Bildung fliehen, die Humanität verhüllt ihr Antlitz, und mit Trauer und Abscheu wendet sich der Blick der kommenden Geschlechter ab von den grausenhaften Bildern solcher Zustände der allgemeinen Verwilderung. Und leider! sind sie nicht selten. Der Nationen sind wenige, deren Geschichte frei ist von des Brudermords besudelten Blättern, fast jedes Volk wanderte einmal durch das rothe Meer solcher Blutschuld. Auch das deutsche Volk schleppt an ihr eine furchtbare Last. Sie füllt eine ganze Periode seiner Geschichte aus: seinen dreißigjährigen Krieg. Sie hat — ich schreibe während deutsche Geschütze das deutsche Wien zerschmettern — — eine neue Periode begonnen, deren Dauer Keiner ermißt. — Zu einem Nachtbild aus jener ältern Schreckenszeit führt uns der herrliche Bau, den uns der Stahlstich vergegenwärtigt.

Ja, herrlich bist du, Magdeburger Gotteshaus! und Der dich zusammengefügt und aufgerichtet hat, der gab Zeugniß von seiner Meisterschaft für kommende Jahrtausende. Wer dich aber anschaut mit dem rechten Geist und dem rechten Herzen, dem bist du, so lange deine Mauern stehen, doch nur ein Blatt mit schwarzem Rand, mit den Trauerzeichen über den Wahn, der zu allen Zeiten Millionen beherrscht, ihre Seelen vergiftet und zu Thaten getrieben und gehetzt hat, die jeden göttlichen Schimmer an der Menschengestalt vernichten.

Wie das jüngste Blatt der deutschen Geschichte mit schwarzem Rande die Aufschrift führt: „Windisch-Grätz und Wien"; so jenes ältere die von „Tilly und Magdeburg." Betrachte den Dom, von welcher Seite du ihm zuerst nahst, dieses Blatt und diese Inschrift stellen sich zwischen dich und die künstlerische Trefflichkeit. Das Unmenschliche jenes blutigen Mai's verdeckt, was du Menschlich-Schönes suchen wolltest, und selbst im Innern des Heiligthums dringt zitternd und klagend jenes Tedeum in dein Ohr, welches über Leichenhaufen und dem Gestöhne Gemordeter und Sterbender dem Munde der rasenden Schlächter entquoll, jenes Tedeum, das den von Magdeburgs Flammen bemalten Himmel, zu dem es emporstieg, erröthen machte vor Scham und vor Zorn.

Aber weniger die Erinnerung an das unmenschliche Morden und Verwüsten ist's, was den Schreiber dieses Aufsatzes die Brust mit Grimm und Entrüstung erfüllt: — Leichenhaufen und Brandstätten hinterläßt jeder Krieg, das ist des Krieges Art; der Friede baut und pflanzt und pflegt wieder, das ist seine Art. Anders jedoch bei der Magdeburger Hochzeit. Hier liegt das Abscheuliche gerade darin, daß diese Gräuelthat noch nach Jahrhunderten Katholiken wie Protestanten dazu dienen mußte, den Glaubenshaß fortzuschüren. Das ist der schwarze Rand am Trauerblatt, daß Kindern eines Vaterlandes, einer Zunge, eines Glaubens dieses eine Ereigniß dort als fluchwürdiges Verbrechen, hier als glorreiche That hingestellt wird und daß man dadurch Millionen Kindern bald gegen die Katholiken, bald gegen die „Ketzer" einen Haß in die Seelen streute, den sie durch ihr ganzes Leben tragen. Und von wem geschieht es? von den Menschen, die da vorgeben, sie seyen die Träger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Pfleger der Lehre Desjenigen, dessen Leben und Kreuzestod Liebe, Duldung und Versöhnung predigen; — von den Menschen, die von sich rühmen, Gott habe sie auf den sittlichen Richterstuhl gesetzt, Er habe sie erkohren zu Ausspendern seiner ewigen Gerechtigkeit; — von den Menschen sage ich, die sich ausgeben als die Hüter der Gewissen und als die Schlüsselhalter des Himmels; — von den Menschen, die, mögen sie Kutte, Skapulier oder Priesterrock tragen, unter allen Heuchlern meinen tiefsten Haß und meine meiste Verachtung haben: den Pharisäern und Pfaffen, welche sich zu den ächten, ehrwürdigen Priestern Gottes verhalten, wie die Lüge zur Wahrheit. Wo ist ein Pfaff, der nicht Christus verfolgt mit falscher Lehre? der die Völker nicht betrügt mit verdummendem Unsinn? der nicht willig eingeht in jeden Plan zu ihrer Knechtung und Ueberlistung? Wo ist ein Pfaff, der den brutalen Aberglauben von der Kanzel und dem Altare peitscht; der verkündigt, daß der schmähliche christliche Götzendienst ein Ende nehmen müsse; der nicht länger rauschen mag in den dürren Blättern seines Breviers oder seiner Liturgie; der gewillt ist, das Menschenherz durch eine wahre, werkthätige, auch den Verstand befriedigende Menschenliebe zu erwärmen? Nennt mir einen Einzigen unter den Zehntausenden in ganz Deutschland, der sprossendes Leben und hellen Geist wieder in die todten Formen des Glaubens zurückzubringen aufrichtig bemüht ist, nennt einen Einzigen, der dem Vorwärts der Völker aufrichtig zugethan sey, oder Einen nur, der das Wunder richtig deutet, welches der Herr in Deutschland im März gethan hat und der wahrhafte Begeisterung im Herzen trüge für die Ideen, welche sich kund gegeben in dieser großen Zeit: — nennt mir diesen Einzigen, und ich will meinen Haß bezwingen und sagen, es ist dem Pfaffenvolk durch mein Urtheil zu viel geschehen! —

Ich führe nun euern Blick auf die Schauerscenen, deren Mittelpunkt vor 220 Jahren der Magdeburger Dom gewesen ist. — Gustav Adolf, der Held des Glaubens und der Freiheit, hatte mit der Magdeburger Bürgerschaft Bündniß geschlossen. Das kaiserliche Heer nahete. Der König sandte der Stadt zur Unterstützung seinen Obersten Falkenberg, der jedoch nur mit 500 Mann Schweden einziehen durfte und sich vielfachen, sein militärisches Walten eifersüchtig bewachenden Beschränkungen unterwerfen mußte. Tilly erschien im Dezember 1630. Er berennte die Stadt. Ihre eigentliche Belagerung begann im April 1631. Besatzung und Einwohnerschaft wehrten sich mit standhaftem Muthe, obgleich die Vertheidigung durch Uneinigkeit öfters geschwächt war. Aber auch die Belagerer waren tapfer — täglich fast stürmten sie eines oder das andere der Außenwerke, und nach Verlauf von 6 Wochen, als auch der Hunger die Besatzung dezimirte, welche das ununterbrochene Feuer der Kaiserlichen schon sehr geschwächt hatte, mußte der Bürger Widerstand brechen. Nur schwedischer Entsatz konnte sie noch retten. Gustav Adolf hatte sein Versprechen gegeben, „sich ihrer königlich und fürstlich anzunehmen und sie in keiner Noth zu verlassen". Doch im kritischen Augenblick zog er das rettende Schwert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht, denn er fürchtete, bei der großen Minderzahl seines Heers, und gegenüberstehend dem größten Feldherrn seiner Feinde, die große Sache, die er verfocht, in offener Feldschlacht zu gefährden. Magdeburg — ein Kleinod in der Krone des Protestantismus — gab Gustav Adolf Preis mit blutendem Herzen.

Und so geschah denn das Unvermeidliche. Tilly, der die Stadt als wahrscheinliche künftige Residenz des Kaisersohns Leopold Wilhelm zu schonen wünschte, schien, nach vielen vergeblichen Aufforderungen zur Ergebung, endlich am 19. Mai sein Ziel erreicht zu haben. Der Magistrat war auf Tilly's Kapitulationsbedingungen eingegangen; nur Falkenberg suchte den Abschluß noch zu verzögern. Inzwischen erfolgte er dennoch. — Während nun der Schreiber auf dem Rathhause mit dem Kopiren der Kapitulationsurkunde beschäftigt war, gab Tilly, zornig über die Zögerung, Befehl, zu stürmen. Und damit war das Loos des Verderbens über Stadt und Bevölkerung geworfen.

Es war am 19. Mai Nachmittag. Der Kampf rasete auf den Wällen und in den Gräben. Die Verzweiflung gab den Vertheidigern zehnfache Kraft. Während die Belagerer die Wälle erkletterten, spieen 200 Feuerschlünde Tod und Verwüstung gegen Mauern und Stadt aus. Plötzlich ließ das Feuer der Belagerer nach. Eine Batterie nach der andern verstummte. Die stürmenden Kolonnen wichen zurück. Die Belagerten erstaunten. Auf einmal hörten sie Stimmen aus den feindlichen Reihen: Die Schweden kommen! und jauchzend hallte es tausendstimmig wider in der Stadt: Der Retter naht! Wir sind gerettet! Die Freude bestrickte die im langen Kampfe ermatteten Sinne. Gegen den Morgen des 20. Mai waren die meisten zum Tode müden Vertheidiger auf den Wällen und daheim in tiefen Schlaf versunken, um — zum Tode zu erwachen.

Denn mit Tagesanbruch ließ Tilly seine ganze Macht in Sturmkolonnen mit Leitern und Hacken gegen die Mauern rücken, um die Frucht seiner Kriegslist zu pflücken. Der allgemeine Sturm begann um sieben Uhr. Täuschung und Schrecken brachen die Kraft der Bürger. Noch vor Mittag waren alle Festungswerke in der Gewalt der Kaiserlichen. Und nun erfolgte das Schlachten und Morden der Wehrlosen, das Plündern und Brennen. Wie die Horden des Attila wütheten die vom Fanatismus ergrimmten Schaaren. Es waren nicht Krieger mehr, es waren Hyänen. In weniger als zwölf Stunden hatten die von vier Seiten zugleich eindringenden wilden Haufen Pappenheims mit Feuer und Schwert eine der schönsten und reichsten Städte des Vaterlandes in eine Wüste verwandelt, wo rauchende Trümmer und Schutt und Asche und Blut und Leichen durch einander stürzten. Für drei lange Tage hatte Tilly den Seinen das Werk der Vernichtung zugesagt, und drei Tage lang feierte das wüthende Heer mit Brennen, Plündern, Morden und Schänden diese Magdeburger Hochzeit. Noch nach zwei Jahrhunderten sträubt sich das Haar vor den kannibalischen Szenen jener Tage. — Ehe Tilly am 12. Mai über die dampfenden Schutthaufen seinen Einzug in die noch vom Gewimmer der Sterben-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den und der verwaist umherirrenden Kinder erfüllten Ruinen halten konnte, mußten 6900 Leichen in die Elbe geworfen werden; die Zahl aller Hingemordeten — Tausende hauchten unter den gräßlichsten Verstümmelungen, Qualen und Martern ihr Leben aus — war 30,000! Von der ganzen Bevölkerung der Stadt, in welche sich viele Bewohner des umliegenden flachen und schutzlosen Landes geflüchtet, waren kaum 5000 übrig geblieben, darunter über 4000, die sich in den Dom eingeschlossen und drei Tage ausgeharrt hatten, umgeben von allen Schrecken der Vernichtung und überschüttet mit dem Fürchterlichsten, was die Natur den Menschen zu leiden geben kann. Als Tilly an den Dom kam, öffnete sich das Thor und der ehrwürdige und glaubensmuthige Prediger Bake sank dem finstern Sieger zu Füßen mit den Worten: „Gekommen ist Magdeburgs letzter Tag und sein unausweichbares Schicksal! Wir waren Magdeburger! Dahin ist Magdeburg und all seine Herrlichkeit!“ — Tilly — (der Teufel selbst muß ja endlich ermüden in seinem Werke) — schenkte den Aermsten das Leben. Und als sie heraustraten aus dem Gotteshause, diese abgemarterten Gestalten, zählte das Auge der Suchenden von der großen Stadt noch hundert kleine Häuser armer Leute, zu denen die Flamme nicht hatte hinuntergreifen und in denen die Raubsucht nicht hatte plündern mögen.

Tilly und sein Vorgänger Alba gehen über die Bühne der Geschichte wie Pest und schwarzer Tod. Wenn wir auch der Zeit billige Rechnung tragen, in welcher die Magdeburger Schauertragödie spielt; wenn wir auch erwägen, wie die Menschen in dem dreizehnjährigen Kriegszustand verwildern mußten; ferner: mit welchem Volk von Tilly der Krieg geführt wurde und wie dazu trat die Kunst der Pfaffen, um die rohen Kriegerbanden zum äußersten Fanatismus zu verhetzen, der im Ketzermord ein Gott gefälliges Werk sah: — so bleibt doch von alle Dem die Thatsache unangefochten, daß Tilly es war, der das dreitägige Schlachten und Brennen und Plündern seinem Heere versprochen und ohne diesen Freibrief zu aller Unthat bei der sonst so strengen Disziplin des kaiserlichen Feldherrn Magdeburgs entsetzlicher Untergang gar nicht möglich gewesen wäre. In dieser Thatsache ist Tilly's Schuld unaustilgbar begründet und alle Versuche, ihn rein zu waschen, müssen erfolglos seyn. Wie einst Alba, so hat auch Tilly eifrige und gewandte Vertheidiger gefunden in Menge. Es sind dies Pfaffen und Fürsten, die nimmer müde werden, an der blutigen Hand ihres Werkzeugs zu wischen, welche darum doch ewig roth bleibt. Hat ja sogar noch in unsern Tagen ein König, — der für den großen Luther in seiner Ehrenhalle keine Stätte fand, — sich nicht entblödet, dem Tilly eine erzene Bildsäule des Ruhms aufzustellen! Er bedachte nicht, daß, hätte er auch an jeder Straßenecke seiner Hauptstadt ein solches Standbild aufgerichtet, das Wörtchen „Magdeburg“, an ihre Fußgestelle mit der Bleifeder geschrieben, sie alle in Schandsäulen verwandelt haben würde. —

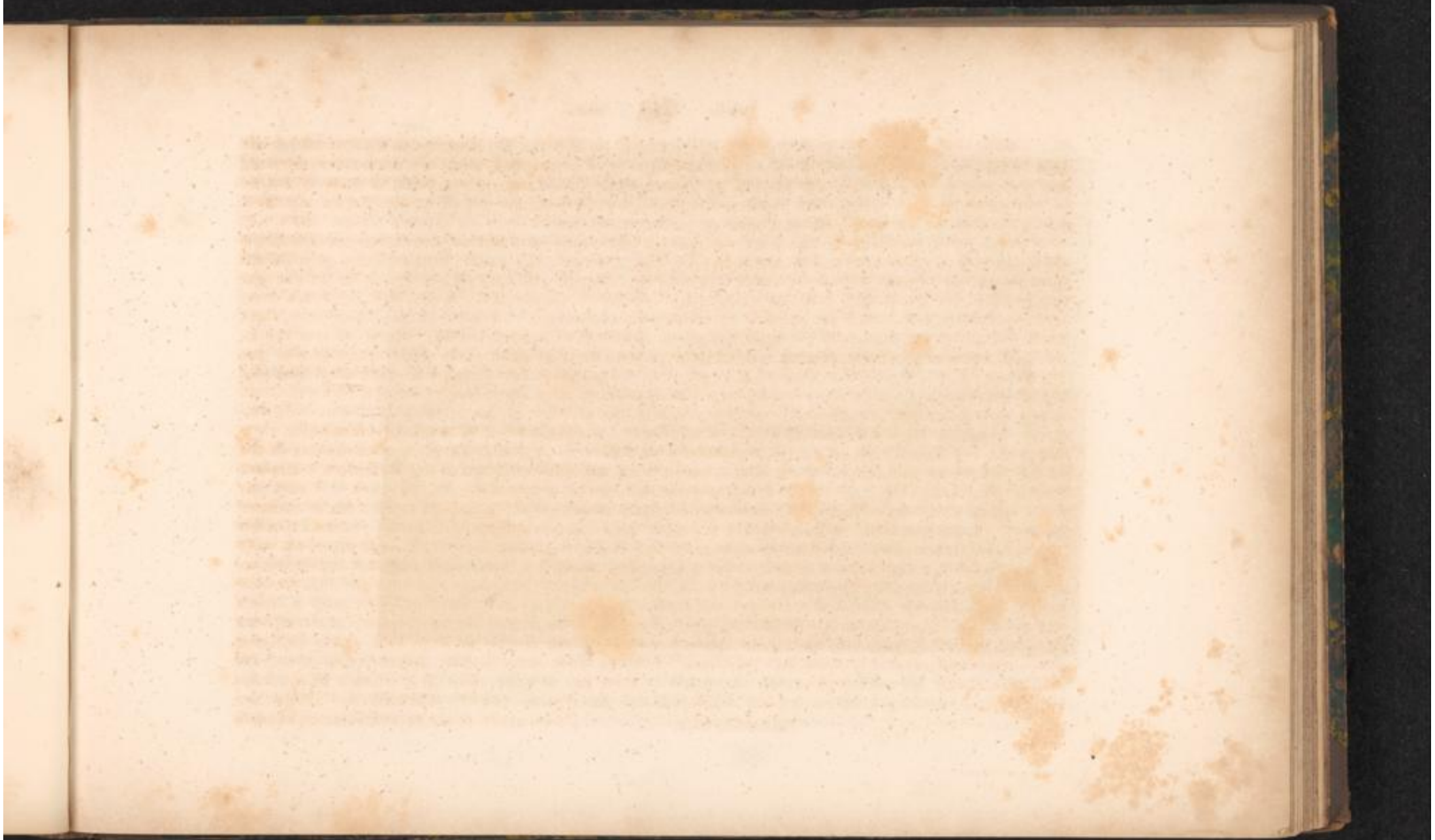
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nein, ihr Könige und Kunst du, als Königsmagd: die Sprüche der Geschichte fälscht ihr nimmer mit euern Lügen von Erz und Stein, und das Schandglöckchen der Vergangenheit macht ihr nimmer zum Ehrengeläute für die Verbrecher an Volk und Freiheit, an Humanität und Gesittung. Wer gerichtet ist durch seine Thaten, wie Tilly, der bleibt gerichtet für immerdar. Erhöbet ihr solche Menschen auch bis in den Himmel: die Welt wird in ihnen immer nur Völkerschlächter sehen und — verabscheuen.

Daß ihr aber, Monarchen! aus solchen kraftvollen Werkzeugen eures Willens gern unsterbliche Halbgötter gießen und meiseln lassen möchtet, ist euch nicht zu verübeln. Denn ihr braucht solche Leute. Ihr brauchtet sie gestern, ihr braucht sie heute. — Oder ist's nicht so? Neapel, Mailand, Messina, Wien — gebt Antwort! —

Magdeburg's Dom ist unter den Denkmälern der gothischen Baukunst in Norddeutschland eines der edelsten und es war der Restauration wohl werth, auf welche der vorige König nicht weniger als 300,000 Thaler verwendete. Nachdem die uralte Kathedrale im Jahre 1207 vom Feuer zerstört worden war, hatte man im folgenden Jahre den Grundstein zu dem jetzigen Bau gelegt, zu dem der Meister Bohnensack die Risse entwarf. 155 Jahre beschäftigte das Werk die Steinmetzen; erst im Jahre 1363 wurden die Bauhütten abgebrochen und das Arbeitervolk entlassen. Die Länge des Gotteshauses mißt über 300 Fuß; das mittlere Schiff hat 106 Fuß Höhe und die prächtigen Kreuzgewölbe ruhen auf zwei und zwanzig mit Spitzbögen versehenen Bündelsäulen. Jedes der Seitenschiffe ist von 16 Fenstern beleuchtet und eben so viele, aber größere Fenster sind in der hohen Wand des Mittelschiffs angebracht. Kostbare Glasmalereien schmücken mehre, und eine Menge prachtvoller Grabmonumente, welche theilweise aus dem Schutt des ältern Doms gerettet und später hier aufgestellt worden waren, machen das Gebäude wichtig für das Studium der deutschen Kunst in uralter Zeit. Die sehenswerthesten sind die Marmor-Grabmäler des Kaisers Otto und seiner Gemahlin Editha, der angelsächsischen Königstochter, aus dem 10. Jahrhundert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MARSEILLE

DLIX. Marseille.

Wenn irgend ein Theil der Menschheit auf seiner Wanderschaft durch die Jahrhunderte einer neuen Pforte der Entwickelung entgegen schreitet, so gilt es vor Allem das rechte Wort zu finden, welches die Riegel sprengt. Das rechte Wort war stets der halbe Sieg: das rechte Wort ist Fahne und Schwert zugleich! Tausend Beispiele der Geschichte sagen uns, wie edle und starke Kräfte, wie treffliche Menschen, wie herrliche Schaaren im Kampfe gegen das verschlossene Thor einer neuen Zeit verzweifelnd untergegangen sind, weil sie das Zauberwort noch nicht gefunden hatten, vor dessen Schall sich allein des Thores Flügel öffnen. Jedes Land, jedes Volk, jeder Geschichtsabschnitt trägt ein Wort an der Stirn, das einmal das rechte war, und manche dieser Worte behaupten ihren Ehrenplatz auf den Kapitolien des Friedens oder auf den Fahnen des Kriegs durch viele Jahrhunderte. Wer gedenkt hier nicht vor Allem an die Zehn Gebote der Kinder Israel, deren Tafeln Millionen zu Sieg und Ehren führten und nach dem tiefsten Fall ein in so viele Fetzen, als es Nationen gibt, auseinandergerissenes Volk dennoch als ein Glaubensganzes zusammen ketteten und aufrecht erhielten bis zu unseren Tagen, wo die lange Nacht Israels endlich vorübergeht. Noch heute, nach Jahrtausenden, zieren die Tafeln, darauf Moses das rechte Wort für sein Volk geschrieben, die Stirn jedes jüdischen Tempels. — Das Christenthum hat auch sein ewiges Wort: das Vaterunser. So weit das Kreuz aufgerichtet wurde, war das „Gebet des Herrn" der Stern und der Stab der Bekehrten, und so lange das Kreuz erhöhet bleibt, werden die hehren Laute jener Worte den Gläubigen durch das ganze Leben führen. Sie empfangen ihn in der Wiege, begleiten ihn als Morgen- und Abendsegen durch die Jahre der Kindheit, grüßen ihn am Altar und werden gebetet über seinem Grabe. Durch alle Zonen der Erde, in allen Zungen ertönt es und wirkt es mit seiner belebenden Kraft. Es hat die stärksten Thore gesprengt auf dem großen Entwickelungsgange der Menschheit durch ganze achtzehnhundert Jahre. — Das rechte Wort hatte auch jener arabische Sohn der Wüste gefunden, als er seinen Schaaren den Schlacht- und Glaubensruf in den Mund gab: „Allah ist Gott und Mohammed sein großer Prophet!" Er hatte damit seinen Bekennern den Schlüssel gegeben, mit welchem sie die Pforten von Afrika und Europa öffneten und dem Halbmond einen Weg bahnten, der strahlt von tausend Siegen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das rechte Wort schrieb Martin Luther auf die Fahne des Protestantismus: „Eine feste Burg ist unser Gott!" Mit diesem Jubelchor des gereinigten und befreiten Glaubens führte er seine Gemeinde in eine neue Zeit herüber durch den dreißigjährigen Schlachttag. Das Wort war dem Irren ein Wegweiser, dem Müden und Bangen ein Stab, dem Muthigen ein Schwert; es war Aufrichtung, Trost und Ermuthigung den Geschlagenen und den Ueberwindern eine Quelle der Demuth und des Erbarmens gegen die Ueberwundenen. In der Kirche wie in der Schlacht ertönt noch heute Luther's tapfere Melodie; der Verfolgte um seines Glaubens, den die Unduldsamkeit von der heimathlichen Erde vertreibt, stärkt sich an dem Wort in der Fremde, die Gedrückten hält es aufrecht, die Bedrängten ermannt es zum Widerstand, es schwebt über die Lippen der verlassenen Armuth auf ihrem Strohlager und sterbender Helden auf dem Bette der Ehre. Unzertrennlich verbunden mit den Begriffen Reformation und Protestantismus zeigt dieses rechte Wort besonders in unseren Tagen seine Kraft: es zerreißt das Netz, das die alte Kreuzspinne Roms über die deutsche Christenheit ausbreiten will, und bleiben wird es das donnernde Signal der Glaubensfreiheit, so lange es Deutsche und Protestanten gibt.

Auch die Revolution, welche die Fesseln abschlägt geknechteten Völkern, — auch sie, welche „Sklavenheerden zu Nationen erhebt" hat ihr rechtes Wort gefunden. Die Hymne der Freiheit ist die Marseillaise! — Aus den gewaltigsten Stürmen der ersten Umwälzung brauste sie hervor — ihr begeisterndes „Allons, enfans de la patrie!" trieb die Nation todesfreudig in die Schlachten; es war der Zauberer, welcher die Heere aus dem Boden stampfte, den Sieg an jede Niederlage reihete und Helden schuf und Heldenthaten verrichtete, welche die Welt mit Bewunderung erfüllt haben. Die Marseillaise begleitete die Revolution auf allen ihren Eroberungs-, Siegs- und Trauerzügen und bildete mit der Trikolore und der Freiheit eine unzertrennliche Trias. An die Marseillaise knüpft der Franzose der Freiheit Daseyn; mit ihr geht sie, mit ihr kömmt sie wieder. Wenn sie verstummt, so triumphiren die Feinde; wenn sie erschallt, so zittern sie, es wanken die Throne, es steigen die Könige von ihren Sitzen herab. Aber sie straft auch unerbittlich Jeden, der auf ihren Fittigen sich erhob und auf der Höhe ihre Bundesgenossenschaft aufgab. Als Napoleon von ihr abfiel und damit verleugnete seine Sendung zur Befreiung der Welt von den Fürsten, da war sein Gang nur noch ein Gehen zum Abgrund. Die Bourbonen, die sie mit Füßen traten, stieß sie vom Thron, und Louis Philipp, den sie erhob und der sie verrieth wie ein gemeiner Schurke, den schickte sie mit dem Bündelchen unter dem Arme aus den Tuillerien, und sie warf auf den Scheiterhaufen den Thron, welchen der Bürgerkönig wie ein Taschenspieler geschändet hatte. Und so wird sie fortfahren, jeden ihrer Verräther zu verderben so lange, bis kein Verrath an der Freiheit mehr gewagt wird.

Das rechte Wort für die Freiheit im Glauben haben wir gefunden; aber für die Freiheit im Leben, wo ist das? — Was singen und sagen wir? — „Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands" — „Gott erhalte unsern ꝛc. ꝛc. — „Sie sollen ihn nicht haben ꝛc. ꝛc. — — Sprich, Michel! was ist von dem Allen dein rechtes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wort? Du schämst dich und wirst roth und schlägst die Augen nieder und bleibst die Antwort schuldig. Armer Michel! das fremde Wort war mächtig genug, auch dir das Thor der Freiheit zu öffnen: aber Pah! da stehst du, das rechte deutsche Wort fehlt dir, und der Sturmwind der Reaktion wirft dir die Flügel vor der Nase wieder zu.

— — „Allons, enfans de la patrie!“ — —

Ist denn die deutsche Sprache so arm und das deutsche Dichtergefühl so kalt und so zahm, daß beide das rechte Wort nicht finden können! Einen nur weiß ich, der's wohl fände:

Singe **Du**, Freiligrath, Dichter „der Todten“ die Hymne der Freiheit,
Welche dein träumendes Volk weck' zur begeisternden That.
Thaten bedarf es; — denn des Unthiers so innig verschlungene Häupter
Trennt die streichelnde Hand nimmer vom scheußlichen Rumpf.
Hätte das bittende Wort die Hyder von Lerna bezwungen?
Hätt's den nemeischen Leu? oder den kretischen Stier?
Hätt' es zum Schweigen gebracht der Unterwelt bellenden Hüter?
Hätten den Augiasstall tausend Adressen gefegt? —
Herkules selbst, er fand durch den Kampf nur den Weg zu den Göttern,
Und noch nie hat ein Volk kampflos die Freiheit erlangt.

Die Stadt Marseille blüht seit drittehalb Jahrtausenden. Ihre unverwüstliche Lebenskraft hat die Stürme und Umwälzungen, welchen Reiche und Völker erlagen, überdauert. Nach jeder Verheerung, nach den furchtbarsten Schlägen erhob sie sich immer wieder und gelangte in vergleichsweise kurzer Zeit zu Glanz und Reichthum. Dies dankt sie zumeist ihrer Lage und ihrem herrlichen Hafen, welche beide den Handel immer wieder zurückführten, wenn er auch zuweilen verscheucht wurde von den Würgengeln des Kriegs und der Revolutionen.

Als Gründer von Marseille treten die Phozäer auf, der griechische Heldenstamm, welcher die französische Küste um das Jahr 600 vor unserer Zeitrechnung zu kolonisiren begann, und der älteste Stadtname Massilia erhielt sich bis zum Verfall des Römerreichs. Die Niederlassung wuchs schnell an Kraft und Ansehen; sie erweckte frühe die Eifersucht Karthago's. Die Versuche dieses Staats, sich an Galliens Südküste festzusetzen, scheiterten stets an der Wachsamkeit der Phozäer und übten deren kriegerischen Geist. Massilia brachte sich in Besitz einer Kriegsflotte, mit deren Hülfe sie sich der Karthager erwehrten und ihren Handel schützten. Als Rom den Vernichtungskampf gegen die afrikanische Nebenbuhlerin begonnen hatte, schloß es mit den Massiliern ein Bündniß, deren Flotte Rom auch auf dem Meere stark machte und den Transport der Heermassen nach Afrika ermöglichte. Damals war Marseille in höchstem Glanze.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es hatte einen öffentlichen Schatz in der Burg und in dem Dianatempel, und dieser füllte sich mit der reichen Beute der Siege. Der Reichthum seiner Kaufleute war märchenhaft groß. Als Rom durch Brennus belagert wurde, konnten die Massilier ihrer Bundesgenossin ungeheure Summen vorschießen, die sie zurück erhielten, als Camillus die Stadt gerettet hatte. Von dieser Zeit an dehnten sich die Unternehmungen immer weiter aus. Die Stadt wurde die Mutter vieler Kolonien an den Küsten Galliens, Italiens und Spaniens, und sie gründete im Innern des gallischen Landes eine Menge Orte. Alle diese wurden wieder zu Märkten für den Handel der Massilier, und ihn zu erleichtern und zu befördern wurden keine Kosten gescheut. Die Rhonemündungen wurden schiffbar gemacht, Ströme ausgetieft, die Flußschifffahrt im Binnenlande eingerichtet, Kanäle gebaut und die Küstenfahrt geregelt. Als Tyrus unter der Macht Alexanders des Großen zusammengebrochen war, theilte Massilia nur noch mit Karthago die Herrschaft über den Handel des Mittelmeers, und noch ehe Alexandria einen Theil dieser Herrschaft an sich gerissen hatte, trugen die Massilier ihre Handelsflagge über die Säulen des Herkules hinaus. Sie begannen an der Westküste Afrika's einen einträglichen Sklavenhandel, entdeckten den Weg zu den Kassiteriden, holten Zinn von Cornwall und öffneten sich die Straße durch Sund und Belt in das baltische Meer, um den im Alterthum so hochgeschätzten Bernstein an der preußischen Küste zu holen.

Marseille, vom griechischen Mutterlande längst getrennt, bildete damals mit seinen Kolonien eine mächtige Republik, und das Ansehen derselben erreichte den höchsten Gipfel im Kampfe mit Rom gegen Karthago, als diese herrlichste Stadt Nordafrika's dem italischen Schwerte erlag. Fortan, um des unermeßlichen Gewinnes willen, mit Rom auf's Engste verbündet, leitete sie zu sich hin die Schätze des großen Reichs, unter dessen Schutz sie keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten hatte. Aber gerade aus dieser Sicherheit keimte das Verderben. Massilia vernachlässigte, was sie gehoben hatte, die Pflege ihrer eigenen Streitkräfte. Ihre Kriegsflotte kam herab; denn ein Feind zur See war nicht mehr zu bekämpfen; und ihr Landheer verminderte sich auf das an Rom zu stellende Bundeskontingent. Die unermeßlichen Kräfte des Staats und Volks versumpften allmählig in Schwelgerei und Luxus. In diesem Zustand der Entartung überraschte sie der Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar. Massilia hatte für Ersteren Partei ergriffen. Cäsar aber züchtigte es furchtbar nach tapferem und langdauerndem Widerstand, während dessen der Handel floh, und knickte seine Kraft. Zwar ließ der Sieger die Stadt im Besitze mancher Privilegien; doch die blühenden und zahlreichen Kolonien, die Quellen des Reichthums, trennte er ab und führte dadurch den raschen Verfall ihres Verkehrs herbei. Einen Schein von Unabhängigkeit behielt sie dennoch und auf der Stätte des Handels ließ sich nun die Wissenschaft nieder. Sie wurde eine Nebenbuhlerin Athens.

Als die Freiheit in Rom zu Grabe getragen war, als dort die monarchische Verfassung an die Stelle der republikanischen trat, begann der Verfall des Weltreichs. Während der Kaiserzeit erhielt sich in Massilia zwar noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die stille Blüthe der Kunst, Gelehrsamkeit und Bildung; aber im vierten Jahrhundert welkte auch diese und das Christenthum fand Eingang. Anfangs der griechischen Kirche zugethan, schloß sich im folgenden Jahrhundert die Gemeinde dem römisch-katholischen Bekenntniß an. Es war im Jahr 420, unter Papst Bonifazius, als der Uebertritt erfolgte. Inzwischen waren die Gothen Herren Galliens geworden. Auch Massilia's Kriegsstürme und die Barbaren verheerten und schatzten. Die Lehrsäle der Wissenschaft verödeten gänzlich. Unter Theodorich war Marseille eine Munizipalstadt. Zur Zeit des Karl Martell suchte ein Statthalter mit Hülfe eingedrungener Sarazenen die unabhängige Herrschaft über die Stadt an sich zu reißen. Das Unternehmen mißlang, und in diesem Kampfe verlor Marseille durch Plünderung und Feuer den Rest seiner alten Blüthe. Erst unter Karl dem Großen kam in den Handel und die Gewerbthätigkeit der Stadt ein neues Leben. Karls Reich erschloß ihrem Unternehmungsgeiste frische Quellen des Reichthums. Es richtete sich ein unermeßlicher Verkehr mit Katalonien, Italien und der Levante ein. Aber Bestand war nicht in diesem schnellen Glück! Schon unter Ludwig dem Frommen, unter dessen Regierung grenzenlose Anarchie die Kräfte des Staats zersplitterte, setzten Schwärme von sarazenischen Piraten die Küsten der Provence in Furcht und Schrecken, nahmen die Schiffe weg, drangen in das Innere und sengten und mordeten, so weit ihr Arm reichen konnte. Der Handel Marseille's schrumpfte wieder ein und viele der reichsten Kaufleute zogen weg nach Venedig und Genua, die sich jetzt erhoben. Die späteren Schicksale von Marseille knüpfen sich an die der Provence. Nachdem die Capetinger ganz Frankreich unter ihren Zepter vereinigt hatten, theilte es mit ihrem Reiche das Auf und Nieder im geschichtlichen Leben. Höchst großartig war der Handelsflor der Stadt im 16. u. 17. Jahrhundert. Der Verkehr mit dem Türkenreiche war damals ganz in ihren Händen; sie führte an Tuchen allein für 30 Millionen Livres dahin jährlich aus. Nach der Abschaffung des Königthums wechselte sie Wappen und Farben mit Frankreich bis diesen Tag, und während der ersten Revolution sandte sie die entschiedensten Männer in den Konvent, die kühnsten, wildesten Streiter in die Straßenkämpfe von Paris. Die Hymne der Revolution trägt ihren Namen durch alle Zeiten. —

Marseille ist die Perle der Provence und die Provence heißt die Perle Frankreichs. Prächtig nimmt es sich vom Meere her aus. Man erblickt die Stadt als Amphitheater und dahinter einen weiten Bogen von Höhen und Geländen mit etwa fünftausend kleinen funkelnden Landhäuschen und stolzen Villen besetzt, umgeben von Weingärten, Olivenhainen und Baumgruppen. Den Vorgrund bilden die Leuchtthürme auf ihren Felsen und der Mastenwald des Hafens; dann die unermeßlichen Lagerhäuser, die Docks, die Werfte; dahinter die Häusermassen, über welche die stattlichen Thürme und weit gespannten Dome sich erheben. Rechts und links in größerer Entfernung liegen Dörfer und Städte auf hohem Gestade und bei klarer Luft blinken ostwärts die schneeigen Häupter der Meeralpen — jene ewigen Vesten der Erde, die aus dieser Ferne wie leichte lichte Wölkchen erscheinen, mit denen der West spielen möchte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Kayen sind schön, ja prächtig, und das Gewimmel geschäftiger Menschen auf denselben von allen Tinten und Trachten sagt dir sogleich, daß du eine Welthandelsstadt von erstem Range vor dir hast. Die mächtigen Steinmassen der Häuser, das Solide, Derbe, Bürgerliche ihrer Bauart, die Bläue des provenzer Himmels, die Heiterkeit und Offenheit der Physiognomieen machen einen Eindruck, der wohlthut und befreundet. Diesem entspricht auch das Innere. Die größte Reinlichkeit in den Straßen und Häusern, die Fülle der Waaren in den unzähligen Läden und ihr heiterer Aufputz versöhnen mit dem Winkeligen und der Enge vieler Gassen, und die Bilder des Fleißes, der Rührigkeit, der Wohlhabenheit, die Einem auf jeden Schritt begegnen, befriedigen Auge und Herz zugleich.

Marseille ist gegenwärtig der erste Seehandelsplatz Frankreichs. Bordeaux, Havre, Rouen stehen ihm bei Weitem nach. Sein Handelsgebiet sind die Küsten des Mittelmeers und der mit diesem zusammenhängenden Gewässer. Am transatlantischen Handel hat es geringen Theil und nur wenige seiner Schiffe passiren die Meerenge von Gibraltar. Seine Rivalen: Triest, Genua, Livorno und Venedig, überragt es an Kapitalkraft alle. Marseille empfängt und versendet jährlich 18 bis 20,000 Schiffsladungen im Werthe von 300 bis 400 Millionen Franken; es zahlt auf seine Importen zur Zollkasse an 40 Millionen! Fast sein ganzes Handelskapital, das auf eine halbe Milliarde geschätzt wird, steckt im Waarenverkehr und in den sich daraus herleitenden Wechselgeschäften. Jene kreditverwüstenden Parasiten — das Spiel in Aktien und Fonds — haben hier noch nicht gewuchert.

Die Hauptbasis des Marseiller Handels ist die französische Manufaktur. Unermeßlich groß ist der Export französischer Tücher und Lyoner Seidenwaaren in die Levante: und die Dinge der Bequemlichkeit und des Luxus: Möbeln, Glaswaaren, Porzellain, Spiegel, Modewaaren, Parfümerien ꝛc. beziehen Konstantinopel, Kairo, Smyrna ꝛc. fast ausschließlich von Marseille. — Je mehr sich der Orient die europäische Sitte und die abendländischen Formen der Civilisation aneignet, je größer wird dieser Verkehr, dessen Werth mit den Produkten des Ostens: Baumwolle, Wolle, Getreide, Kamelgarn, Wachs, Gummi, Talg, Baumöl, Droguen ꝛc. bezahlt wird. Seitdem Frankreich seine Herrschaft in Nordafrika begründete, ist auch Algerien eine Goldgrube für Marseille geworden, und sie wird ergiebiger in dem Maße, als die Kolonisation des eroberten Landes fortschreitet. Der Verkehr im Allgemeinen wird durch die Dampfbootlinien begünstigt, welche mit allen Hauptplätzen des mittelländischen Meers eine regelmäßige Verbindung erhalten. Eine Eisenbahn geht nur bis Avignon. Allein durch Fortsetzung derselben bis nach Lyon wird Marseille in das ganz Frankreich überspannende Bahnnetz eintreten und dadurch erhält es eine neue Bürgschaft für weitere Ausdehnung seines schon so ungeheuern Verkehrs. Unter so günstigen Verhältnissen mögen des Dichters Worte auf Marseille Anwendung finden:

Zeus hat auf dieses Geschlecht, des Herakles Wurzel entsprossen,
Gütig des Landes und Meers Reichthum für immer vererbt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der
TRAJANS-BOGEN
in Benevent.

DLX. Der Trajansbogen in Benevent.

Die uralte Samniterstadt, deren Pracht zur Imperatorenzeit selbst Rom beneidete, ist jetzt ein stiller Ort von 14,000 Einwohnern. Er gehört, vom neapolitanischen Gebiet umschlossen, zum Kirchenstaat. Hier in diesem heitern Paradiese liegt die Welt noch im magnetischen Schlaf des Glaubens, und ein Erzbischof mit etwa 400 Geistlichen und Mönchen hüten das Eden mit seinen Schläfern als Cherubim.

Benevent hat einige Ueberreste antiker Bauwerke, unter denen ein Triumphbogen von Marmor aus der besten Zeit der römischen Kunst das Wichtigste ist. Trajan errichtete ihn im Jahre 114. Er ist sehr gut erhalten und wird noch als Stadtthor benutzt. Die Bildwerke stellen Ereignisse aus der Regierungszeit des Kaisers dar und sie sind, was den Styl sowohl, wie die Ausführung betrifft, dem Besten gleich, was uns das Alterthum an Werken dieser Art hinterlassen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DLXI. Der Leipziger Markt.

„Zwölf Eier werden nächstes Jahr theurer seyn, als ein Dutzend deutsche Fürsten," das Wort kann wahr werden. Noch schwebt der Geist über den Wassern; noch treibt's und fluthet's chaotisch durch's deutsche Reich; so viel aber ist doch schon deutlich, daß das Neugestalten der deutschen Dinge, wie es in Olmütz, Potsdam und München gewünscht und in Frankfurt gutgeheißen wird, auf Kosten der Mindermächtigen zu Gunsten der Mächtigsten geschehen soll, und alle kleinern deutschen Staaten aufgehen sollen in der Solution des großen germanischen Reichs. Die Krähen sollen gespeist werden von den Adlern! Als der Bundestag noch den Schlüssel zu den Handschellen des Volks führte, damals sollten 38 Staaten, so verschieden an gegenseitiger Macht zu einander, wie an Werth der Pfennig zum Thaler, in vollkommener Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit neben einander bestehen, Keiner dem Andern an Berechtigung überlegen und das Stimmrecht gleich seyn für die freie Stadt wie für den mächtigsten Fürsten. Das war die Theorie; die That strafte sie Lügen. Das Recht des Stärkern ist allemal ein Recht; und ist ihm die öffentliche Berechtigung versagt, so macht er sie im Verborgenen geltend. Aber was im Verhältniß des alten Staatenbundes nicht seyn konnte, das ist im neuen deutschen Bundesstaate kein Hinderniß. Die Gleichberechtigung der Schwächern neben den Stärkern wird in demselben so sicher zur Thatsache, als im demokratisch wohlgeordneten Staate die Gleichheit aller Bürger, trotz alles Unterschieds an materiellem und geistigem Vermögen. Das ist ja eben das eigentliche Wesen und der Vorzug des Föderativstaats, daß er dem schwächsten Gliede der Genossenschaft sichern Bestand neben dem stärksten gewährt. Ist aber der Fortbestand kleinerer Staaten der Bundeseinheit kein Hinderniß, so wird er auch von der Gerechtigkeit gefordert. Die Kleinern haben dieselben Ansprüche und Rechte in den Märztagen sich errungen als die Größern; sie haben sich als die allerersten erhoben und haben mit nicht geringerm Muth für die Freiheit gekämpft und Opfer gebracht. Jeder Stamm hatte seinen Theil an der Arbeit; also ist auch jeder gleich berechtigt zu den Früchten. Wenn die Stärkern die Schwächern zwingen wollen, ihr eigenthümliches, während Jahrhunderten entwickeltes Leben aufzugeben und unterzugehen in Anderer Daseyn: so ist das ein Mißbrauch der Stärkern, und an die Stelle gemeinsamer Freiheit tritt für den schwächern Theil Unterdrückung und Knechtung der empörendsten Art. Denn keine wird schmerzlicher ertragen, als diejenige, welche von Gleichberechtigten ausgeht. Stammfeindschaft ist stets die unversöhnlichste. Daß man sich hüte, sie in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

NEUER MARKT IN LEIPZIG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutschland zu entzünden! Wenn das Aufgehen aller kleinern Staaten und Stämme in den größern geschehen soll, so verliert die deutsche Bewegung ihre sittliche Würde, Bedeutung und Macht, und die Nation würde durch die so hergestellte Einheit nur ihre Schwäche vergrößern, sowohl nach Innen, als nach Außen. Die Revolution sänke herab zum mißbrauchten Werkzeug für ein Paar Dynastien, um ihr Ländergebiet zu vermehren und ihre Habsucht zu befriedigen; der finstere Geist der Gewaltthat setzte sich an die Stelle des Genius der Gerechtigkeit. Der deutschen Nation Ursprung, ruhend auf einer folgerecht entwickelten und durch zwei Jahrtausende getragenen Stämmebildung, dieser Kern des deutschen Wesens würde mehr und mehr verloren gehen, und wenn einmal dem Gewaltrecht über die Schwächern Anerkennung gegeben ist, so würde am Ende nichts übrig bleiben, als die Herrschaft Habsburg und die Herrschaft Hohenzollern, bis auch eine von diesen zweien im letzten gegenseitigen Vernichtungskampfe unterläge. Eine Einheit würde dann allerdings in Deutschland seyn: — die Einheit der Despotie; denn welche Gefahr die Freiheit läuft, wenn die ganze Kraft der Nation in eine Regentenfamilie oder in zwei gelegt würde, lehrt die Geschichte in tausend Büchern. Wer schützte denn während unserer dreiunddreißigjährigen Bundesnacht die Keime deutscher Freiheit vor gänzlicher Vernichtung? Die kleinern Staaten einzig und allein. Und was wäre während jener Zeit aus Deutschland geworden, wenn die 38 schon im Jahr 15 aufgegangen wären in ein Preußen und ein Oesterreich? Ein absolut beherrschtes Deutschland, auf das die Februarrevolution so wenig Einfluß geübt hätte, als auf das russische Czarenthum.

Dies mein Votum über den Plan, die an den edelsten Blüthen so reichen kleinern deutschen Staatsleben zu Gunsten der größern zu ermorden*).

Man braucht inzwischen auch nicht zu ängstlich zu seyn. Die Könige, die machen ihre Rechnung; die Völker, die streichen sie durch. Auch jene treulose und falsche Rechnung wird durchstrichen werden. Ueber dem trüben, schlammigen deutschen Wasser schwebt doch der Geist Gottes. Das warnende, rathende Wort ist auch noch allgegenwärtig und die Nation ist auf der Hut. Die deutsche Revolution stirbt ganz gewiß nicht an der seidenen Schnur der Könige. Zur rechten Stunde wird sie ihre rechten Kinder zeugen — Männer mit Herkulesnaturen, deren Kraft die Stärke von hundert gemeinen Tyrannen aufwiegt. Wenn dann jene an die Spitze der Nation treten, so wird diese alle Gefahren ihrer

*) Da die Sympathien für die Fürsten im Volke täglich mehr verschwinden, so löse man doch lieber die größern Staatskomplexe, Preußen, Bayern und Oesterreich, in ihre Elemente — in Stammgebiete — auf. Geschähe dies, so würden eben so viel Republiken daraus werden, und dies des Reichs Umgestaltung in die „Vereinigten Freistaaten Deutschlands" anbahnen, ein Ziel, vor dessen Erreichung eine Beruhigung und Entwickelung des deutschen Staatslebens nach meiner Ueberzeugung gar nicht möglich ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freiheit überwinden und die Anschläge, welche ihre Feinde mit eben so viel Bosheit als Klugheit schmieden, vernichten.

Ein kleines Fleckchen von Deutschland ist dieser Markt von Leipzig und doch so geschichtsreich! Seit einem Jahrhundert ist Leipzig der einflußreichste Mittelpunkt für den geistigen Verkehr der Erde und Bildung und Wissen machen hier Propaganda für die ganze Welt. Kein Plätzchen ist auf unserm Planeten, der im reineren Lichte glänzte und dessen Strahlen wärmender und belebender auf die Menschheit wirkten. Nicht nur Alles, was die deutsche Literatur erzeugt, auch ein großer Theil der Werke, die im Auslande erscheinen, macht von Leipzig aus, oder durch Leipziger Vermittelung, seine Wanderung in alle Länder; ja in die dunkelsten Winkel des Planeten bringt von hier aus Guttenbergs Erfindung das Licht der begabtesten Geister. Mit den Büchern gehen die Erzeugnisse des Fleißes, der Künste und der Gewerbe durch die Länder; denn die Messen geben Leipzig Rang und Platz unter den Städten, wo der Welthandel seine Zelte aufgeschlagen hat. Nicht minder groß ist Leipzig in geschichtlicher Beziehung. Ein Kreuzpunkt vieler Völkerstraßen war es vielmal schon der Schauplatz von Ereignissen, welche die Geschicke der Staaten regelten und der Politik neue Bahnen anwiesen. Welches Volk in Europa hat nicht schon seine Fahnen entfaltet in Leipzigs Ebenen und den Boden mit seinem Blute getränkt? Welches versuchte hier nicht einmal das Glück des eisernen Würfelspiels? Reiche sanken hier von ihrer Höhe, andere stiegen aus dem Dunkel zu Glanz und Ansehen empor, bis vielleicht auch ihr Stern, nach einem gewagten neuen, unglücklichen Wurf auf diesem Spielbret Europa's wieder erblich oder erlosch. Der Leipziger Chronik sind viele der inhaltschwersten Blätter der Weltgeschichte eingebunden und ein Stammbuch der Stadt ist ein Ehrenbuch für ganz Deutschland.

Wir wollen heute ein einziges Blatt dieses Ehrenbuchs betrachten. Ich darf dieß um so eher thun, da ich schon früher (Band IV, Seite 21) Leipzig im Allgemeinen beschrieb. Das Blatt, — es ist schwarz berändert; die Aufschrift ist: — **Robert Blum.** — Und die letzten Zeilen lauten:

„Mittelst standrechtlichen Urtheils vom 8. November ist **Robert Blum,** ein Buchhändler aus Leipzig, überwiesen durch sein eigenes Geständniß, wegen aufrührerischer Reden und bewaffneten Widerstands gegen die kaiserlichen Truppen in Folge der von Sr. Durchlaucht dem kaiserlich königlichen Herrn Feldmarschall Fürsten zu Windischgrätz unterm 20. und 23. Oktober erlassenen Proklamationen **zum Tode verurtheilt** und das Urtheil am 9. November Morgens um halb 8 Uhr bei Wien, im Augarten, mit Pulver und Blei **vollzogen worden.**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Stille, stille! daß der Aufschrei des empörten Gefühls die Henker nicht in ihrem Werke störe; denn sie haben noch viel zu thun und „mit Pulver und Blei" ihr Maß zu füllen. Sie werden's gewißlich voll machen. Und dann? Nun dann ist ihr Gerichtstag vorüber. Und dann? Nun — „Wie du richtest, so wird man dich wieder richten." So sagt die Bibel. —

Mit der Hinrichtung des hervorragendsten und gefeiertsten Mannes der deutschen Reichsversammlung, die den Mantel der Unverletzlichkeit um ihre Mitglieder warf, um sie vor der Barbarei von Oben wie von Unten zu schützen, ist der letzte Strahl der Märzsonne erloschen. Was weiter kömmt, das ist Wetter und Sturm in grauenvoller Nacht. Das Vermitteln ist nun aus. Die Fäden der Versöhnung sind zerhauen. Der Engel des Friedens flieht verhüllt aus dem deutschen Lande und ein anderer hält Einzug mit dem flammenden Schwerte. Nicht um aufzubauen, sondern um zu zerstören; nicht um zu schützen, sondern um zu rauben; nicht um zu verzeihen, sondern um zu rächen kommt er. So weit ist's im Vaterland gediehen! Seine Sterne — sie erlöschen. Für immer? Wer denkt daran! Die Trostlosigkeit gilt nur der nächsten Zeit.

Als in den Märztagen die Throne verlassen waren von ihren Satelliten, damals, als jedes Soldatenherz erwärmt war von der Morgensonne der Freiheit und kein Gewehr losging gegen die Bürger und der Rachen der Kanonen den Königen die Stimme versagte: — damals, als das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot, aber es schonte und Keinem ein Haar krümmte in überschwenglicher Großmuth: da dachten edle Männer daran, diese Tugend des Volks zum Gesetz zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an jene käme, die nie Erbarmen gehegt und die nie geschont haben, sie ihren Rachedurst wenigstens nicht mit Blut sollten stillen dürfen. Die Nationalversammlungen schafften daher die Todesstrafe für politische Verbrechen ab. Doch der Tyrannen Glück liegt ja eben in der Hoffnungslosigkeit der Unglücklichen: — sie können nicht herrschen ohne Tod. Sie wissen nur mit Leichenhaufen ihre Throne zu stützen, wenn sie wanken. Darum würden sie das Gesetz nicht achten, das ihnen den Mordstahl gegen überwundene Feinde entwindet, und hätte es Gott selbsteigen besiegelt. O, die Unglückseligen! Für wen denn reißen sie die Schranken wieder nieder, welche die menschlichen Gesetzgeber der Nation um die rächenden blutschnaubenden Leidenschaften gezogen haben? Für wen denn? Liegt nicht das Buch von 92 und 93 aufgeschlagen vor ihnen? Für wen wurden denn damals die Schaffotte aufgerichtet und blank geschliffen die verrosteten Beile der Henker? — Ahnet denn Keiner dieser Gewaltigen, welche Bürgerblut zum Kitt ihrer aus den Fugen gehenden Throne in Strömen vergießen: — ahnet denn kein Einziger, daß das furchtbare Standrecht, mit dem sie nach dem Siege wehrlose Ueberwundene ohne Erbarmen „mit Pulver und Blei" in den Orkus schicken, auch einmal eine andere Anwendung erhalten könnte, als gegen besiegte Streiter für der Völker Recht und Freiheit? Werden sie immer auf die Großmuth der Nationen zu rechnen haben? Ich zweifle. Wenn das Blatt sich wendet, dann mögen sie mit Entsetzen ihres Irrthums inne werden und Blum's Geist ihnen schreckend vor Augen treten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Robert Blum — der Mann der Erfahrung, des Wortes und der That, der Märtyrer für das Volk — ist ein Mann aus dem Volke. Seine Wiege stand auf ungedieltem Boden. Die bitterste Armuth war seine beständige Begleiterin in der Jugend. Auch als Mann ist die Sorge um das äußere Daseyn nie von ihm gewichen. Blum ist von Geburt Rheinländer. In Mainz kam er als Lampenputzer an's Theater. Das war freilich ein enges Pförtchen zum Tempel der Bildung, und doch hat er, der damals kaum lesen konnte, ihr Allerheiligstes erreicht. Des Abends schneuzte er die Lichter und der helle Morgen traf ihn noch über den Büchern. Sein Wissensdurst war unersättlich und keine Anstrengung war ihm zu groß, ihn zu befriedigen. Inzwischen avancirte er zum Billeteur, zum Rollenabschreiber, zum Souffleur, endlich zum Sekretär. Sein Genie erwarb ihm Bewunderer; sein Herz Freunde; sein Charakter Achtung bei Allen. Schon damals — die politische Nacht lag noch schwer auf Deutschland — kam sein für Freiheit und Recht erglühender Geist öfters in Konflikt mit der Philisterei und Gemeinheit, obschon es immer sein oberster Grundsatz war, daß es der Sache gelte, nicht den Menschen. Er verschonte Jeden; er wurde nie verschont; er verfolgte Keinen, ihn haben Viele verfolgt; Freiheit und Humanität waren ihm das Heiligste und in ihrem Liebesdienst opferte er Alles. Immer schlagfertig zu ihrer Vertheidigung, war er ein Löwe beim Angriff ihrer Feinde; aber sich selbst zu vertheidigen, dazu war seine Seele zu groß. Alle Blitze seiner Beredsamkeit gebrauchte er für Andere; für sich selbst war er gewöhnlich stumm. Hätte Blum seine Kraft so gebrauchen wollen gegen seine Feinde, wie er sie anwendete für die Sache, deren Streiter und Apostel er war: wahrlich, Keiner hätte ihn anzugreifen gewagt. Es ging ihm wie allen Oberpriestern im Tempel der Menschheit: — er diente den Göttern und vergaß sich selbst. Das ist sein schönstes Zeugniß und das L. S. seines Seelenwerths. Was Blum später in Leipzig als Literat, Buchhändler, Gemeindevorstand, als Repräsentant des Deutsch-Katholizismus, dessen Idee ihn begeisterte und für den er den harten Kampf mit der Intoleranz und dem Jesuitismus siegreich durchfocht, gewirkt hat, brach ihm den Weg in des Volkes Herzen, und sein Ruhm war schon längst über Sachsens und Deutschlands Grenzen gedrungen, als ihm Leipzig den Ehrensitz in der Paulskirche votirte. Was er dort gethan — im Vorparlamente, im Fünfziger-Ausschuß, in der Nationalversammlung, — das steht geschrieben mit Flammenzügen in jeder von Freiheitsgefühlen schwellenden deutschen Brust, es ist eingegraben auf die besten Tafeln der deutschen Geschichte. Wenn man einst fragen wird: wer war unter Allen, die in Frankfurt tagten und kämpften, der Edelste, der Tapferste, der Geistreichste, der Muthigste: — so wird sein Name genannt werden vor allen Andern. Das erste deutsche Parlament war das Fußgestell seines Ruhms, und im Vertrauen, der Hochachtung und der Verehrung des Volks fand er seinen Lohn.

Blum's stärkste Waffe war das Wort, dessen Kraft in der höchsten Begeisterung für die Freiheit wurzelte. Seine Rede war ein Schwert, das in's Herz drang, wenn er vernichten, ein Feuerbrand, wenn er erwärmen, ein Blitz, wenn er zerschmettern, ein Sturm, wenn er fortreißen wollte. Er war ein geborner Redner, wie De-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mosthenes und Cicero, wie Burke und Sheridan, wie Danton und Vergniaux es waren. Die Paulskirche hat nie einen größern gesehen. Blum war unbestritten der Erste der ganzen Versammlung und selbst seine Feinde erkannten das an. Als Haupt und Führer der Linken — der Partei, welche will, daß der Nation ihr Recht und ihre Freiheit ganz werde, und welche die republikanische Staatsform anstrebt zu ihrem Schutz und zu ihrer Sicherheit, — ist Blum durch keinen Andern zu ersetzen.

Etwas drückte Blum und er gestand es seinen Vertrautesten: „Man feiert mich als den Mann des Worts — dem Mann fehlt die That. Leonidas, Winkelried, Washington, Körner, waren die Glücklichern!" Und dann sprach er begeistert von dem Glück, für die Freiheit seines Volks zu streiten und zu sterben. Es konnte ihn recht unglücklich machen, wenn Einer an seinem Muthe zweifelte, und seine Feinde benutzten in unedler Weise nicht selten diese Reizbarkeit. „Ich weiß, was ich dem Volke werth bin, und ich kenne meine Pflicht, mich ihm zu erhalten. Kommt aber der große Augenblick, wo mein Beispiel auf der Barrikade mehr nützt, als mein Reden hier auf der Tribüne — dann bleibe ich nicht." Und der Augenblick kam. Wien erhob entschlossen die Hand zum großen Wurf für die Freiheit Deutschlands. Blum eilte bei der ersten Kunde hin mit ein Paar treuen Freunden, und in der Wiener Schlachtwoche war er der Erste und der Ausdauerndste. Blum hat die letzte Barrikade vertheidigt.

Die Würfel sind anders gefallen, als die Freunde der Freiheit gehofft hatten. Die Knechte jubeln, die Knechte auf und unter den Thronen, und das Urtheil der Menge flattert mit den Fahnen. Noch einmal hat das beherzte Wien sein Herzblut in breiten Strömen umsonst vergossen. Umsonst? Nicht doch! Auch diese letzte, furchtbarste aller Erfahrungen nach so vielem erduldeten Betrug und Verrath war ihm noch Noth und ist ihm beschieden zu seinem Heile. Auch die letzte Larve mußte fallen, damit das höllische Ungethüm in seiner ganzen Scheußlichkeit erkannt werde! In Wiens Flammen ist der Altar des Götzen aufgelodert, und mit jedem Männerherzen, welches dort ausschlägt unter den Füsiladen eines Henkers, — löscht der Aberglaube aus in Millionen Herzen und sie öffnen sich einem neuen, bessern Kultus.

Blum, der Mann des Worts, er hat vollendet als Mann der That; als Heros geht er durch die deutsche Zeit! Wer so gestorben ist, wie Blum starb, der ist zu beneiden, nicht zu beklagen. Er war der Auserkorene. Was er in der Paulskirche nie gekonnt hätte, das hat er im Wiener Augarten gethan: er hat den Freibrief seines Volks mit Blut geschrieben und mit seinem Tode besiegelt.

Er hat's vollbracht!

Den 9. November aber schreibe — deutsches Volk! — künftig roth in deinen Kalender, denn er ist ein Feiertag.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DLXII. Das Amphitheater in Pola.

„Panis et Circenses!“ — Brod und Spiele! — an diesen Ringen ließ man den Bären tanzen in der alten klassischen Zeit. Friedrich II. sagte: „Wenn ich die ganze Welt speisen und amüsiren könnte, würde ich sie auch beherrschen; da ich jenes aber nicht kann, behelfe ich mich mit der Ehrfurcht, den Ehren und dem Gelde; mit Beamten, Soldaten und Kanonen.“ Lebte der alte Fritz heute, so würde er vielleicht hinzusetzen: „mit Versprechungen und Konstitutionen.“ Die schönen Tage dieser Behelfe sind jedoch auch vorüber; die Völker glauben ihnen nicht mehr. Es geht den Gewaltigen damit, wie einem sinkenden Geschäftsmann; man will erst dessen alte Wechsel bezahlt haben, ehe man ihm neue abnimmt. Und der Wechsel sind so viele an die Ordre der leichtgläubigen Völker gezogen worden, daß, wenn die Inhaber auf Bezahlung drängten, die Aussteller sich meistens insolvent erklären müßten. Das Hauptelement des Gährens, Auflösens, Hoffens und Neugestaltens in dieser Zeit liegt ja eben darin, daß die alten Leitringe abgenutzt und durchgerieben sind und keiner mehr halten will. Das geistig erweckte Volk mag nicht mehr bloß sich satt essen: Spiel allein macht ihm Langeweile; mit dem Katzengeld der Ehre, der Titel und Orden ist's nicht mehr zu kirren; seine abergläubische Ehrfurcht vor den Gesalbten des Herrn ist abgestreift und umgeschlagen in Mißachtung; die Beamten sieht es als Diener, nicht als Herren an, und im Soldaten wird der Bürger wach und kömmt der Zweifel auf, ob denn die Kriegsartikel, welche er im Tornister trägt, auch wirklich die einzige Richtschnur seines Verhaltens und der Inbegriff seyen aller seiner Pflichten gegen Staat und Volk. So bleiben denn die Kanonen allein übrig als letzter und einziger Verlaß der Fürsten. Auch sie donnern nicht ewig! Wie lange wird denn noch der Rachen der Geschütze gebildeten Völkern unterwürfigen Gehorsam predigen, und wird nicht vielmehr die Zeit bald kommen, daß ihr Mund sich aufthut zur allgemeinen Siegesfeier der Nationen über ihre Dränger? Gott allein weiß die Stunde; aber komme sie über kurz oder lang, immer bleibt es zu beklagen, daß den Stimmen der Billigkeit und Gerechtigkeit nicht mehr Vertrauen wurde von Seite der Fürsten, da es noch Zeit war! Wäre dieß geschehen, wie ganz anders sähe es jetzt um den Frieden in der Gesellschaft aus, wie ganz anders um das Völkerglück in Europa, und fest stände die staatliche Ordnung, trotz den Stürmen, die auf dem Meere der Ideen und der Meinungen rasen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Le AMPHITHEATRE de PULA.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie wollten's aber nicht anders, und aus der Thränen- und Blutsaat geht ihr Verderben auf. Nichts Besseres können sie ärnten; sonst wäre ja das Sittengesetz auf Erden eine Fabel und der Glaube an Gottes Gerechtigkeit ein Aberglaube. Die das Volk gequält haben, sie werden fallen durch ihre eigene Schuld, sie werden sterben an ihrem eigenen Gifte. Und alle Andern, die ihnen beigestanden und die mit verschuldet haben die Zerrüttung und das Unglück eines halben Welttheils, sie werden auch mit ihnen büßen. Vergebens schütteln sie jetzt, verzweifelten Spielern gleich, die Loose zu neuem ungeheuern Verrath; vergebens haben sie die Heere mit kaltem Blute zum Kriege gegen die Bürger abgerichtet; vergebens ist ihr Bund mit dem Despoten, der jedes Werk zur Unterdrückung und Gewaltherrschaft fördert; vergeblich sind sie zusammengetreten gegen die Rechte der Nationen und zum Mord ihrer Freiheit; ich sage euch: — durch dieselben Mittel, durch welche die Verbundenen die Völker in das eiserne Joch spannen wollen, werden sie gestürzt werden. — Die Sonne sinkt, die ihnen so lange warm geschienen hat, es bricht herein ihre kalte sternlose Nacht, und die hehren Worte der Bibel: „Könige haben geherrscht und das Volk war ihre Magd; nun aber wird Gott regieren durch die Völker, und die Könige sind dahin!" — Diese Worte werden That werden und ein Echo finden vom Tajo bis zum Niemen. Augenblickliche Siege der volksfeindlichen Gewalten dürfen unsern Glauben an den Ausgang des Streits nicht erschüttern. Wie im Meere Fluth und Ebbe wechseln, so wechselt der Sieg im Kampf der Tyrannei mit der Freiheit; aber aus jeder Niederlage wie aus jedem Siege schöpfen die Völker neue Kräfte, während die der Gegner mit jedem Tage sich vermindern. Von Napoleons Weissagung wird sich die bessere Hälfte: „in 50 Jahren ist Europa eine Republik" erfüllen noch vor dem Termine.

Damit aber der Sieg beständiger, als bisher, an die Fahne der Freiheit sich kette, sind gegen die Unterdrücker dieselben Waffen zu gebrauchen, welche diese führen. Solches haben die Völker bisher verschmäht. Es widerstrebte ihrer Natur; denn die ist hochherzig, und jene Waffen sind nicht immer edle. Jetzt zwingt sie aber die Nothwendigkeit dazu, daß sie ihren Widerwillen bekämpfen und das thun, was die Klugheit schon längst geboten! Wie vielmal in diesem halben Jahrhundert haben die Völker sich zur Befreiung erhoben und wie vielmal haben sie mit ihrem Blute die Freiheit auch erobert; aber immer wieder verloren sie sie nach kurzem Besitze, weil sie die Mittel scheuten, sie zu befestigen, weil sie Großmuth statt Recht walten ließen, weil sie zu mäßig waren und zu schüchtern in ihren Ansprüchen und Begehren, und arglos den Versprechungen Derer vertrauten, die keine Treue kennen. Jetzt weiß das bedrängte Volk, wie es daran ist mit seinen Drängern; und wenn irgend noch ein Zweifel wäre, die Namen Warschau, Wien, Neapel und Mailand werden sie entfernen. Die Nationen wissen jetzt zuverlässig, daß sie kein Heil mehr auf Erden zu hoffen haben, als von sich selber; sie wissen aber auch, daß sie von Dem, was sie thun müssen zu ihrem Heile, Niemandem Rechenschaft schuldig sind, außer Gott allein. Es liegt zwar in ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

edlen Natur, daß sie immer gut und billig erscheinen wollen im Streite mit ihren Fürsten und großmüthig sind nach jedem Siege; wenn sie aber stets Hohn und Undank dafür empfingen, wird es ihnen verargt werden können, wenn sie endlich einen andern Weg einschlagen? Wenn sie selbst Rechtfertigung begehren, statt sich zu entschuldigen? wenn sie fordern, statt zu bitten? wenn sie nehmen, was ihnen gebührt und ihr Recht ist, ohne lange zu fragen, ob man's geben will? wenn sie ihren Schuldnern zurufen: „zahlt! von Stundung und Aufschub ist nicht mehr die Rede!" — Ströme des edelsten Bluts sind genug vergossen worden in vergeblichem Ringen; sie sollen nicht immer umsonst vergossen werden.

Warum siegten bisher Verrath und Bosheit nach jeder Niederlage wieder und wodurch machten sie jeden Volkssieg wieder zu nichte? Weil Verrath und Bosheit stets den kürzesten Weg gehen zu ihrem Ziel, unbekümmert wie schmutzig er sey, oder wie scheußlich; die Völker aber zurückscheuen vor jedem unreinen Wege zu ihrem Zwecke, sie darum oft Umwege suchen und einschlagen und die beste Zeit verlieren. Dadurch geben sie ihren Gegnern den Vorsprung und den Vortheil selbst in die Hände. Das wird künftig anders werden müssen. Wie die Gegner für die Gewaltherrschaft thun, so thue das Volk für die Freiheit: Schwert gegen Schwert, Feuer gegen Feuer, List gegen List. Börne hat Recht, wenn er sagt: „Die Freiheit, wenn sie das Feld behaupten will, muß Alles haben, was im feindlichen Lager zu finden ist: Stückknechte, Rothmäntel, Kroaten, Szerezaner, Baschkiren, Marodeurs, Paukenschläger und Troßbuben: denn die Tyrannen fürchten nur solche Waffen, die sie selbst führen." —

Es liegt im Wesen dieser gewaltigen Zeit, daß sie mit magnetischer Kraft in ihren Kreis Alles hineinzieht, was rege wird im Reiche des Gedankens. Nichts liegt so fern, dessen sie sich nicht bemeisterte, und nichts ist ihr zu fremd, es an sich zu knüpfen. So rankte mein Gedanke unvermerkt am grauen Denkmal der römischen Imperatoren zur Gegenwart hinan, und von der Arena für die Gladiatorenkämpfe bin ich unbewußt auf die Schlachtfelder gekommen, wo jetzt Völker-Freiheit und Fürsten-Willkühr über die Herrschaft des Welttheils sich streiten. Ich folgte einer unsichtbaren Kraft. Steigen wir nun wieder hinunter zur Vergangenheit, um ein Werk aus der altrömischen Welt zu betrachten.

Pola, im istrischen Küstenlande, ist der Todtenhügel der stolzen Pietas-Julia, in der einst 80,000 römische Bürger lebten. Das Amphitheater ist ihr Grabstein. Da Roms Glanz im Occident erbleichte, als die Adler aus den Provinzen scheu zum Kapitol zurück flüchteten und als die aufgestandenen und beuteluſtigen Völker von Nord und Ost die Mauern Italiens gestürmt hatten und hinabgestiegen waren von den Alpen, um im Herzen des Weltreichs die himmelhoch angewachsene Schuld zu strafen am Römervolk bis zur Vernichtung: da ging

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch Julia's Herrlichkeit schnell dahin. Nach oft wiederholten Schlägen durch die Barbaren mit Feuer und Schwert, Plünderung und Verheerung, verließ der Rest der Einwohner im 6. Jahrhundert den Schutt ihres untergegangenen Glücks; sie flohen in's Gebirge oder auf die benachbarten Inseln des adriatischen Meers.

Lange blieb nun die Stätte unbewohnt. Später sammelten sich allmählig wieder Menschen in der schönen, fruchtbaren Gegend, und sie bauten ihre Hütten in die Ruinen, wie Schwalben ihre Nester. So ist nach und nach das heutige Pola entstanden, ein armseliger Flecken von 900 Einwohnern, die berüchtigt sind wegen ihrer Bigotterie und Bettelhaftigkeit. Sie verhalten sich zu den römischen Bürgern der alten Stadt wie Kreaturen einer andern Schöpfung, wie Menschen eines andern Planeten.

Das Amphitheater ist eines der größten unter den vorhandenen. Alles Mauerwerk ist noch wohlerhalten. Es ist dreistöckig und jedes Stock hat 72 Fensteröffnungen oder Arkaden. Das Innere ist verschüttet. Fragmente von Säulen und Skulpturen schauen aus dem Boden hervor und hohes Buschwerk hat die Sitze überwachsen, auf denen 18—20,000 Zuschauer Platz hatten. Für die Forschungen der Antiquare ist hier ein reiches Feld offen und auch noch manche Schatzkammer alterhümlicher Kunstwerke verborgen. Bis jetzt ist wenig geschehen, sie an's Tageslicht zu ziehen; das ist spätern Zeiten vorbehalten.

Pola, obschon nur ein schlechter Flecken, ist doch der Sitz eines römischen Bischofs. Die Siebenhügelstadt übt nach wie vor ihre Herrschaft: freilich mit andern Waffen. Statt mit der Schärfe des Schwertes schlagen die Männer des Kapitols die Völker mit dem Krummstab, und an die Stelle der erbarmungslosen Gewaltregierung der Imperatoren ist die nichtswürdige und trugvolle Politik der Kirche getreten. Doch der Zeiger der Zeit nähert sich auch ihrer letzten Stunde; die zerstörende Kraft des Wissens und Erkennens, das gedrungen ist in alle Völker, wühlt im Konklave so gut, wie in den Kabineten des Absolutismus. Der Grund, auf dem die geisterkettenden, dämonischen Mächte so lange feststanden zum Verderben der Menschen, er ist hohl, und je größer die Anstrengungen jener Mächte sind, um sich auf demselben aufrecht zu erhalten, um so gewisser stürzen sie in den Abgrund. Ihre Stunde — Mitternacht — schlägt bald und mit dem Schlage beginnt der neue Tag.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DLXIII. Der Münster in Strassburg.

Das Universum ist mehr, als ein Bilderbuch. Sein Hauptzweck ist nicht, das kunstliebende Auge zu befriedigen, die Müßigen zu unterhalten, oder den Wißbegierigen mit geographischen, ethnographischen, statistischen und historischen Notizen zu sättigen. Für solche Zwecke sind Hunderte von Federn, Stiften und Pressen thätig, und wir freuen uns ihres Wirkens, denn „Wissen ist Macht."

Unsere Blätter gehören einem anderen Baume an: dem Baume der Erkenntniß. — Erkenntniß! Liege sie in des Meeres Abgrund, wir holen sie herauf; verberge sie sich in des Weltraums Unendlichkeit: wir finden sie! — Die Werke des Herrn sind vor uns aufgeschlagen und wir stehen vor ihnen mit einem Herzen, das offen ist für jede Regung, die der Anblick derselben hervorruft. Wir spielen mit dem Wiesengrün, tändeln mit den Blumenauen einer harmlosen Landschaft, erheben uns mit den Alpen zu den Wolken, sehnen uns mit den ewigen Strömen nach dem ewigen Meer und beben in Ehrfurcht vor der Allmacht des Schöpfers, die aus den Feuerschlünden der Erde und dem Fluthendonner der Katarakte spricht. Die Natur ist für uns nirgends todt. Aber eben weil wir das Leben überall suchen, so halten wir vor Allem am Lebendigen fest, dessen Höchstes der Mensch ist.

Des Menschen große Werke sind uns daher die liebsten Bilder. Steht der Mensch vor den niederdrückenden Riesenmassen der Schöpfung und den unermeßlichen Kräften der Natur zagend still, schwindelt ihm beim Anblick der Leiter, die ihn unmittelbar zur Erkenntniß des Meisters und seines Bauplans hinan führen soll, so sieht er in den großen Werken großer Menschen eine bequeme und sichere Brücke zur Erkenntniß Gottes, und er vertraut sich ihr an mit ruhigem Muthe. Zu solchen Werken gehören ebenso des Dichters und des Denkers Worte, des Forschers Schriftzüge, des Musikers Töne, als die Werke der bildenden und bauenden Künste. An einem großen Bau sehen wir Tausende von Menschenkräften thätig, um das in einem Geiste erstandene Bild gleichsam mit Erz und Stein für die Generationen von Jahrhunderten zu kopiren. Das Durch- und Nebeneinander von Kräften, welches in der Natur nach ewigen Gesetzen bindet und trennt, schafft und zerstört, spiegelt sich hier im Kleinen ab. Dort gibt der Gedanke Gottes, hier gibt der Menschengedanke die Gesetze; und vergeht auch die Kopie in Erz und Stein im Sturm der Zeit: was sie gewirkt hat im Geist und Gemüth der Menschen, das bleibt ewig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Darum ist's uns allemal eine Freude, wenn uns auf unserer Wanderung durch die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit ein solches Werk entgegentritt. Mit immer neuer Lust betrachten wir seine mächtigen und schönen Glieder, welche der Ameisenfleiß der Menschen in langer Jahre Lauf emporthürmte. Der Gedanke an des Erdensohns Ohnmacht und Vergänglichkeit, an die tausend Werkleute, welche Tage und Jahre lang an den Zacken und Säulen, Quadern und Stützen und hunderterlei Bildwerk herumgemeißelt und die nun alle begraben und vergessen sind, — hat für uns nichts Demüthigendes; denn es hebt Brust und Haupt das Bewußtseyn, daß solches Werk entsprungen ist in eines Menschen Geist, auf den ein Gnadenblick der Gottheit fiel. Nur solche Werke sind es auch, welche die Bewunderung langer Zeiten fesseln. Jedes Jahrhundert ändert die Formen in den Dingen des Lebens, in Schmuck und Bedürfniß; es modelt an den Gebilden der Kunst, und der Geschmack, das bewegliche Kind der Zeit, diktirt andere Gesetze von Generation zu Generation: — aber ihr Einfluß ist nichtig auf jene mächtigen Werke, diese gelten fort und fort als unveränderliche Symbole der Schönheit.

Ein Bauwerk solcher Art ist der deutsche Riese, der auf dem Münsterplatz zu Straßburg wurzelt. Beschrieben habe ich ihn schon auf einem frühern Blatt (Bd. XI, Seite 107), und wir könnten daher wieder nach Hause gehen, wären wir bloß hergekommen wie Kunstliebhaber und Antiquare. Aber nicht die Kirche wollen wir heute besuchen; besteigen wollen wir den Thurm Erwins, hinabzuschauen weniger auf das Paradies, in das der Rhein seine trennende Furche zog, als auf ein Werk anderer Art, ein Werk von Menschen, auf die kein Gnadenblick der Gottheit fiel. —

Da sind wir oben. Horcht! Jubel lärmt in den Straßen der alten deutschen Stadt! Seht! Die Märkte und Plätze wogen, die Häuser prangen in grünem Festschmuck, die Trikolore flattert von Giebeln und Thürmen, hinter Musikbanden ziehen bunte Menschenschweife nach. Durch alle Thore wallt geschmücktes Volk herein, und durch das heraufdringende Gemurmel und Getöse der Menge donnern die grüßenden Kanonen. Was hat das zu bedeuten? Ich werde es errathen haben! Jedes Volk hat ja in seinem Leben Zeiten und Tage, die roth gedruckt in seinem Kalender stehen und dem vorausblätternden Bürger hohe Feste verkündigen. Dergleichen Tage sind ihm wie Alpengipfel, an welchen noch lange das Licht der stolzen und freudigen Erinnerung glüht; es sind die Tage, wo das Volk gleichsam seinen Schnitt macht in's Kerbholz der Ewigkeit und an denen es sich selber den Freudenbecher, gefüllt bis zum obersten Rande, kredenzt. Und ein solcher Tag wird's wohl seyn, den heut das Volk des Elsaß feiert: ein Tag, der an Jahrtausenden hinangeklettert von Säkulum zu Säkulum; ein Tag, der, in der deutschen Urzeit wurzelnd, das Herz des Volks mit deutschem Immergrün umrankt; ein Tag, an dem das deutsche Wesen neue Schossen treibt. —

Da tritt ein Mann herzu. „Herr!" frage ich ihn: „was hat das zu bedeuten?" „„Der Elsaß feiert heute

seine zweihundertjährige Verbindung mit Frankreich! — es **feiert** seine zweihundertjährige **Trennung** vom deutschen Mutterlande!!"" —

Ich stehe betroffen. — Wer, so frage ich mich traurig, wer hat Das meinem Deutschland gethan? — Daß ein Theil von einem Volk und Land im blutigen Würfelspiel des Kriegs verloren gehen, daß Waffengewalt die Wiedervereinigung der getrennten Theile lange Zeit hindurch unmöglich machen kann, — davon erzählt uns die Geschichte genug. Daß aber ein durch schmählichen Verrath vom Gesammtvaterlande losgerissener, vom Nachbar unterjochter Volkstheil während ganzer zweier Jahrhunderte nie den schwächsten Versuch gemacht hat, das fremde Joch abzuwerfen und dem Mutterlande sich wieder anzuschließen, ist demüthigend vor allen Nationen; daß er, dem größten Helden der Zeit von Sieg zu Sieg folgend, das alte Vaterland am härtesten schlug, ist erschütternd; — daß aber in einer Zeit, in welcher alle Nationen des Erdtheils sich aufraffen, Verlorenes wieder zu vereinen, daß jetzt, wo sie von ihrem Leib auch nicht das geringste Glied mehr missen wollen, — ein solch losgerissener Volkstheil seine Trennung vom Vaterland mit einem Jubiläum begeht, das steht als Beispiel der Nationalentwürdigung einzig da im ganzen Jahrtausend.

Und wer hat Das verschuldet? — Das hat das Regiment gethan, welches seit dem westphälischen Frieden auf Deutschland lastete. Nachdem viele Fürsten durch fortgesetzte Rebellion die Kraft des Reichs gebrochen, frech die Fahne des Despotismus aufgesteckt und geworfen hatten die deutschen freien Stämme in's Joch der Knechtschaft, nachdem sie das Kirchengut bestohlen und andere Reichsgenossen unterdrückt und verschlungen hatten, richteten sie ihr ganzes Dichten und Trachten darauf, das Recht, die Sitten, die Erinnerungen des Volks auszurotten und den Untergang aller Freiheit zum alleinigen Vortheil ihrer Familienherrschaft und ihrer despotischen Gelüste herbeizuführen. Sie sahen in den deutschen Ländern nur noch Hofgüter und Leibeigene in den deutschen Bürgern. Sie hatten das Reich zu einem Sumpfe gemacht, dessen Gestank verpestete, und das Reichszepter zum Kinderspott für die ganze Welt. Ein Deutscher zu heißen wurde zum öffentlichen Schimpf. Es gab eine Zeit, wo man sogar die Sprache mit welschen Worten verbrämte, um sie unkenntlich zu machen, eine Zeit, wo die höheren Klassen sich schämten, deutsch zu reden! War es da den Elsassern zu verargen, daß sie sich glücklich schätzten, entlassen zu seyn aus einem Verbande, der nur noch eine Sklavenfessel war und den der Spott anderer Völker brandmarkte? Selbst wenn man den Vergleich stellte zwischen der tollen Wirthschaft im deutschen Reich mit der der liederlichsten französischen Könige während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, konnte die Frage: wohin sich wenden? keinen Zweifel in ihnen erregen. Alle Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit des Regiments in Frankreich wurde in Deutschland noch überboten, und die Ohnmacht und Schmach war eine Zugabe, welche die Elsasser mit Ekel erfüllen mußte. So war's bis zur Revolution. Sie machte auch die Deutschen im Elsaß frei. Lag auch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

französische Freiheit in einem Meere von Blut: die Elsasser holten sie mit herauf und hatten ihren Theil an der großen Beute. Als dann der Korse kam und die Revolution betrog, und den Franzosen den Ruhm statt der Freiheit gab; als dann die Adler flogen von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg über den Welttheil: — da war freilich auch das Elsaß im Rausche befangen und es lag mit auf den Knieen vor seinem Götzen im Kaisermantel. Aber es war kein fremder Gott; es war ein Gott, den sie sich selbst gemacht. Die deutschen Fürsten aber mit ihrem herabgewürdigten Volk, sie lagen dutzendweise vor dem Altar des ausländischen Götzen und küßten die Sklavenfessel, die sie aus seinen Händen empfingen! Erst als diese unerträglich geworden war, wurde sie abgeworfen; doch das Volk tauschte nur Kette um Kette. Welcher Druck war ärger, als der des deutschen Bundes? Und was hätte in dieser Periode der Knechtung die Elsasser reizen können, von Frankreich zu lassen und deutsch zu werden? Auch die der Julirevolution folgenden Zustände in Deutschland waren keine Aussaat für deutschen Patriotismus: der damalige deutsche Liberalismus war ein Licht, das der Bundestag schnell auslöschte, und dem kurzen Wetterleuchten folgte die lange, rabenschwarze Nacht des Despotismus, den Metternich und seine Genossen so eifrig hüteten, wie Cerberus die Hölle.

Für die Kronenträger war das die Rosenzeit. Die treuen Phylare wachten; das eingepferchte Volk schnarchte; die Presse war stumm und geknebelt: — da konnten die Fürsten sorglos seyn und sie waren es auch: sie gingen auf Reisen. Wie die Mücken vor Sonnenuntergang, so schwärmten die Glieder der Vetterschaft in Europa umher, die Herrlichkeit des Lebens genießend, und die Saugpumpen, die im Volksmark standen, gingen indessen lustig fort, und die Millionen, die das Reisen kostete, hörten nicht auf zu fließen. Wo aber war in dieser Zeit die Erpressung, Unzufriedenheit, Druck und Knechtung am allergrößten? Nicht in Frankreich, sondern in Deutschland! Und so haben wir denn die Elsasser bis zur Revolution dieses Jahres begleitet und konnten den Stein nicht finden, den wir wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen das sprach- und stammverwandte Reich auf sie schleudern sollten. Die Steine, die am Wege lagen, sie hatten alle eine andere Aufschrift.

Anders ist es seit dem Sonnenaufgang dieses Jahres. Das Elsaß sah, daß Deutschland sich erhob, daß es kämpfte und daß sein Volk entschlossen die Freiheit wollte. Mochten nun auch die Bewohner jenes alten deutschen Herzogthums jenseits des Rheins nicht allsogleich achten auf den von Lamartine für Frankreich aufgestellten Grundsatz der Revolution: „Die Verträge von 1815 sind gelöst, und die Grenzen werden nur so lange als bindend erkannt, als nicht die Nationen aufstehen und sich mit den Stämmen wieder vereinen wollen, von denen sie in unnatürlicher Weise früher abgehauen worden sind" — mochten ihnen auch die deutschen Bewegungen, da sich ihrer so bald die Reaktion wieder bemächtigte, nicht das feste Vertrauen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einflößen, so durften sie doch nimmermehr Hohn schleudern auf die Mutter, der sie, trotz zweihundertjähriger Trennung und trotz der zahlreichen französischen Nationalisirungsversuche, weder in Sprache noch in Sitte entfremdet werden konnten. Die Schmach dieser Herabwürdigung und Verleugnung ihrer Abstammung, dieses unedle Lossagen von den Pflichten, die ihnen tausend Denkmäler und tausend Blätter ihrer frühern Geschichte auflegen, fällt auf die Festfeirer des Elsaß selbst zurück und stempelt diese Feier zu einer Schande.

Da liegt das schöne Land und schmiegt sich um die alte Stadt und ihren deutschen Dom. Nach Westen verschließen die Vogesen dem Blick die Pforte nach Frankreich: nach Osten öffnen sich die Gauen, als breiteten sie zum Willkomm die Arme aus. Und dort wäre eine Grenze? Der Rhein zerschneidet nichts, er schmückt nur als Silbergürtel das grüne Prachtkleid des schönsten deutschen Landes.

Sprich, mit welchem Band sollen wir dich wieder festknüpfen an die alte Mutter? „Mit dem Band vollkommenster Freiheit und Volksehre." — Ja, erst dann, wenn die Nation Michels alten Aberglauben abgestreift hat ganz und gar; erst wenn der Glaube lebendig geworden ist, daß nur sie allein das Recht besitze und kein Herrscherrecht bestehe neben diesem; erst wenn sie ihre Macht stolz fühlt und weiß, daß keine größer seyn soll auf Erden, als die ihrige; erst wenn sie selbst daran nicht mehr zweifeln wird, daß die deutsche Welt ihr allein gehören muß, und nicht der kleinste Theil davon andern Reichen und fremden Königen zustehen darf; kurz, wenn die Erkenntniß ihrer Macht und ihres Rechts durchdrungen hat der Nation Mark und Gebein; wenn alle Dynastenfarben erblichen sind, und statt der vielen Kronen ein einziger Bürgerhut das Haupt bedeckt, von dem das Volk nach den Gesetzen regiert wird, die es sich selbst gegeben hat kraft seines ewigen Rechts: erst **dann** wird die deutsche Trikolore ihre Wunderkraft bewähren und alle Söhne des Vaterlandes zusammenrufen. Eher nicht! Aber

Läg' auch der Tag noch Jahre weit,
Wir wissen doch: **es kommt die Zeit!**

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der MÜNSTER in FREIBURG

DLXIV. Der Münster in Freiburg.

Kampf, Kampf auf Leben und Tod — ist jetzt das Losungswort von Millionen! Was anfänglich nur als leichte Gegensätze erschienen war, das haben die Leidenschaften und Interessen immer weiter aus einander getrieben, die Parteien haben sich geschieden und unversöhnlich stehen sich die Entzweiten einander gegenüber. In den Strudel des Streits wird Jeder gezogen. Bei dem Rufe: „Wer nicht mit uns ist, ist wider uns!" muß ein Jeder Partei ergreifen. Es ist keine Wahl gelassen.

„Vor dem Kriege flieht die Gerechtigkeit." Auch der Meinungsstreit, der jetzt in Deutschland wüthet und dem Bürgerkriege die Schwerter schleift, hat den Boden der Gerechtigkeit verlassen und die Wahrheit tritt er mit Füßen. Keine Waffe wird mehr für zu schlecht geachtet, um dem Feinde zu schaden, und kein Mensch ist so ehrwürdig und so makellos, keiner steht so hoch in der öffentlichen Achtung, der jetzt nicht gefaßt seyn muß, das Schlimmste zu erdulden, was Lüge und Verleumdung, was Bosheit, giftiger Haß und maßlose Leidenschaftlichkeit ihm zufügen können. Geschichte, Sittengesetz und Recht sind herabgezogen von den Altären in den Koth der Gasse, und ihre Tempel sind zu Rüstkammern geworden, aus denen jede Partei, für jede tyrannische Anmaßung und für jede brutale oder abgefeimte Willkür sich nach ihrem Bedarf die nöthigen Waffen holt. So ist es. Helfe Gott, daß es anders werde!

In jenem Sich-Lossagen von aller Gerechtigkeit und Wahrheit, in dem Abstreifen aller Billigkeit und Humanität des Urtheils ist eben die Unversöhnlichkeit der Streitenden begründet. Jede Partei treibt's auf die äußerste Spitze und macht so den entschlossenen Kampf zur Nothwehr. Die Rollen blutiger Gewaltthat wechseln herüber und hinüber. Mit jedem Zusammenstoße wächst die grenzenlose Erbitterung der Unterliegenden, der Hohn und der Uebermuth der Ueberwinder. Und — das ist das Eigenthümliche in diesem Kampfe! — von jeder Niederlage steht der Geschlagene stärker auf und jeder Sieg macht den Frieden unmöglicher. Grauen kommt über Einen, wenn man den Blick in die nächste Zukunft wirft. Rabenschwarz, wie ein zerstörendes Wetter, steigt sie herauf am deutschen Himmel. Frankfurt war des Wetters erstes Leuchten, Wien ist sein erstes Donnern! —

Furcht kann die Gefahr nicht entfernen. Muth allein kann sie besiegen. Sehen wir dem Ungeheuer fest in's Auge, dessen weitgeöffneter Rachen dem Vaterlande Verderben droht, und halten wir ihm entschlossen Schild und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lanze entgegen! Jetzt ist die Reaktion die siegende Partei, und für das Volk und die Freiheit wäre Gefahr, wenn sie ihren Sieg mit Mäßigung und Weisheit zu gebrauchen wüßte. Aber sie mißbraucht ihn und kehrt so die Spitze ihres Schwerts gegen sich selbst. Jene Partei, vom Herrn verlassen, will nicht versöhnen. Wie ein verwegener Spieler, der, als er einen großen Einsatz gewonnen hat, Va banque! ruft für die nächste Karte, und wenn auch diese schlägt, von Tisch zu Tisch rennt, um alles Gewonnene auch wieder auf eine Karte zu wagen fort und fort, bis er endlich Alles verliert: — so schreitet die Reaktion auf dem betretenen Pfade roher Gewalt dem Aeußersten zu, hinter welchem der Abgrund ihres Verderbens gähnt. Sie unterdrückt, quält, stachelt, erbittert und wälzt so lange den Felsblock den Berg hinan, bis sie, von ihm überwältigt und zerschmettert, mit ihm hinabrollt. So gewiß als jeder Nacht ein Tag folgt, so gewiß wird die Monarchie auf dem Wege, den sie jetzt betreten hat, ihr Werk der verschlagenen Weltklugheit, ihr Werk, das sie so viele Jahrhunderte aufgebaut hat mit unablässigem Eifer, selbst zerstören in einer verhängnißvollen Stunde. Wer den Dynasten den Rath gab, ihre Mäntel im Bürgerblut aufzufärben, der hat ihnen schlecht gerathen. Blut ist kein Purpur, und indem sich die rothe Monarchie mit der rothen Republik auf eine Linie stellt — so stößt sie sich selbst den Dolch in's Herz. Je tiefer die Alleinherrschaft in Blut watet, je breiter sie das Bett gräbt, in dem das Leben der Völker dahin strömt, um so schneller wird sie von den Wogen an die äußerste Grenze ihres Bestands getragen, und während sie wähnt, Alles erreicht zu haben, steht sie am Rande der Vernichtung. Da angelangt, ist kein Rückschreiten möglich. Wenn sie abgefallen sind von ihrer Bestimmung ganz und gar, so haben die Männer von Gottes Gnaden keinen Gnadenblick von Gott mehr zu hoffen. Mögen sie dann noch eine Zeit lang wie Nachtwandler über die andern Menschen auf den Firsten der Dächer gehen; mögen sie, wie himmelstürmende Titanen, Berge auf Berge wälzen; mögen sie die Völker mit Bajonnetten spießen und die Städte mit Kanonen zerschmettern im starren, herzlosen, furchtbaren Wahne, eine Krone sey mehr als ein Volk; mögen sie Schädel zu Pyramiden fügen, die an die Wolken reichen und oben drauf ihre Throne stellen: — wenn das Schreckenswerk hoch genug hinaufgewachsen ist, so wird es des Himmels Blitze auf sich ziehen oder zusammen brechen unter seiner eigenen Last und die Baumeister begraben unter den Trümmern. — Alle Macht des Unrechts ist nichts gegen die ethischen Gesetze; und diese sind die treuesten Helfer der mißhandelten Nationen.

Kleinmüthige kann manche Erscheinung der Gegenwart wohl irre machen. Sie sehen, wie das Einschüchterungssystem allwärts um sich greift und vor keiner Gewaltthat zurückbebt. Sie sehen, wie die Reaktion mit Cymbeln und Pfeifen ihre Hoffnung auf die Rückkehr der Volksknechtung frech von Land zu Land führt; sie sehen, wie die Fähnlein von Ehedem flattern auf den Bergen und in den Auen, und die schlechten Gesellen, die damals, als der Lenzsturm des Herrn über die Reiche fuhr, in der Angst des bösen Gewissens sich verkrochen, alle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder herausschlüpfen aus ihren Winkeln, um sich zu wärmen in der alten Sonne und zu Gefolg zu gehen den alten Herren. Auch jene Volksfreunde, welche der Freiheit dienen wie einst die Juden dem Belial, jene Männer des Fortschritts, mit dem man fortkömmt bei Hof und an der Börse, bei Groß und bei Klein, finden sich wieder zurecht im alten System, das auf's Neue zu Ehren kommt, und die Ministerstühle füllen sich schon wieder mit den Staatsmännern von altem Datum. Ueber eine gründliche Restauration des Staats, in des seligen Haller's Geiste, wird in manchem Kabinet alles Ernstes berathen. Es könnte ja seyn — heißt es, — daß der Michel noch einmal an einer konstitutionellen Komödie Geschmack fände, an Landständen, die auf nichts ruhen, als auf den Coterien der Hauptstädte, und zu nichts nützen, als um eine durch alle Elemente durchgeführte Despotie zu stützen; es könnte ja seyn, daß er sich, wie ehedem, mit dem Spaß befriedigte, gelegentlich einen mißliebig gewordenen Minister vom Seile zu stürzen, damit ein anderer, wohlgelittener, heraufsteige, um dieselben Sprünge zu machen; es könnte ja geschehen, daß das Gebäude der deutschen Einheit und Majestät, welches man in Frankfurt in die Luft hinausbaut, einfalle wie ein Kartenhaus vor dem Hauche der Gewalt, sobald diese ihre Zeit ersehen, — oder es endige wie der Thurmbau zu Babel; es könnte ja nicht gefährlich seyn, dann, wenn die Werkleute, mitten in der Sprachverwirrung, die schon begonnen hat, aus einander gelaufen sind, die Idee von der deutschen Einheit erst als Narrheit zu verspotten, und nachher, wie man früher gethan, als Hochverrath zu stempeln; man dürfe es schon wagen — meinen Viele, — das deutsche Parlament, das da tagt „von Aufstands wegen", wieder gehen zu heißen. Nun ja, es ist Vieles möglich. Metternich empfängt schon wieder in seinen Soireen an der Themse, sein Kanzlersessel wird neu gepolstert, und käme er morgen wieder — er fände alte Freunde am Ministertisch, und Sedlnitzky ist auch schon da, um ihm zu helfen, den Staatswagen wieder in's alte Gleis zu schieben. Metternich's Grundsätze sind von vielen Fürsten noch so hoch geehrt, als ehedem, und wenn es auch Leute gäbe, die starr und eigensinnig sich nicht fügen wollten in die Wiederkehr, so sind Windisch-Grätze da, welche die Schwätzer stumm machen „mit Pulver und Blei," und Hände genug willig, Narren in Ketten zu legen und zu begraben in Oubliettes, bis sie gelernt haben mit heitern Mienen nichtswürdigere Fesseln zu tragen und Jene zu preisen, welche sie schmiedeten. Die Hoffnungen fliegen hoch, und nicht in Olmütz allein. In gar vielen Schlössern sind — Kamarillen.

Aber blickt auf! Mitten im Taumel des Sieges erblassen die Sieger: sie erbleichen, wie Belsazar einst im Taumel des königlichen Festmahls erbleichte. Was ist ihnen geschehen?

Ein Blitz, der einen Mann niederwarf, hat in's deutsche Volk geschlagen, und die Kugel, die ihm in's Herz gefahren, traf die Nation. Sie erhebt sich wie ein verwundeter Leu und wendet sich gegen die Verfolger. Seit den Tagen des Märzes ist nichts geschehen, was sie so gewaltig ergriffen und bewegt hat, als jene That. Was getrennt war, hat sie geeinigt; was gespalten gewesen, das hat sie geschlossen; die Verschiedenheiten der Meinungen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hat sie geebnet; der Stachel der Beleidigung und der Schmach: — er sitzt in allen Herzen. Was lange unverständlich nach Verständigung gerungen hat, das hat jetzt das „rechte Wort" gefunden; der blutige Fleck im Wiener Augarten ist der Punkt geworden, in dem Deutschlands Gedanken sich versammeln, und alle Parteien haben über das Ereigniß nur eine Meinung und ein Gefühl: das Gefühl des schneidendsten Hohns, den Jeder erlitten, aber auch das Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit und Vergeltung! Blums Ermordung hat, Jedem sichtbar, ein helles grelles Schlaglicht über den Zustand des Vaterlandes geworfen und in Millionen und aber Millionen Herzen eine erneuerte, lebendige Theilnahme an den Ereignissen geweckt, die im Strome der allgemeinen Bewegung die Wogen höher und höher schwellen mit jeder Stunde. Mit dem Mord, den Windisch-Grätz begangen, hat die deutsche Revolution ein neues Stufenjahr angefangen. Ueber Alle, selbst über die ist der Ernst der Zeit gekommen, welche seither die Dinge ruhig oder sorglos betrachteten. Das Volk ist in allen Tiefen aufgeregt; die Folgen werden furchtbar seyn; sie werden die soziale Welt erschüttern.

Jetzt ist das Schicksal, das der Gewalthaber gallenbitterer Uebermuth auf's Neue herausgefordert hat, in entsetzlicher Gestalt mitten unter sie getreten. Grauen packt sie vor seiner Macht. Die Morgenstunde des 9. November wird vielleicht die Geburtsstunde der verhängnißvollsten Zeit. Birgt diese für die Monarchie in Deutschland die Stunde ihres Untergangs, dann mögen die Fürsten nicht das Volk anklagen, sondern ihr Wehe! über diejenigen ihrer Diener rufen, welche aufgerissen haben mit Gewalt die Pforten des Unterreichs, losgebunden die wüthenden Leidenschaften und herauf beschworen die Furien, welche gefesselt im Orkus lagen. — Warnend und drohend rief die Geschichte: „Noch Keiner hat gesiegt, der mit dem Volke solchen Streit gesucht und ihn geführt hat in solcher Weise." — Aber es war in den Wind gesprochen!

Wie es auch werde, auf Eins können wir sicher rechnen. Entwickelung und Fortschritt stehen der Zeit an der Stirn geschrieben, und die Nation verfolgt ihren innersten, ihr von Gott eingepflanzten Trieb, wenn sie vom Staate die Bedingungen beharrlich fordert, welche eine freie Entwickelung gestatten und erleichtern. Wenn es Fürsten gibt, die, von ihrem Hochmuth getrieben, sich unterfangen, die Nation in solchem Begehren zu hemmen und zu irren, so sind sie Despoten, und sie sind Thoren, wenn sie glauben, es werde ihnen damit gelingen. Noch nie hat ein solches Gegenstreben zum Ziel geführt. Von jeher haben die Völker in solchen Lagen ihre Dämme durchbrochen, und ihr eiserner Wille hat noch stets die Fesseln gesprengt, welche man ihnen mit List und Gewalt anlegte. Und was die Geschichte anderer Völker als untrüglichen Erfahrungssatz hinstellt, das wird die deutsche Nation nicht Lügen strafen.

Vor 600 Jahren war in Deutschland auch eine Zeit, der unsrigen zu vergleichen. Auch damals war ein Uebergang aus einem Zeitraume in den andern; es war eine Zeit des Gährens und Brausens, des Trennens und Zerfallens, des Zersetzens der alten Organismen und des Wiedervereinigens ihrer Atome zu neuen Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bindungen und Formen. Es hatte damals das Recht des Stärkern alle Phasen seiner Entwickelung durchlaufen, im Feudalwesen hatte es seine organische Gliederung und seine rechtliche Weihe empfangen, im Ritterwesen, veredelt und vergeistigt, seine schönsten Blüthen entfaltet: — sein besseres Leben war beschlossen und es würde, wie schon die Erscheinungen der Raubritter kund thaten, unfehlbar die Barbarei zurückgeführt haben, wenn dies verträglich gewesen wäre mit der Weltordnung, die das Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit unwandelbar bedingt. Der germanische Völkerstamm war schon längst der Träger der Kultur und des Fortschritts: — seine Mission, die noch lange nicht zu Ende ist, konnte daher auch damals keine Unterbrechung dulden.

Darum erweckte Gott in einem armen Mönch einen Gedanken, der die stagnirende Welt neu bewegte: — Peter von Amiens predigte der ritterlichen Christenheit den Zug nach Palästina! Auf Peter folgte in Deutschland der heilige Bernhard, welcher mit brennender Begeisterung alle tapfern und edlen Herzen für die Idee befeuerte, das Land, wo der Heiland gelebt, gelehrt und gelitten, aus der Hand der Ungläubigen zu befreien. Der Ort, wo er zuerst auftrat, war eben das Gotteshaus, dessen herrliche Gestalt im Bilde schon unser Wohlgefallen erregt hat: — der Freiburger Münster. Hier, im Jahre 1146 am 13. Juli, predigte Bernhard den Zug in's gelobte Land, und noch an diesem ersten Tage nahmen über 300 Ritter und Bürger das Kreuz!

Nur das bestimmte Ziel hatte der begeisterte Mönch im Auge; darüber hinaus reichte sein Blick nicht. Von der unendlichen Tragweite seiner Worte, welche das Abendland gegen den Orient in Bewegung setzten, hatte er keine Ahnung. Niemand hatte sie; denn die unermeßlichen Folgen für die Civilisation traten erst in den nächsten Jahrhunderten klar hervor, nachdem die Kreuzzüge und Gottesfahrten den Pfad gangbar gemacht hatten zu dem wild verwachsenen Morgenlande. Auf der alten wieder geöffneten Götterstraße pilgerte nun eine neue Ideenwelt mit den Heimkehrenden in den Occident. Anderer Glaube, andere Propheten, andere Weisheit wurden zum Erstenmal bekannt in der bisher streng in sich abgeschlossenen occidentalischen Christenheit; neue Gedankenformen, neue Vorstellungen, neue Tonleiter der Empfindungen, neue Sitten und Weltanschauungen traten an die alten heran, forderten sie zum Streite heraus, und unterlagen entweder, oder fingen an, jene zu unternagen und zu lockern. Mit den Ritterschaaren des Westens zogen viele Träger der occidentalen Wissenschaft nach Osten. Hunderte ließen sich in Byzanz nieder und gaben sich da den Studien der griechischen Literaturschätze hin. Altgriechenland stieg nun herauf im Abendlande, wie durch sarazenischen Zauber aus dem Todtenreich beschworen, — die Ideenwelt des Alterthums wurde prägnant in den germanischen Geistern, die klassische Bildung fing an, als ein neues unwiderstehliches Auflösungsmittel die deutsche Gedankenwelt zu zersetzen. Gleichzeitig fraßen die Schwerter der Sarazenen, oder das stürmende Meer, oder die mordende Seuche, oder das wüste, üppige Leben in den Großstädten des Orients und Italiens die Rittergeschlechter des Abendlandes auf, die Burgen verödeten, die Macht des waffenstarken Adels war gebrochen und das Bürgerthum — ein empfänglicher Boden für die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Saat der Bildung, der Wissenschaft und Künste, gelangte zu hervorragender Geltung. Der neue Zeitraum hatte seine Form gefunden, und der große Hebel zur weiteren Entwickelung seines Wesens wurde ihm, als bald darauf Columbus, der Argonaut der Neuzeit, die andere Hälfte der Erde zu der schon bekannten fügte und den erstaunten Zeitgenossen die Entdeckung Amerika's verkündigte. Seht, das war auch eine große Zeit, und an schaffender, bildender Kraft nicht kleiner als die unsrige.

Und nun wollen wir die Kirche näher betrachten, auf deren Kanzel der heilige Bernhard das Programm für jene Zeit gesprochen. —

„Ein Baumeister wollte einen Psalm dichten zum Lobe Gottes, und es wurde der Freiburger Münster daraus," sagen die Schwaben, und in der That ist dieser herrliche Tempel die Krone des deutschen Kirchenbaues. Er ist, was bei wenigen der Fall ist, ausgebaut, und da er frei in der Mitte eines großen, mit alterthümlichen Gebäuden eingefaßten Platzes steht, so findet der Beschauer auf allen Seiten einen vortheilhaften Standpunkt. Der Bau selbst wurde im Jahre 1122 angefangen. Landesherr, Klöster und Bürgerschaft hatten sich vereinigt, die Kosten desselben gemeinschaftlich zu tragen. Nach einigen Jahren sagten jedoch Fürsten und Pfaffen ihre Beiträge auf und der Bau stockte; es kam auf den Punkt, daß er eingestellt werden sollte. Da versammelte sich die Gemeinde um die sich schon zum Abzuge anschickenden Werkleute, und, Angesichts der hochstrebenden Wände und Pfeiler, thaten sie in frommer Begeisterung allesammt den Schwur, die Kirche fertig zu bauen auch ohne Pfaffen- und Fürstenpfennige, selbst wenn sie die letzte Ziegel auf ihren Dächern verpfänden müßten. Und so geschah es wirklich. Die Bürger verpfändeten ihre Häuser und Felder und verkauften entbehrliches Eigenthum, um die Summen beizuschaffen, welche die Fortsetzung des Riesenbaues verlangte. Arme, die nichts zu verpfänden und zu verkaufen hatten, arbeiteten als Handlanger oder Werkleute wöchentlich einen Tag umsonst; und der Gedanke, — „Alles geschieht zu Gottes Ehre!" — ließ jede Entbehrung und jedes Opfer, auch noch so groß, doch leicht ertragen. Nach 24 Jahren war der Bau so weit vorgerückt, daß der heilige Bernhard zur Einweihung der Kirche gerufen werden konnte, und die erste Predigt rief, wie ich schon erzählt habe, zum Zuge nach Palästina auf. Der damals fertige Theil der Kirche begriff jedoch nur das Schiff; der Bau des Chors und des Thurmes wurde fast noch drei hundert Jahre lang fortgesetzt, und das Ganze, wie es jetzt zu sehen ist, erhielt 1513 seine Vollendungsweihe. Viele Millionen hat es gekostet; aber weit mehr ist die Ausdauer zu bewundern, welche nöthig war, um mit scheinbar so schwachen Mitteln ein solches Werk zu schaffen. Es würde die Macht eines großen Reiches geehrt haben; hier thaten es die vereinigten Kräfte der Bürger einer kleinen Stadt; sie thaten es zehn Generationen hindurch — erst die eilfte sah den Tag, der das Vollendungswerk geweiht hat!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Kirche hat eine Länge von 175 Fuß, bei 82 Fuß Höhe; zwei Reihen herrlicher Bündelsäulen tragen die kühnen Gewölbe und spalten den Raum in ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe. Der fünfseitig geschlossene Chor ist höher als das Langhaus und hat eine Länge von 157 Fuß. Kostbarer Bilderschmuck füllt die innern und äußern Wände. Die Hauptfenster sind mit Glasgemälden bedeckt, und zur Zierde der Altäre haben die berühmtesten Maler der oberdeutschen Schule mit einander gewetteifert. Von Baldung Grün sind die Bilder des Hochaltars. Die Holzskulptur erschöpfte ihre Kunst an Chorstühlen, Kanzel und Gesimsen, und das Geschick der alten Bildhauer und Erzgießer ist an den Grabmälern zu schauen, die bis in's zwölfte Jahrhundert hinan reichen. Das Bewundernswertheste aber ist der Thurm, dessen 20 Fuß starke Fundamente über 40 Fuß tief in die Erde gesenkt sind, während der Oberbau bis zur Spitze sich 415 Fuß hoch erhebt. Der untere Stock ist ein Viereck von 120 Fuß, bildet weiter oben bis zur Gallerie ein Zwölfeck, und von dieser steigt die achteckige, kühn und zart wie Filigranarbeit durchbrochene Pyramide bis zur Spitze auf. „Wer die Baumeister der deutschen Vorzeit in ihrer Größe kennen lernen will," sagt Wiebeking in seinem Werke über die deutsche Architektur, „der muß Freiburgs Thurm untersuchen. Alles daran, sowohl Konstruktion als Ausführung, ist Trefflichkeit."

Wir, die wir nicht als Baumeister das Menschenwerk betrachten, wir staunen es an als die große That jener Glaubensbegeisterung, von der die Bibel zeugt: — sie kann Berge versetzen und Thäler ebnen. Wir staunen; doch wir begreifen's nicht! Vergebens suchen wir den Leitfaden in jene geheimnißvolle Glaubenswelt, die ihren Aetherhimmel über die christliche Menschheit ausspannte und alle Gestalten ihres damaligen Lebens beseelte. Das Stufenjahr, es liegt hinter uns, wie die Kindheit: denn, älter geworden, vermögen wir die Idee, welche ihren Erscheinungen inne wohnt, kaum mehr zu fassen. Eine andere Sprache, andere Bilder, andere Ideen, andere Sympathien sind in uns lebendig, ein anderes Feuer erwärmt die Geister, für andere Ziele schwärmt das Volk und ist bereit, ihm jegliches Opfer zu bringen. Wie sonst der Glaube sich die Gemeinschaft mit einer andern Welt eröffnete, so schließt auch das Völkerstreben nach Freiheit die Pforte einer Zukunft auf und beseelt mit seiner Zuversicht und seiner Hoffnung die ungeborne Zeit.

Die Werke des Glaubens sind herrlich; doch die Werke der Freiheit werden, wenn wir meisterlich und mit Ausdauer bauen nach meisterlichem Plane, noch herrlicher werden. Nicht ergrauend, wie unsere Münster, werden sie nach Ablauf von Jahrtausenden noch gesund und frisch dastehen, fortwachsend und sich neu gestaltend, dem Weltgeiste eine Freude, dem Volke ein Heil, dem Vaterlande zum Glück und den Baumeistern zur höchsten Ehre.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DLXV. Das königliche Schloss in Ludwigsburg.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Idee vom patriarchalischen Staat mit seinen guten Landesvätern und unwandelbar gehorsamen Landeskindern, seinen erbweisen Hirten und erbfrommen Heerden, seinen allzeit erfahrenen Führern und tapfern Streitern und Schirmherren einer kindlichen Phantasie als höchst liebenswürdig erscheint. Grenzt ein solcher Staat doch so nahe an das Schlaraffenland, welches wir in guten Stunden unseren Kleinen zum Ergötzen vormalen, und tritt doch Alles so alttestamentlich vor uns hin, daß mit jenem Staatsbilde die schönsten Erinnerungen aus der Kinderzeit, wo die Bibel unser tägliches Lesebuch war, uns wieder vor der Seele aufsteigen. Die Geschichte leugnet auch nicht, daß es während der Wiegen- und Gängelzeit der Nationen einzelne kurze Zeiträume gegeben habe, die uns das Staatsleben derselben in einer jenem Ideale mit Glück nachgeformten Gestalt zeigen. In einer Monarchie solcher Art konnte die Gesellschaft ein stilles Glück genießen, und sie genoß es wirklich, wenn das zarte und feste Band der Häuslichkeit und der sittigen Liebe, welches die Familien zusammen knüpft, auch den Staat zusammen hielt, der Gemeingeist das Ganze umschlang und die Autorität, ausgeprägt mit dem Stempel der Erfahrung und praktischen Weisheit, mit ethischer Würde und Lauterkeit die Krone trug. Vor einer solchen, die sich selbst nie ein Unrecht gestattete und Gerechtigkeit übte in allen Dingen, beugte sich willig die Gemeinschaft, und wenn, wie es in den ältesten Zeiten fast immer der Fall war, sich in der Person des Fürsten auch der Oberpriester, der Vermittler der Gottheit einigte, so mochte man der Autorität wohl eine Delegation vom Himmel gläubig zuerkennen.

Unsere Monarchien von Gottes Gnaden pflanzten den Baum, von dem sie ihre Zepter schnitten, in jenen idealen Boden: der Stammbaum der Könige wurzelt im alten Testament. Das vierte Gebot, das Gebot der kindlichen Ehrfurcht, wurde die Inschrift der Throne. Treue und Gehorsam, Glaube und Vertrauen wurden zu ihren vier Eckſäulen gemacht, und so lange ein Thron getragen wurde von solchen Stützen und auf dem Thron ein verständiger, milder, barmherziger Spender des Rechts saß über Alle, der in der Kraft des moralischen Weltgesetzes wirkte und handelte, konnte man solche Monarchen wohl von Gottes Gnaden nennen, denn ihr Thun war ja sichtbar nach den Rathschlüssen des ewigen Weltgeistes. Aber ein solcher Bau wird zum Teufelsspuk, wenn seine Säulen verfault sind und die eisernen Pfosten der Gewalt und Willkür, der Lüge und Habsucht an ihre Stelle treten. Dann wird eine Monarchie nicht von Gottes Gnaden, sondern von Satans Grimm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KÖNIGL. SCHLOSS bei KARLSRUHE

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daraus, die Gesetz und Macht nicht zum Heile, sondern zum Verderben und zur Qual der Völker handhabt. Das Zepter wird dann zur Ruthe, das schützende Schild ein Werkzeug der Bedrückung, das richtende Schwert ein Mittel des Schreckens und der Qualen für die geknechteten Völker. Mit der Umkehr stürzt alles Gute, und Pflicht und That der Herrscher verhalten sich wie der Himmel zur Hölle.

So lehrt die Erfahrung. Die Lehre ist einfach, verständlich für jedes Kind, auch für das größte: das Volk. Und die Völker haben zu allen Zeiten an dieser Lehre festgehalten. Inzwischen kommen beide eben beschriebenen Gegensätze nur in wenigen Monarchien der Gegenwart zur vollen Erscheinung. Die Zustände müssen arg seyn, ehe ein Volk sagt, sie sind „von Teufels Gnaden," und viele Völker stützen gutmüthig die zerfressenen vier Säulen durch eine fünfte: Geduld. Welcher Thron in Deutschland hätte jetzt nicht diese Stütze und welcher könnte sie ganz entbehren?

Ja, es gibt unter den wechselvollen Bildern im Guckkasten des Lebens kein rührenderes, als das von der Treue und dem Vertrauen, von der Liebe, dem Gehorsam und der Engelsgeduld, womit die deutschen Stämme viele Jahrhunderte hindurch ihren Fürstengeschlechtern zugethan waren. Land und Landesherr waren in den Begriffen des Volks zusammen gewachsen, sie bildeten ein so vollkommen Ganzes, daß keines ohne das andere gedacht wurde. Warf die Sonne des Glücks einen Freudenstrahl in die Hallen des Regentenhauses, so jauchzte das ganze Volk in seinem Widerschein; zogen Wetterwolken über der Fürstenfamilie zusammen, so zitterte das Volk in Sorge und Angst um die geliebten Häupter; war ein Trauerflor über das Schloß gebreitet, so weinten die treuen Augen in der ärmsten Hütte. Es war nicht befohlenes Schreien, wenn das Volk über eine glückliche fürstliche Niederkunft jubelte, und eben so rein vom Herzen kam die Freude der Unterthanen, wenn sie die Kinder ihres Fürsten gut und froh heranblühen sahen. Deshalb ging auch die Anhänglichkeit vom Vater auf den Sohn über und man verzieh noch dem Enkel manches Unrecht, um des Großvaters vielleicht einziger guten That willen. Die Wappen der Fürstenfamilien wurden Landeswappen, für deren Ehre das Volk Gut und Blut willig einsetzte; der Namenszug des Fürsten schmückte bei öffentlichen Festen Hallen und Pforten und das Lebehoch auf ihn und sein Haus brauchte nicht auf dem Programm zu stehen; es brach sich von selbst Bahn. Alle Künste huldigten ihm und von seiner Hand mußte geweihet werden, was öffentliche Ehre und Anerkennung finden wollte. Und das Volk rechnete sich's hoch an, wenn ein Dichter von ihm singen konnte, wie „Eberhart mit dem Barte, Würtembergs geliebter Herr", der da sprach:

„Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;
Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann ohne Sorgen
Legen Jedem in den Schooß."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Volk, das hat wahrlich seine Schuldigkeit gethan, die Throne fest und in Ehren zu erhalten. Es gelang ihm nicht. Warum nicht? Die aus dem Herzen des Volks emporgewachsenen Säulen der deutschen Throne wurden von den Fürsten und ihren Räthen nicht mehr werth gehalten. Man pflegte ihrer nicht mehr, man ließ sie in Koth und Schmuz verfaulen und vom Gewürm zerfressen. Ungerechtigkeit, Lüge, Haß, Laune und Leidenschaft traten den alten Volkstugenden fast allwärts entgegen und gründeten ihre Herrschaft auf Furcht und blinden Glauben, Knechtsinn und blinden Gehorsam. Die treuherzigen, biedern, redlichen, rauhen, scharfkantigen, eckigen Charaktere, welche mit den Fürsten zu Rathe saßen, wurden unbequem gefunden und entfernt, es wurden die blinde persönliche Ergebenheit und Unterwürfigkeit an ihre Stelle gerufen und die Landesväterlichkeit zur Mimik wohlerzogener Willkür gefälscht, welche unter ihrer Larve das Geheimniß unbedingter Gewalt vor den Uneingeweiheten verbarg. Die deutschen Höfe wurden zu Herbergen aller Sünden und aller Schlechtigkeit, aller Unehre und aller Niedertracht, in deren Atmosphäre kein Mann und kein Weib von wahrer Ehre und sittlichem Werthe leben konnte; und auf diesem hohlen Boden führten die Fürsten die Schule auf für die Schmiegsamkeit und Knechtung der Gesinnung, für die feine Sitte der guten Gesellschaft, für den leichten Ton und die Gewandtheit in allen Verhältnissen des geselligen Umgangs, kurz: für die Apotheose der Heuchelei und der Lüge. Poesie und Künste wurden zu Kammerjungfern und das Genie wurde courfähig, wenn's mit galanter Willfährigkeit die Glorie des Hofs verherrlichte. Was von der ehrlichen, rechten Anhänglichkeit, der freien, kecken, derben alten Treue noch übrig war, das wurde, versuchte es eine Annäherung an den Landesherrn, ungnädig oder schnöde und hochfahrend zurückgestoßen und in die Stille des Familienlebens verwiesen; — der Wuchs des freien Mannes paßte nicht in den französischen Gartengeschmack der deutschen Fürsten, welcher Bäume und Menschen an Spalieren und mit der Scheere zu Fratzen zog. Sogar die Religion machten die Fürsten zur Hofmagd und die Hof- und Oberhofprediger lernten es gar bald, den starren Glauben und seine strengen Vorschriften dem Ohre des Allerhöchsten und seinen Schranzen angenehm zu machen. Die Lehre: das Christenthum sey gut genug, um für das Volk einen Nasenring daraus zu machen, für die Vornehmern müsse es aber ein leichtes, süßes Ruhekissen seyn, wurde von dem Pfaffengeschlecht schnell begriffen. Als nun Alles hergerichtet und die Herren und Meister sahen, daß es gut war, so setzte sich häufig der Despotismus geharnischt und beutegierig auf den Sessel der Monarchie, umwickelte sich mit ihrem gesetzlichen Purpurmantel, stülpte die Krone von Gottes Gnaden auf den absoluten Kopf und trat hohnlachend die Säule der Volksgeduld mit Füßen. Und hatte dann ja einmal das Volk in den Augen eines jungen Fürsten eine bessere Zukunft gelesen und in Erwartung milderer Tage die harte Gegenwart ertragen, wie lange währte es, so konnte der Geschichtsschreiber den alten Satz wiederholen: „Die schönen Hoffnungen, welche das Land auf seinen jungen Fürsten gesetzt hatte, blieben leider unerfüllt."

An diesen Satz erinnerte uns ein Blick auf unsere Stahlplatte. — Ludwigsburg, die zweite Hauptstadt Würtembergs, ist ein Produkt der Fürstenlaune und Maitressenrachsucht. Weder die Maintenon, noch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pompadour hatten in Frankreich eine so unheilvolle Herrschaft ausgeübt, als das Fräulein von Grävenitz in Würtemberg unter und über Herzog Eberhard Ludwig. Schon im sechszehnten Jahre von der Vormundschaft seines Oheims (Friedrich Karl) und seiner Mutter (Magdalena Sybilla) befreit, lebte der junge Fürst bis zum Frieden von Riswyck (1698) in Basel. Erst nachdem in Folge dieses Friedens die Franzosen Würtemberg geräumt hatten, erschien er in der Mitte seines Volks, das, nach der damaligen Lage der Dinge, nur von ihm Rettung aus seiner tiefen Noth erwarten konnte. Aber der junge Fürst steckte die goldnen Schranken eines glänzenden Hofstaats zwischen sich und dem Volksjammer auf, und entwich ihm, wenn er zu laut zu werden wagte, auf weiten und kostspieligen Reisen. Ein Ländchen, so von Gott gesegnet, wie Würtemberg, und ein Völkchen, so gutherzig wie die Schwaben, war jedoch auch dadurch noch lange nicht zum Aeußersten gebracht. Es mußte ärger kommen und — es kam. Der Vater Ludwig Eberhards hatte die Schuldenlast um Millionen vermehrt, trotz dem, daß er an dem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich keinen Theil genommen hatte. Dem Sohne hingegen war es eine Hauptsorge, sich für diesen Krieg zu rüsten und mit allem Glanz eines kaiserlichen Feldmarschalls zu umgeben. Eine der Blüthe des Volks enthobene stattliche Armee führte er zur Schlachtbank. An das Kriegsunglück knüpfte der Fürst das Schlimmste und Erniedrigendste, was über Volk und Land verhängt werden kann, die Maitressenherrschaft. Von 1708 bis 1731, ganzer dreiundzwanzig Jahre, regierte eine Hure mit ihrem diebischen Gelichter über das geduldige Würtemberg! Allen Bitten und Klagen, Warnungen und Drohungen der gesetzlichen Volksvertreter, der Landstände, antwortete der Herr von Gottes Gnaden mit Spott und Hohn. Schon im ersten Jahre ihres Regiments hatte die Grävenitz das Land die ganze Wucht ihrer absoluten Gewalt empfinden lassen. Die Stände, jammernd über den Ruin des Landes, erschöpften alle gesetzlichen Mittel, um ihn abzuwenden; aber bitten, flehen, drohen, — Alles war in den Wind. Sie bestürmten den Reichstag um Abhülfe und wirkten endlich doch einen Befehl vom Reichsoberhaupt aus, der die Messaline aus Würtemberg verbannte. Sie ging an den Genfersee, und — der Herzog ging ihr nach mit dem ganzen Hofe! Es sollte dem dummen Volke bewiesen werden, daß es auch außerhalb des Landes regiert werden könne! Daneben hatte man auf den Bedientensinn der Stuttgarter gerechnet und die gemachte Rechnung traf zu. Die Residenzler sehnten sich nach dem Hofe und seinen Freuden und Vortheilen zurück, und der unterthänigst angeflehte Fürst beglückte das Land mit seiner Heimkehr. Er hielt feierlich Einzug an der Seite der Maitresse. Der Herzog hatte, um die Konkubine weniger anstößig zu machen, solche unter großem Gepränge mit einem Grafen von Würben vermählen lassen und gleichzeitig ernannte er ihren Bruder zum ersten Minister. Das arme Land! Aber dessen Klagen verstummten unter der Doppelherrschaft der Gewalt und Intrike; jedes Widerstreben mußte biegen oder brechen. Selbst des Herzogs Gemahlin, eine Prinzessin von Baden, fiel als Opfer; sie wurde schändlich verleumdet und vom Hofe verbannt. Die Maitresse führte oft selbst den Vorsitz im Kabinet, sie diktirte ihre Beschlüsse den Ministern, beherrschte die Behörden, verkaufte die Beamtenstellen an die Meistbietenden, trieb alle „Mißbeliebigen" von ihren Posten und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reinigte das Land von unfriedfertigen Patrioten. Endlich hatten doch einmal die Stände in Stuttgart, Angesichts der Noth im Lande, den verzweifelten Muth, allersubmisseste Vorstellungen an den verbrecherischen Thron zu richten; aber das rachsüchtige Weib schwur Stuttgart zu züchtigen für alle Zeiten und der bürgerlichen Kanaille einen Maulkorb anzuhängen, wie sie noch keinen getragen: in Folge dessen baute sie ein Trotz-Stuttgart, eine zweite Residenz.

Dies war Ludwigsburg, wo früher nur ein kleines Jagdschloß gestanden hatte. Zwölftausend Bauhandwerker und Arbeitsleute strömten auf den Wink der Maitresse herbei, und aus den Feldern und Wiesen erstiegen wie durch Zauber die prächtigen Häuser zu Straßen und Märkten. Die Gründung einer umfangreichen Stadt, die königliche Pracht der Fürstenwohnung, der Glanz des Hofstaats und die unaufhörlichen Feste fraßen abermals Millionen. Das Volk, das unter der Presse lag, gab sie unter dem unwiderstehlichen Druck her. Doch war das noch nicht der größte Schaden, den die neue Einrichtung dem Lande brachte. Dadurch, daß man alle höchsten Staatsstellen, Behörden und Anstalten von Stuttgart nach Ludwigsburg übersiedelte, wurde Stuttgarts bürgerlicher Wohlstand in der Wurzel angegriffen, und die Verarmung der Hauptstadt dehnte sich in weiten Kreisen über das Land aus. Der Häuserwerth in Stuttgart fiel auf ein Drittel und Tausende von Familien verloren schon dadurch ihr ganzes Vermögen. Der Strom des Adels und der vornehmen Fremden war nach dem neuen Paradiese des Schranzenthums hingeleitet und dort, aller Scheu vor dem Volke baar, gingen die Festlichkeiten nicht aus, eine üppiger und glänzender als die andere. Uebermüthig ließ man sogar gegen das Volk noch die Intrike spielen. Man fachte den Neid von Land und Städte gegen einander an und stellte die Zwietracht und den Haß unter die Regierungskünste. Hatte bis jetzt das Volk wenig ausrichten können gegen die Phalanx der Hofpartei, so wurde nun seine Widerstandskraft durch Uneinigkeit ganz gelähmt. Das Uebrige thaten Furcht und List, welche bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen auf die einzelnen Städte wirkten. Das Nehmen und Geben von Behörden, Anstalten, Garnisonen wurde eine neue Waffe in den Fäusten der schmuzigen Kamarilla — und wie solche Waffen wirken, das sehen wir ja in unsern Tagen!

Das Verhältniß zwischen dem Herzog und der Maitresse endigte in würdiger Weise. Als man das Volk ausgedrückt hatte, wie man eine Zitrone bis zur trockenen Schale ausquetscht, als das Land zu Grunde gerichtet war, als die Hure sammt ihrer Sippschaft Reichthümer aufgesammelt und fortgeschafft hatte, der Fürst aber auf leeren Kassen saß: da schüttelte der Landesvater unbehaglich seine Rosenkette und seine große Seele erhob sich zu einem großen Entschluß: er fertigte einen Befehl aus, kraft dessen die Frau Gräfin augenblicklich das Land zu verlassen habe, lief aber selbst davon, ehe noch der Befehl der Mätresse übergeben war, um den Erfolg seiner großen Unternehmung weit vom Schuß — nämlich in Berlin — abzuwarten. Die Frau Gräfin aber blieb. Nun offenbarte sich des Herrn Seelenadel in seinem ganzen Glanze. Herzog Eberhard Ludwig ließ die Geliebte durch eine Schwadron Dragoner bei nächtlicher Stunde aufheben, auf das Bergschloß Urach brin-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gen und sie hier so lange einsperren, bis sie alle ihr vom Herzog **geschenkten** Güter zurück gegeben hatte. Sie mußte eine Urkunde ausstellen, daß dies — freiwillig geschehen sey!!

Nach dem Tode dieses Fürsten (1733) verschrumpfte der Pilz der Maitressengunst so rasch, als er aufgeschossen war. Der Nachfolger auf dem Schwabenthron, Herzog Karl Alexander, zog mit dem gesammten Hof- und Staatswesen wieder nach Stuttgart, und die schönen Tage Ludwigsburgs waren auf eine Zeitlang zu Ende. Doch das Land gewann bei diesem Wechsel nichts. Der neue Herzog war ein Wicht in anderer Weise. Aus Habsucht wechselte er den Glauben (er wurde katholisch); angeblich um Ordnung in die Kassen zu bringen, machte er den Hofjuden Süß-Oppenheimer zum Finanzminister mit fast unumschränkter Gewalt und haderte und prozessirte mit den lästigen Landständen. Den Plan, sich ganz und gar von ihnen zu befreien und den Schwaben die Süßigkeiten einer absoluten Monarchie kosten zu lassen, durchschnitt die Parze; er starb 1737 an einem Schlagflusse.

Mit seinem Tode streifte Ludwigsburg sein Trauergewand wieder ab: denn es begann nun die Zeit seines höchsten Glanzes. Der Herzog Karl erhob Ludwigsburg zu seiner beständigen Residenz. Auch von Karl hieß es: „die schönen Hoffnungen, welche das Land auf seinen jungen Fürsten gesetzt hatte, blieben leider unerfüllt." — „Karl war ein hochbegabter Mann, von der Natur (sagt sein Biograph Kurz) mit allen Eigenschaften der Selbstständigkeit und mit einem durchdringenden Verstande ausgerüstet. — — Leidenschaften, die bei der Jugend gewöhnlich die Zeichen großer Anlagen sind, begannen unbezähmbar in ihm zu erwachen, die Schmeichelei des Hofes kam ihm auf mehr als halbem Wege entgegen, er fühlte die gefährliche Macht, die in seine Hände gegeben war, und adoptirte nur zu willig die orientalischen Regierungsgrundsätze, die sich um jene Zeit von Frankreich aus an den deutschen Höfen eingenistet hatten." — — Herzog Karl kann als ein Muster der Fürsten des 18. Jahrhunderts gelten. Despoten waren alle; denn alle waren Zöglinge des Versailler Meisters, den sie jedoch selten an Originalität und Energie erreichten. — Selbst Kaiser Joseph konnte ja den Tyrannen nicht ganz verleugnen! Dieser große Fürst despotisirte in der Ausführung aller seiner Pläne für Freiheit und Beglückung der Völker in der Weise jenes Zeloten, der da predigte: „Ihr müßt selig werden, und sollte Euch der Teufel in den Himmel führen!" — An das Glück seines Volks dachte aber Herzog Karl nicht eher, als bis er über 3 Decennien lang fast ganz allein für seine Launen, Leidenschaften und Lüste geherrscht hatte. Erst nachdem er dem Volke das Mark ausgesogen, um seiner Eitelkeit und Prachtsucht zu fröhnen, nachdem er viele Millionen vergeudet hatte für Hofprunk, Opern, Bauten, Reisen und Maitressen, erst nachdem er das flitternde und bunte Soldatenspiel bis zum Ekel ausgekostet hatte, war er — und nicht auf die Bitten seines Volks, sondern auf Veranlassung der Höfe von Wien, Berlin, London und Kopenhagen — zu bewegen, nicht bloß auf das giftige Kleeblatt des Landes, den Aemterjuden Wittleder, den Maitressenspediteur Montmarin und den Polizeiminister Rieger, sondern auch auf die Stimme der wackern Volksvertreter zu hören. Er besserte sich in sofern, als seine Eitelkeit und sein Schafftrieb sich mehr und mehr vom Luxus ab-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und auf nützliche Gegenstände hinwandten, die denn auch weniger bedeutende Summen in Anspruch nahmen. Dazu trug sowohl die Festigkeit der Stände, die sich endlich ermannten und dem Verschwender die Hände banden, als Karls Verbindung mit Franziska von Leutrum (Gräfin von Hohenheim) bei, die ihn „mit kluger Hand auf einem geräuschloseren und friedlicheren Wege einem bessern Ziel entgegen zu führen wußte." — Nie aber lernte er Menschen und Meinungen achten. Ihm war nicht bloß der Bauer weniger werth, als ein Hirsch; auch die edelsten Geister, wie der eines Moser, Schubart, Schiller u. s. w., verfolgte, beugte oder knickte er unter seiner Zuchtruthe. Am Abend seines langen Regierungstags übte der gewissenlose Fürst noch das scheußlichste Verbrechen, mit dem ein Tyrann sich beladen mag. Nachdem er 1778 seinem Lande öffentlich versprochen, daß er sich bessern wolle, verkaufte er nämlich seine treuen Würtemberger regimenterweise, den Mann um so und so viel Gulden und Stüber, an die Holländer, welche sie in ihre afrikanischen und ostindischen Kolonien auf die Schlachtbank, oder in das verpestete Batavia auf den Todtenacker führten. Der fluchbeladene Fürst starb 1793.

Ludwigsburg aber pries ihn als seinen Mäcen. Er schmückte mit prachtvollen Gebäuden und kostbaren Gärten Stadt und Umgegend, und Anstalten, welche zugleich Glanz auf den fürstlichen Namen warfen, Karlsschule, Theater, Akademie u. s. w., vollendeten die Anmuth und den Genuß des Aufenthalts. Mit Karls Tode sank diese Herrlichkeit; ihr letzter schwacher Nachglanz war unter König Friedrich, der Ludwigsburg zu seiner Sommerresidenz erkor. Seit auch dieser Fürst schied, fiel die Treibhauspflanze der Mätressen- und Fürstengunst dem Verwelken anheim. Gegenwärtig führt sie zwar noch den Titel einer zweiten königlichen Residenz, ist aber in der That nichts als eine — Soldatenstadt. Sie gilt als Hauptwaffenplatz von Würtemberg, hat das Arsenal und die Stückgießerei, ist die Garnison der Artillerie und des Trains, einer Reiter- und einer Infanteriebrigade, des Generalquartiermeisterstabs und besitzt die Bildungsanstalt für Offiziere. Außerdem ist die Stadt Sitz eines Oberamts, der Kreisbehörden, der Finanzkammer und mehrer höhern Schulanstalten. Einige Gewerbe blühen. Tuchmanufaktur, Glanzleder-, Tabak-, Nadel-, Bijouteriewaarenfabrikation, Leinwand-, Barchent- und Baumwollenweberei beschäftigen von den 7000 Einwohnern eine bedeutende Zahl.

Ludwigsburg ist recht reizend in einer Hügellandschaft gelegen, eine halbe Stunde vom Neckar. Seiner Entstehung angemessen, ist es im Geschmack des 17. Jahrhunderts prächtig gebaut. Zu den sieben meist großen Plätzen führen dreißig fast schnurgerade Straßen, darunter zwei von 5000 Fuß Länge. Das königliche Schloß, das Prachtgebäude, dessen Bild wir vor uns haben, besteht aus 16 Gebäuden, die die verschiedenen Fürsten nach und nach zum Ganzen fügten. Es enthält schöne Kunstsammlungen, eine Hof- und Ordenskapelle, die prächtige Fürstengruft und ein Theater. In der Umgebung liegen die Schlösser Monrepos und Favorite: — Sitze fürstlicher Lust. Eine weitere Schilderung jenes Hauses der letzten Schwabenherzöge, seiner Kunstschätze und Spielereien erläßt uns der Leser. Es ist keine der vielen tausend Thränen damit zu trocknen, welche sie gekostet haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PALAST BARBARIGO und PISANI

in Venedig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der
NEPTUN = TEMPEL
in Paestum.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DLXVI. Der Barbarigo-Palast in Venedig.

Noch einmal einen Blick auf die alte Meerbraut, die, und kleidete sie sich in Lumpen, doch niemals die Hoheit und Macht, den Glanz und den Reichthum von ehedem verbergen würde! Die Gebieterin der Meere wird nie unkenntlich werden, so lange die Löwen des heiligen Markus den Dogenpalast hüten, die Wimpeln flattern von dem Campanile und die Fluthen des Canal Grande die Marmorhäuser der alten Geschlechter bespülen. Und ist es doch, als wenn es wieder jung werden wollte! Ist doch, als ob die 14 Jahrhunderte lang gepflegte Bürgerfreiheit, welche die Lagunenstadt zur ersten Seemacht der Welt erhob, wieder aus dem Grabe erstanden wäre? Das Eviva la Republica! Eviva la Liberta! wälzt sich über die Wogen hin, und der Donner des Arsenals verkündigt dem festen Lande, daß die Wiederaufrichtung der Republik in der Dogenstadt etwas mehr sey, als der bloße Traum einer Sommernacht. Ist's nur ein Nachblitzen der untergegangenen Sonne? oder ist's wirklich ein Sonnenaufgang, dem ein langer, heller Tag folgt? Wenn die Venetianer selbst an ihre Freiheit glauben, so werden sie solche behalten; ist sie aber eine platirte Lüge, so wird sie bei dem ersten rauhen Antasten von Außen wieder verschwinden. Dann mögen sie zwar die Herrschaft wechseln, aber die Knechtschaft wird bleiben.

Der Palazzo Barbarigo, jenes Gebäude mit den zierlichen maurischen Bogenfenstern, hat die Weihe eines Genies empfangen. Es war Tizians Wohnung und noch schmücken mehre berühmte Bilder dieses großen Meisters die Hallen des Palastes.

DLXVII. Der Neptunstempel in Pästum.

Den Touristen sind die erhabenen Ruinen von Pästum, der einst so mächtigen Sybaritenstadt, gewöhnlich das Endziel ihrer italischen Wanderung.

Die Entfernung derselben von Neapel ist 14 Meilen oder 45 Miglien, und schon der Weg dahin ist lohnend. Er geht über Pompeji, Nocera, durch die schönen Thäler von Cava und Vietri nach Salerno, von da

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

durch das einsame, romantische Gebirge nach Eboli zum königlichen Jagdschlosse Persano. Von hier aus ist die Gegend menschenleer; große Büffelheerden weiden in den Thälern und der Anbau verschwindet. Der Seleſluß wird auf einer alten Römerbrücke überschritten, und gleich hinter derselben, von einer Anhöhe, sieht man das Ziel zu seinen Füßen: eine Ebene, überwachsen mit Disteln und Cactus, aus welcher die weißen Säulengruppen der Tempel und die grauen Gemäuer eines Theaters ragen. Wie Gespenster starren sie aus der schweigsamen Fläche und zeichnen ihre Gestalten am Horizonte ab. Welch ein Contrast dieses Anblicks mit den Worten des Ausonius:

Vidi Paestana gaudere rosaria cultu
Exoriente nova roscida lucifera.

Tyrrhener waren es, die Pästum gründeten, ehe noch Romulus seine Burg auf dem Hügel des Capitols erbaute. Die Tyrrhener wurden durch Sybariten vertrieben, welche der Stadt den Namen Posidonia gaben. Handel und Wandel erhoben sie bald zu Reichthum. Nach einem Kriege mit den Lucanern wurde sie diesen unterthan, welche ihrerseits (274 Jahre vor unserer Zeitrechnung) Rom wieder unterlagen, das eine Colonie hersandte und der Stadt den ältesten Namen — Pästum — zurückgab. Sie theilte fortan die Schicksale des Weltreichs, sank mit demselben, wurde von den Gothen verwüstet und im Jahre 915 von den Sarazenen, welche die Einwohner vertilgten, so gänzlich zerstört, daß sogar ihr Name und das Daseyn ihrer Ruinen verscholl. Erst vor einem halben Jahrhundert lenkten reisende Engländer die Aufmerksamkeit auf die herrlichen Trümmer, und spätere Forschungen und Nachgrabungen der Antiquare bewiesen, daß sie das alte Pästum sind, welches man aufgefunden. Noch ist die Ringmauer von ältester cyklopischer Bauart kenntlich; sie hat einen Umfang von anderthalb Stunden und an einzelnen Stellen eine Höhe von 50 Fuß bei 16 Fuß Dicke. Vier Thore, nach den vier Weltgegenden gerichtet, bildeten den Eingang. Außerhalb, nach Norden, war die Nekropolis: Ruinen von Grabdenkmälern bedecken dort eine weite Fläche. Das Innere aber bildet einen Schutthaufen, mit Gestrüpp und Stachelgewächsen überwachsen, und nichts ist mehr kenntlich, als die Ueberbleibsel der Tempel.

Der Tempel des Neptun ist das Imposanteste in diesem Friedhofe eines untergegangenen Lebens. Die Ruine macht im Grundriß ein längliches Viereck von 160 Fuß Länge und 72 Fuß Breite, auf dem, in 4 Reihen, vierundfünfzig canellirte Säulen dorischer Ordnung stehen. Ein ungeheurer Architrav trug das nicht mehr vorhandene Dach. Beide Frontseiten endigen in einer Vorhalle, jede getragen von 4 Säulen, und die Friese zierten Bildwerke, welche zerstört sind. Ruhe und Kraft, Festigkeit und Würde, wie sie den ältesten dorischen Tempelbauten eigen sind, sprechen sich durchweg in diesen Formen aus. Je mehr man diese Trümmer betrachtet, desto größer wächst das Erstaunen über das Riesenhafte des Baues, der weniger für die Schönheit, als für die Ewigkeit berechnet scheint.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichniss

des zwölften Bandes.

48 Ansichten und Beschreibungen, nämlich:

Der Ausstellungs-Palast in München	Seite 5	Das Opernhaus in Paris	Seite 97
Woolwich	" 12	New-Orleans	" 98
Basel	" 16	Speyer	" 101
Malaga	" 18	Emden in Ostfriesland	" 105
Der Vatikan in Rom	" 22	Die Kaiserpfalz in Gelnhausen	" 113
Der Viadukt über die Lagunen nach Venedig	" 35	Buenos-Ayres	" 121
Freiburg im Breisgau	" 37	Die Schlackenburg bei Töplitz	" 124
Die Aukirche in München	" 40	Die Karthause in Pavia	" 124
Cetara in der Bai von Salerno bei Neapel	" 41	Perava-Malva in Central-Indien	" 127
Der Obelisk von Luxor in Paris	" 43	Das Kap Horn	" 128
Das Neckarthal mit seinen Ritterburgen	" 45	Die Halle des Michel Angelo in Florenz	" 133
Hohenstaufen	" 49	Die Ruinen von Edfou in Aegypten	" 135
Luzern	" 55	Der Bischofspalast in Auckland bei Durham	" 139
St. Rupertskloster bei Bingen	" 61	Ajaccio	" 141
Der Palast der Ehrenlegion in Paris	" 64	Der Dom zu Magdeburg	" 143
Brest	" 67	Marseille	" 149
Homburg vor der Höhe; das Kurhaus	" 71	Der Trajansbogen in Benevent	" 155
Die Franzensveste in Tyrol	" 75	Der Leipziger Markt	" 156
Das Kloster St. Angelo bei Neapel	" 76	Das Amphitheater in Pola	" 162
Genf	" 77	Der Münster in Straßburg	" 166
Der Groß-Glockner	" 81	Der Münster in Freiburg	" 171
Die Veste Vano (Ivano) in Tyrol	" 84	Das königliche Schloß in Ludwigsburg	" 178
Teheran in Persien	" 85	Der Barbarigo-Palast in Venedig	" 185
Baden-Baden	" 89	Der Neptunstempel in Pästum	" 185

Tafel fehlt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichniss

des zweiten Bandes.

Der Kaiserlich-Königliche Palast in Wien ..... Seite 3
Neapel ..... „ 12
Rom ..... „ 16
Malaga ..... „ 18
Der Alcazar in Sevilla ..... „ 22
Der Escurial bei Madrid ..... „ 25
Paris ..... „ 27
Die Tuilerien ..... „ 40
Versailles ..... „ 41
Der Palast von Caserta bei Neapel ..... „ 43
Der Palast von Sans-Souci ..... „ 45
Das Brandenburger Thor ..... „ 47
Hofgärtnerei ..... „ 49
Fragezeichen ..... „ 52
Die Bauverständigen bei Bingen ..... „ 53
Der Palast der Tuilerien in Paris ..... „ 54
Brief ..... „ 57
Homburg vor der Höhe bei Frankfurt ..... „ 71
Die Frankenburg in Tirol ..... „ 73
Das Kloster St. Angelo bei Rom ..... „ 77
Brief ..... „ 81
Der Brief-Bote ..... „ 82
Die Alte Burg (Zamo) in Tirol ..... „ 84
Ludwigsburg in Württemberg ..... „ 85
Baden-Baden ..... „ 89
Das Opernhaus in Paris ..... Seite 97
Neu-Orleans ..... „ 98
Speyer ..... „ 101
Gemälde in Schleissheim ..... „ 105
Die Kathedrale in Strassburg ..... „ 113
Hunyad-Vara ..... „ 121
Die Schlachtburg bei Zürich ..... „ 124
Die Kathedrale in Paris ..... „ 124
Persepolis in Central-Persien ..... „ 127
Das Neue Thor ..... „ 128
Die Halle des Michel Angelo in Rom ..... „ 133
Die Statuen von Gizeh in Aegypten ..... „ 135
Der Pfeilerpalast in Karlsruh bei Durlach ..... „ 139
Briefe ..... „ 141
Der Dom zu Magdeburg ..... „ 143
Brief ..... „ 149
Die Terrassengärten in Babylon ..... „ 155
Der Dreifache Thurm ..... „ 156
Das Amphitheater in Pola ..... „ 162
Der Stephans-Dom in Wien ..... „ 169
Der Thurm in Pisa ..... „ 171
Das Dominikaner-Kloster in Tschenstochau ..... „ 178
Der Barbarigo-Palast in Venedig ..... „ 180
Der Kryptentempel in Pästum ..... „ 185

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltsverzeichniss

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DAS INDUSTRIE-AUSSTELLUNGS-GEBÄUDE IN MÜNCHEN

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

WOOLWICH

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

C. Reiss del.

BASEL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MALAGA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. zu Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER VATICAN IN ROM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER EISENBAHN-VIADUCT
über die Lagunen nach Venedig

Aus d. Kunstverl. d. Bibl. Inst. in Hildb.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FREIBURG im BREISGAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

C. Reiss del. B. Metzeroth sc.

DIE NEUE AU-KIRCHE IN MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CETARA
(Bay von Salerno)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildb.

Lithanstalt d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

C. Weiss del.

DER OBELISK VON LUXOR
auf dem Eintrachtsplatz in Paris.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DAS NECKARTHAL MIT NECKAR-STEINACH

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HOHENSTAUFEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LUZERN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

C. Heinz del.

St RUPERTUS KLOSTER
bei Bingen.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PALAIS DE LA LEGION D' HONNEUR

(Paris)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BREST

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

HOMBURG
v. d. Höhe
(Das Kurhaus)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FESTUNG BRESSENONE
(FRANZENVESTE)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KLOSTER ST ANGELO
bei Neapel.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

GENF

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER GROSSGLOCKNER
in den Salzburger Alpen.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

C. Bates del. B. Metzeroth sc.

FESTE VANO PRESSO GRIGNO
Tyrol
(SUGANER THAL)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BADEN - BADEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

INTERIORE des OPERNHAUSES in PARIS

(GRAND BAL MASQUE)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Bildkh.

Lithothek d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

NEW ORLEANS

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SPEIER

Aus d. Kunststanal d. Bibl. Inst. in Hildb.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

EMDEN

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DIE KAISER PFALZ

IN GELNHAUSEN.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BUENOS AYRES

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildsh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das SCHLACKENBURG bei TÖPLITZ

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PAVIA.
die Carthäuser-Kirche.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildb.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

CAP HORN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die WOHNUNG des MICHEL ANGELO

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

RUINEN von EDFOU
in Egypten.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der BISCHOFS-PALAST
zu Durham in England.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institut Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

AJACCIO

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DIE DOMKIRCHE IN MAGDEBURG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

MARSEILLE

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institut Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der
TRAJANS-BOGEN
in Benevent.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER MARKT IN LEIPZIG

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das AMPHITHEATER in POLA

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

STRASSBURGER MÜNSTER.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der MÜNSTER in FREIBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KÖNIGL. SCHLOSS in LUDWIGSBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

PALAST BARBARIGO und PISANI

in Venedig.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der
NEPTUN = TEMPEL
in Paestum.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf